Ph. Pr. 208 d.
Caraccioli
R

Der

Genuß ſeiner ſelbſt,

oder

gründliche Anweiſung,

wie man

ſeine Glückſeligkeit

am ſicherſten

befördern könne und müſſe.

Nach der beliebten franzöſiſchen Ausgabe

des

Herrn Marquis Caraccioli,

Königl. Poln. und Churſächſiſchen Obriſten,

überſetzt durch

A. v. d. W.

Nebſt einem Schreiben des Herrn Verfaſſers we=
gen dieſer Ausgabe, mit verſchiedenen gehörigen Orts
eingeſchalteten beträchtlichen Zuſätzen vermehret.

Zweyte Auflage.

Augſpurg und Leipzig,
verlegts Matthäus Rieger und Söhne.
M DCC LXVII.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Der
Durchlauchtigſten Fürſtin
und Frauen,
FRAUEN
Charlotten Amalien,
vermählten Herzogin
zu Sachſen, Jülich, Cleve und Berg,
auch Engern und Weſtphalen,
Landgräfin in Thüringen,
Marggräfin zu Meiſſen,
gefürſteten Gräfin
zu Henneberg,
Gräfin zu der Mark und Ravensberg,
Frauen zu Ravenſtein,
gebohrnen Landgräfin
zu Heſſen,
Fürſtin zu Herßfeld,
Gräfin zu Catzenellenbogen, Dietz, Ziegenhain, Nidda, Schaumburg und Hanau,
auch Sayn und Wittgenſtein ꝛc. ꝛc.

Durchlauchtigſte Herzogin,

Gnädigſte Fürſtin

und Frau, Frau!

2c. 2c. 2c.

Der Verfaſſer dieſes Werks zeiget in der Vorrede umſtändlich, daß man unter dem ſchönen Geſchlecht die höchſten Gemüthseigenſchaften vereiniget antreffe, und zwar dergeſtalt, daß man faſt der Meinung ſeyn ſollte, es ſey dieſes die Quelle, woher er die erhabenen

Be-

Begriffe, womit ſein Werk ange-
füllet iſt, geſchöpfet habe. Da wir
nun daſſelbige durch eine deutſche
Ausgabe in ein weiteres Licht
zu ſetzen gedenken; ſo können wir
nicht umhin, ſogleich auf die hohe
Perſon von **Ihro Durchlaucht**,
in Anſehung der Zueignung, un-
ſere Ehrfurchtsvolle Gedanken
zu richten. Wir als Bürger
von Frankfurt nehmen Antheil an
der Ehre, ſo die Stadt von
Dero hohen Gegenwart
genieſet, und wir laſſen billig die
Gelegenheit nicht aus Handen,
dieſen unſern Ruhm weiter auszu-
breiten. Ein jeder unter uns be-
wundert ſeit ſo langer Zeit, wie
Hochdieſelben als eine gebohrne
Fürſtin die ſeltenſte Gelaſſen-
heit und Leutſeligkeit, ja ſich
ſelbſten ſo vollkommen beſitzen,
als der Verfaſſer ſie in ſeinem
Buche

Buche vorſtellet. Wir haben uns demnach zu der Freyheit berechtiget geglaubet, die wir hiemit nehmen, uns öffentlich zu Dero Mitbewunderern zu erklären, und uns mit den ehrerbietigſten Empfindungen zu nennen.

Ihro Durchlaucht,

unterthänige gehorſamſte

P. I. H. E. C.

Vorrede
des Herrn Verfaſſers.

Die Anweiſung zum Genuß ſeiner ſelbſt wird vielleicht ihre Aufnahme nur der Aufſchrift verdanken müſſen, daran ſich viele mögen betrogen haben. Wir leben itzt in einer ſolchen Zeit, in welcher ein jedes Wort einer Zweydeutigkeit unterworfen, und in welcher ſich alles auf die Sinnen beziehet. Indeſſen zeiget es eine gänzliche Unwiſſenheit ſeiner ſelbſt, wenn man durch dieſes ſein ſelbſt den elenden Leib verſtehet. Unſere Seele iſt ein alles, oder ein ſelbſtändiges Weſen, und unſer Leib nur ein geringes körperliches Theilgen, welches mit dem Geiſt in keine Vergleichung zu bringen iſt.

Manche ſind auch bey der Benennung, der Genuß ſeiner ſelbſt, auf die Gedanken gerathen, daß dieſes nur die

Zufriedenheit ſeiner Seele, oder die Kunſt ſich zu kennen, ausdrücken wolle; allein auch dieſe irren ſich gröblich. Denn man kann mit ſich ſelbſt zufrieden ſeyn, und ſeiner doch nicht genieſen; wie man etwa einen Vorwurf kennet, den man doch nicht beſitzet. Nichts kann alſo meine Abſicht des Genuſſes ſeiner ſelbſt anders ausdrucken, als dieſes, daß man ſich gänzlich beſitze. Man genieſet ſeiner ſelbſt, wenn man Meiſter ſeines Herzens iſt; wenn man ſeine Seele in ſeinen Händen trägt; wenn man ſeinen Leidenſchaften gebietet und ſeine Sinnen regieret. Wie viele kommen aber dieſer Vorſchrift nicht nach, die doch wiſſen, daß man ſolches thun könne? Wie viele, die in dem Schoos des irrdiſchen Vergnügens ſchlummern, ſind zufrieden, und beſitzen einfolglich ſich ſelbſt nicht. Ich ſage alſo nochmals, daß der Genuß ſeiner ſelbſt die einige Aufſchrift ſey, welche dem Vorwurf meiner Betrachtung zukomme, und meine Gedanken treulich anzeigen könne. Wer es alſo als die Zufriedenheit der Seele, oder die Kunſt ſich zu kennen auslegen wollte, muß den Inhalt nicht begreifen, da es

eigent-

eigentlich nur die Worte des Evangelii ausweiſen ſoll: **Beſitzet eure Seele in Geduld** (1).

Sollten wir unſere Lebenszeit in ſtetem zeitlichen Vergnügen und Nichtswürdigkeiten verſtreichen laſſen, ohne wenigſtens einige Augenblicke ernſthaften und nüzlichen Betrachtungen zu widmen? Sollten wir unſern Nachkommen Gelegenheit geben, unſeret in künftigen Zeiten zu unſrer Schande zu gedenken, und unſere Jahre als einen Zeitraum zu Kleinigkeiten und unziemenden Lebensart beſchimpfen, ohne wenigſtens von unſerm vorzüglichen Werth eine ſchwache Erwehnung zu thun? Mehr als die Hälfte dieſes unglücklichen Jahrhunderts iſt bereits abgelaufen, und bis dahin können wir denen, die nach uns unſere Stelle betreten werden, faſt nichts als abgeſchmackte Liebesgeſchichte, eitle Schauſpiele, ruchloſe Lehrgebäude und ausſchweifende Meinungen, aufweiſen. Wie ſehr ſind wir aus der Art geſchlagen! Weit über die Hälfte dieſes Jahrhunderts iſt dahin, und ſo viele Staffeln,

(1) Luc. 21. v. 19.

ſind wir nicht von den Verdienſten unſerer Våter herunter geſtiegen. Sie liebten den Fleis, und wir die Zerſtreuung. Sie ſtrebten nach der Warheit, und wir nach falſchem Schein; ſie zogen ihre Beweiſe aus dem Grund der Religion, und wir bauen Lehrſåtze, die derſelben widerſprechen; ſie ſchöpften aus den Quellen, und wir kennen ſie nur durch fremde Anziehung; ſie forſchten in ihrer Seele, und wir geben nur den Sinnen Gehör; ſie geſtatteten ſich keine Vergnügungen, als zur Erquickung der Sinnen, und wir glauben, nur dazu zu leben, um der ſtråflichſten Ergötzungen zu genieſen. Ja, mit einem Wort, ſie überdachten, wir reden: ſie ergründeten, wir betrachten nur obenhin; ſie machten Vernunftſchlüſſe, wir ſind aberwitzig.

Die Vernunft darf ſich demnach ihrer Rechte nicht mehr bedienen; ſie ſchweiget. Nützliche Wiſſenſchaften werden mit der blödeſten Zaghaftigkeit ans Licht gebracht, aus Furcht die åuſerliche Welt zu entrüſten; leichtfertige Künſte ſtehen aller Orten in Anſehen, die Befleiſigung der Kriegskunſt welcher der Unmåſigkeit, Zerſtreuung und Nichtswürdig-

würdigkeit; die Gelehrſamkeit verbirget ſich in das innerſte der Klöſter, und ſchämet ſich faſt ihres Weſens. Die Geiſterlehre ſeufzet nach den vorigen Tagen eines Malebranche, und begibt ſich aller Hoffnung, dieſelbe wieder hervorleuchten zu ſehen. Die Gottesgelehrtheit wird für eine Erdichtung gehalten, und die unverwerflichſten Lehren ſind kaum bekannt; die Religion ächzet in dem Inneren einiger weniger Gerechten, und findet bey den meiſten kein Gehör: dahingegen die Verdorbenheit der Herzen, und die Irrthümer der Sinnen, unter dem Namen der Dichtkunſt, der natürlichen Religion und der Weltweisheit, allgemeinen Beyfall findet. Dieß ſind die Götterſprüche, die man höret, die Lehrſätze, die man annimmt.

Es kann uns nicht mehr befremden, daß die Körperlehre, als die üblichſte Wiſſenſchaft überall Schüler und doch keine Schulen habe; daß ſie ſich gegen die Vernunft auflehne, ohne zu ihrer Vertheidigung einige Schlußfolge beybringen zu können. Die Liebe der Zerſtreuung, und der Geſchmack am Vergnügen, haben ſie ſtaffelweiſe bis in unſer Innerſtes übergebracht,

gebracht, ſo daß ihre Herrſchaft das Werk der Wolluſt zu nennen iſt. Unſere Seele, als das Schlachtopfer eines allzu leichtglaubigen Ohrs, eines allzu neugierigen Auges, hat unter der Gewalt der Sinnen unterliegen, und ſich ſo gar mit dieſen vermegen müſſen. Man fürchtete ehemals, an gutem Gerüchte zu verlieren, was man an Empfindungen gewonnen, und hemmete darum den Lauf; nunmehr aber ergibt man ſich den Empfindungen ohne Ausname, da man nur das irrdiſche Vergnügen ſuchet und ehret. Wer etwa eine vorzügliche Naturgabe beſitzet, wendet ſie zur Betrachtung der Pflanzen oder Muſcheln an: und was ſind die Früchte dieſer Arbeit anders, als ſolche, wie uns la Bruyere von einem Blumenliebhaber ſagt, der ſein Leben mit Unterſuchung eines Blumenbettes zugebracht: er hat Tulipanen geſehen.

Wie kann man mitten unter dieſen Nichtswürdigkeiten ihrem Strom widerſtehen? Wie darf man von der Seele reden, mit denen, die keine erkennen wollen? Wie kann man ſolche Herzen der Sittenlehre eingedenk machen, die nur die

Ver-

Verdorbenheit lieben: will man verſtändige Vorſtellungen anbringen, da wo eine Menge ganz körperlicher Eindrücke das Weſen und die Glückſeligkeit der Menſchen ausgemacht? Die Unternehmung ſchiene in der That zu verwegen; und wir ſtellen uns deutlich vor, daß gegenwärtige Abhandlung von wenigem Nutzen und Geſchmack ſeyn wird. Den Wollüſtigen wird es erdichtet und mährhaft vorkommen, weil ſie keinen andern Genuß als des Vergnügens anſehen; denen Freygeiſtern mitleidenswürdig, weil ſie nur ihren eigenen Selbſtbetrug verehren; denen Wortgelehrten abgeſchmackt, weil ſie nur in die Red- und Schreibart verliebt ſind; denen Matematicis unvernünftig, die einfältig genug ſind nichts zuzulaſſen, ſo ſich nicht durch ihre Striche und Zahlen erweiſen läßt; den Körperlichen lächerlich, die mit vielem Ruhm daran arbeiten, um uns zu den Thieren zugeſellen.

Der Genuß ſeiner ſelbſt, iſt eine Aufſchrift die etwas fremde, und die ein jeder bey dem erſten Anblick nach ſeinem Geſchmack auslegen wird; allein welche Verwandlung, wenn man darin

nichts findet, als den vollkommenen Gebrauch ſeiner ſelbſt, eine gänzliche Gleichgültigkeit in Anſehung des Körpers, die Herrſchaft der Seelen in ihrem ganzen Umfang; denn dieſes iſt der Grundriß unſers Werks. Wir ſtellen den Menſchen ſein ſelbſt und ſeines Weſens genieſend vor, in ſo weit er ſich und die Gottheit kennet, nach dem Ausdruck des heiligen Auguſtini, wenn er ſich zu GOtt wendend ſagt: **kennete ich dich, ſo kennete ich mich** (2). Alles iſt in dieſer zwiefachen Wiſſenſchaft, die wir in unſerm Innerſten enthalten, begriffen, die wahre Freyheit, die wahre Weisheit, die wahre Glückſeligkeit. Alles, was ſich auf dieſe zwey hohe Vorwürfe nicht beziehet, iſt Irrthum, Thorheit, Elend und Eitelkeit.

Die ewige Weisheit, die ſich erniedrigte und im Fleiſch erſchienen, lehrte uns nicht, zierliche Kreiſe zu entwerfen, die Sterne zu zählen, und die Himmeln zu meſſen; ſondern unſere Seele der ganzen Welt vorzuziehen, und in uns ſelbſt zu gehen. Man ſahe den Erlöſer der Menſchen keine Aſtronomie erklären, keine

(2) Noverim te noverim me.

keine Feder noch Zirkel führen; man hörete Ihn keine Fragen erheben, die nach künſtlichen Entdeckungen ſchmecken; nein, er ſagt: **Liebet GOtt und den Nächſten, das iſt das ganze Geſetz und die Propheten.** Ohne Zweifel wird die Sprache des Evangelii in dieſen Tagen vielen eine fremde Sprache ſeyn. Da wir aber nicht vor jene Art von Menſchen ſchreiben, die ſich den Thieren gleich machen, ſo rechnen wir es uns für einen Ruhm und Pflicht, die ewige Wahrheiten zur Stütze zu nehmen. Unſere Abſicht iſt nie geweſen, dieſes Werk den Affen noch Bibern zu zueignen, ſondern den Menſchen.

Wer alſo noch einen rechtmäßigen Gebrauch ſeiner Vernunft macht; wer über die Beraubung der Seelenwürden, welcher ſie blosgeſtellt, noch ſeufzet, der nehme, wo er auch ſey, dieſes Werk, wenn es zu ſeinen Händen gelanget, als ein Zeichen der Treue und Hochachtung gegen die menſchliche Natur an, welche von ſo vielen verächtlich angeſehen und zu Grunde gerichtet wird; er leſe dieſes Werk, als die Vorſtellung ſeines wahren Adels; er wird darin zwar weder jene Erhaben-

heit des Verſtands, noch gründliches Wiſſen finden, welche vortrefflichen Schriftſtellern den Werth beylegen, nur die Wahrheit wird er darin entdecken, und aus derſelben überzeugt werden, daß man nur dadurch frey ſeyn könne, daß man ſein ſelbſt genieſet. Er laſſe ſich durch die Geringſchätzung, welche dem Anblick dieſes Werks bey ſinnlichen und unmäſigen bevorſtehet, keineswegs abſchrecken. Man mißfället ihnen nur darum, weil man der Wahrheit nachſtrebet. Wer zeitliche Ehre und Schauſpiele ſchlechterdings für ſeine Glückſeligkeit hält, wird die Sittenlehre, die in dieſem Buche enthalten, nicht billigen; indeſſen iſt es an dem, daß ſie niemals glücklich ſeyn noch werden können, wo ſie dieſelbe nicht in Uebung bringen.

Mögten wir nur unter göttlichem Beyſtand dieſes, durch ſorgfältige Abwiegung derer Güter dieſes Lebens, denen man nachhänget, und die man verehret, beweiſen können. Um dieſen Zweck zu erreichen, ſind wir als Scheidekünſtler zu Werk gegangen. Nachdem wir die Wiſſenſchaften, Reichtümer, Weltfreuden und Würden abgetheilet, haben wir ihre

ihre einfache Theile beobachtet und in ihren rechten Werth geſetzt, ſo daß dieſes Werk als die Zerlegung aller Vergnügen und Ehren angeſehen werden kann. Denenjenigen, die zu überlegen pflegen, wird es zur Verwunderung gereichen, wenn ſie ſehen zu welchem Grad des Ruhms man ſolches Glück und Aemter erhebet, davon kaum ein lerer Namen übrig bleiben würde, wenn man deren Entwickelung und Zertheilung vornemen würde.

Wir würden vielleicht beſſer gethan haben einen andern Vorwurf abzuhandeln: allein eben dieſelbe Neigung, die uns ehedem antriebe, den Umgang mit ſich ſelbſt (3) zu verfaſſen, reizet uns nunmehr den Menſchen, der ſeines Weſens genieſet, vorzutragen; denn es iſt wol zu erwegen, daß zwiſchen mit ſich ſelbſt umgehen, und ſein ſelbſt genieſen, ein merklicher Unterſchied ſey. Man kann nachſinnen, und ſich ſelbſt kennen, und dennoch ſeine Seele und Sinnen nicht nach der Richtſchnur der wahren Geiſterlehre beſitzen. Die Worte ſich ſelbſt, faſſen alle Fähigkeiten des Geiſtes und

(3) La Converſation avec ſoi meme.

und Leibes in ſich, und man genieſet dieſer und jener nur, in ſo weit man ſich derſelben bemeiſtert, und mit Ueberlegung und Freyheit, entweder beſchäftiget ſeyn läſſet oder zurück hält.

Man wird vielleicht glauben, daß unſere Sittenlehre eine aufgeheiterte Stellung jener berüchtigten Lehre der Gemüthsruhe (4) wäre, und wir einführen wollten, daß ein jeder ohne Befleiſigung in Wiſſenſchaften und Künſten, ohne Antheil an der menſchlichen Zuſammenlebung, und ohne die hohen Häupter von dem Volke zu unterſcheiden, ſchlechterdings als ein ſtolzer Menſchenfeind leben, ſich ein Lehrgebäude, welches gegen die Gebräuche und Wolanſtändigkeit ſtrebe, aufrichten und ſich einer ganz unfruchtbaren Betrachtung überlaſſen müßte. Das ſey ferne! Man beſitzet ſich ſelbſt nur, dadurch daß man geduldig, gelehrig und geſellig iſt, ſo daß man nicht ſeiner ſelbſt, ſondern ſeines widerſpenſtigen Gemüths genieſen würde, wenn man nur alles in der Welt tadelte, und ſeinen Nächſten nicht ertragen könnte.

Wenn

(4) Quietiſmus, welcher gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts groſes Aufſehen machte.

Wenn auf der einen Seite eine nachdenkende Geiſterlehre ſtatt findet, die nur auf Betrachtungen beruhet, ſo beſtehet auf der andern Seite auch eine thätige Geiſterlehre, welches die Eigenſchaft der unſrigen iſt.

Wir hoffen dieſes mit deſto gröſerem Zutrauen darthun zu können, da ſelbſt des Herrn Cardinals des Lances Eminenz, der von Eifer und Erleuchtung erfüllet iſt, den Entwurf dieſes Werks genehm gehalten; wie nicht weniger der ehrwürdige Pater Gerdil, ein Barnabite und öffentlicher Lehrer der Gottesgelährtheit zu Turin. Der gelehrten Welt kann nicht unbekannt ſeyn, daß dergleichen Stimmen den Beyfall ganzer hohen Schulen übertreffen. In dem Anfang des 1757ſten Jahres entwarfen wir den Genuß ſeiner ſelbſt, und haben ſeither an dieſer Arbeit, in Italien, Frankreich, Polen und Deutſchland, ſo viel es die Reiſen und Geſchäften zulieſſen, fortgefahren.

Wir löſen zuforderſt in dieſem Werk einigermaſen das ganze innerſte des Menſchen auf, und verhandeln demnächſt ſtückweiſe die äuſerlichen Dinge, die uns

umgeben, und mehr oder weniger auf unſer Weſen wirken. Man wird hoffentlich ſehen, daß der einige Zweck ſey, die Vortrefflichkeit unſerer Natur zu erheben, ihre Reichtümer und Auskunftsmitteln zu erweiſen, und die Vorſtellungen, die wir uns bis hierhin von einer Welt gemacht, die uns verführet und unſerer ſpottet, umzuſtoſen. Man wird ſehen, daß es um glücklich zu ſeyn nicht auf den Genuß einiger Millionen Einkünften ankomme, ſondern daß man ſein ſelbſt genieſe, und daß der Menſch, den wir vorzuſtellen unternehmen, nicht der ſey, den la Metrie, oder Jacob Rouſſeau abbildet, ſondern der Menſch, den GOtt erſchaffen, und zu ſeiner Glückſeligkeit beſtimmt hat.

Zuletzt müſſen wir unſern Leſer bitten, **den Genuß ſeiner ſelbſt** nicht nach dem erſten Hauptſtück zu beurtheilen, welches man in etwas ſonderlich finden wird. Das ganze Werk, nur etwa funfzehn bis zwanzig Seiten ausgenommen (5), iſt von ſolchem Inhalt, den ein

(5) Das erſte Hauptſtück dörfte vornemlich hierunter gezähler werden, und da es von dem allgemeinen

ein jeder füglich faſſen kann, obſchon alle Vorwürfe nach der Ordnung einer gewiſſen Geiſterlehre verhandelt ſind, die man jederzeit, wo es die Sittenlehre betrift, warzunehmen hat. Durch eine ſolche richtige Handlungsweiſe kann man den Verſtand und das Herz einflechten, nach Anmerkung der Durchlauchtigſten Prinzeſſin von Radzivil, geborne Gräfin von Caprara, die mit mehreren polniſchen Standesperſonen ihres Geſchlechts den Ruhm theilet, daß ſie als Weltweiſe denket und lebet, und die das erhabene und tröſtliche der Geiſterlehre wol kennet. Ihre rühmliche Beſcheidenheit wird uns zwar gewiß dieſe Aeuſerung übel deuten. Allein wir würden uns einer Undankbarkeit ſchuldig machen, wenn wir das Verdienſt einer Prinzeſſin unverehret lieſſen, welche den geſchriebenen Aufſatz dieſes Werks zu leſen, mit ihren Anmerkungen auszuzieren, und uns zu deſſen öffentlichen Darſtellung anzutreiben geruhet hat; und man ſollte überdas in einem ſo unfrucht-

nen Zuſammenhang zwiſchen Leib und Seele handelt, ſo hat man für füglicher gehalten, daſſelbe eine Einleitung zu denen folgenden Hauptſtücken zu nennen.

fruchtbaren Jahrhundert als das unſere leider iſt, erleuchteten Perſonen nicht den Zins der Bewunderung zahlen müſſen? Aus gleicher Urſache verdienet Herr Formey, der ſich ſelbſt in ſeinem chriſtlichen Weltweiſen abgeſchildert, öffentliche Lobeserhebungen: diejenige, ſo wir ihm beylegen können, würde ſeinen Eigenſchaften weit unterlegen ſeyn; wir laſſen es alſo nur dabey bewenden, daß wir eines Werks Erwähnung thun, welches deſſen Ruhm unſterblich macht.

Schreiben

des

Herrn Marquis Caraccioli

an den Ueberſetzer.

Da ſie ſich entſchloſſen haben mein Werk la Jouiſſance de ſoi-même in ihre Sprache zu überſetzen, und unter die Einwohner Deutſchlands auszubreiten, die jederzeit das geſetzte und gründliche in Betrachtungen geliebt, ſo rechne es mir zur Pflicht, ihnen noch einige Zuſätze mitzutheilen, die ich dem Inhalt des Werks beygefügt habe. Ordnen ſie ſolche an die dabey bemerkte Stellen ihrer Behörde, oder im Fall dieſes nicht mehr thunlich iſt, ſo machen ſie ſolche in dem Zuſammenhang dieſes Briefes nur überhaupt bekannt (1).

(1) Bey der erſten Auflage war es zu ſpät; ſie ſind aber itzt, gehörigen Orts eingerücket.

Die Aufnahme meiner Arbeit, deren ſchleuniger Abſatz meine Erwartung weit übertrift, kann mir in der That nur in ſo weit zum Vergnügen gereichen, als ich dadurch ſehe, daß ſich noch manche Liebhaber einer ächten und reinen Sittenlehre finden. Nur unſern heimlichen Deiſten hat ſolche mißfallen; ſie beſchuldigen mich der Beleidigung unſers Jahrhunderts, weil ich ſolches als unglaubig und nichtswürdig ausgeſchrien habe. Konnte ich mich aber nicht zum voraus ſchon einer ſolchen Tadelung verſehen? Es iſt natürlich, daß dergleichen Witzlinge, die für die gröſten Weltweiſen unter der Sonne angeſehen ſeyn wollen, über einen ſolchen Schriftſteller zörnen, der wegen dem Mangel rechtſchaffner Gelehrten ſeufzet. Es iſt natürlich, daß Menſchen, die in dem Gemälde, welches ich von den Gottloſen entworfen, ihre eigne Geſtalt erkennen, ſich beklagen, weil ich mich gegen die Gottloſigkeit auflehne. Es iſt natürlich, daß ſolche kleine Lichter, die ſich einbilden in der Geiſterlehre dem Malebranche weit überlegen zu ſeyn, mir verweiſen, daß ich ſeinem Lehrgebäude beygepflichtet habe. Doch ich bleibe bey

dem Geſchrey aller Freygeiſter ganz gelaſſen, die nur ihre eigne Erfindungen, und ſolche Grundſätze die damit übereinſtimmen, verehren, und wünſche mir Glück dazu, daß ich ihren Tadel verdienet habe. Man kann ihnen nur gefallen, in ſo weit man ein Schriftſteller nach ihrer Denkungsart iſt. Sie machen eine beſondere Sekte aus, und wiſſen ſich unter einander zu erkennen. Sie führen eine eigne Sprache der Religion, welche von unverſtändigen für den wahren Glauben angeſehen wird, in der That aber doch die Sprache des Unglaubens iſt.

Ich zeige ihnen M. H. hiernächſt an, worin meine Zuſätze beſtehen:

(Allhier folgten dieſe Zuſätze, welche nunmehr im Werk ſelbſt eingerücket ſind.)

Dieß ſind die wenigen Zuſätze, welche ich dieſem Werke noch beyzufügen für dienlich erachtet, wobey ich aus aufrichtigem Herzen wünſche, daß meine Arbeit allen denen, die ſolche leſen, nützlich ſeyn möge. Die in allen Stücken rühmliche Eigenſchaft deter Deutſchen, laſſet uns keinen Zweifel übrig, daß ſie das leſen dieſer Sittenlehre denen eitlen Liebesgeſchichten, die zu nichts dienen, als das

Herz durch ſchädliche Empfindungen zu verderben, vorziehen werden.

Ich zweifle ferner nicht, ſie werden bey dem überſetzen allen widrigen Verſtand und zweydeutige Ausdrücke, welche die in der Urſchrift enthaltene genaue Sittenlehre verfälſchen könnte, ſorgfältig vermieden haben. Ihre Sprache iſt ſo reich an Worten u. ſ. w.

Zuletzt iſt mir noch übrig, die Wahl derer Herren Verleger, in Anſehung der Zueignung dieſer Ueberſetzung, mit ihnen zu rühmen; ich ſtimme allen Lobeserhebungen, welche dieſer **Durchlauchtigſten Herzogin** von den Herren Verlegern beygemeſſen werden, deſto williger mit an, da ſie Ihro hohen Eigenſchaften vollkommen gemäs ſind. Ich bin u. ſ. w.

Achen, d. 25. Nov. 1758.

Marquis Caraccioli,
Königl. Poln. Churſächſiſcher Obriſter (*).

(*) Der Herr Verfaſſer pfleget jedesmal ſeinen Stand anzumerken, um ſich von andern, die dergleichen Namen führen, und ebenfalls Bücher geſchrieben haben, zu unterſcheiden.

Vor=

Vorbericht des Ueberſetzers.

Das Werk, welches ich hiermit dem öffentlichen Druck in unſerer Mutterſprache übergebe, iſt vor etwa vier Monat in Holland, unter der Aufſchrift, la Jouiſſance de ſoi même, in franzöſiſcher Sprache erſchienen; der ſchon vorhin bekannte Ruhm des erleuchteten und würdigen Herrn Verfaſſers, und das Zeugniß, welches der Inhalt durch ſeinen eigenen Werth ableget, beſtätiget ſich bey allen denen, die ſeine vorige Schriften nicht kennen, von ſelbſten. Niemand hat ſolches ohne viele Erbauung und Beyfall leſen können, und das ganze Lehrgebäude iiſt, mit Ausnahme einiger wenigen Stellen, ſo eingerichtet, als es überhaupt einem jeden rechtſchaffen tugendhaften Menſchen, ohne Unterſchied der Religion, zu denken geziemet.

Einige beſondere Züge der ächten Sittenlehre, kamen mir bey dem erſten Durchleſen ſo annehmungswürdig vor, daß ich mich bey müſſigen Stunden beſchäftigte, mir ſolche durch Ueberſetzung derſelben deſto bekannter zu machen. Zu dieſer Abſicht mag etwa eine natürliche Eigenliebe dazu geſtoſen ſeyn, welche mir meine Arbeit immer ſchmackhafter machte, und mich veranlaßte meinen Fleis zu verdoppeln: wenigſtens,

es hatte in kurzem guten Fortgang. Die Vortrefflichkeit der Anleitung zum Guten überzeugte mich hiebey mehr und mehr, daß manchen Tugend- und Zuchtliebenden Einwohnern unſers deutſchen Vaterlands, welche der franzöſiſchen Sprache nicht mächtig ſind, ein Dienſt geſchehen würde, wenn man ihnen Gelegenheit verſchafte, ſich in dieſem Tugendſpiegel, zur Erkenntniß und Hochſchätzung ihres unſchätzbaren Weſens, zu beſehen. Es war damals gegen Vermuthen, nach eingezogener Nachricht, noch nicht bekannt, daß etwa ein fähiger, und der reinen deutſchen Sprache mächtiger Liebhaber gleichen Uebung weder hier noch auswärts ſolches unternommen hätte.

Ungeachtet ich nun niemals die Probe eines ſolchen Vorhabens vorher gemacht hatte, vielweniger von meiner ungelehrten und ſchwachen blos zur Handlung gewidmeten Feder mir verſprechen konnte, daß ſie ſolche Früchte hervor bringen würde, die ſich wagen dürften, offentlich und ſo manchen fertigen Geiſtern unter die Augen zu treten; ſo nahme ich dennoch den verwegenen Entſchluß, mit der Erſtgeburt meiner Ueberſetzung den Schritt dieſer Darſtellung zu thun. Eines theils hat die Anſporung eines werthen Freundes dazu vieles beygetragen; andern theils ſchmeichelte ich mir, daß bey denen geneigten Leſern der Inhalt des Werks mir das Wort reden könnte; ſie in ſolcher gütigen

Geſin-

Geſinnung den aufrichtigen Willen erwegen, und hingegen die eingeſchlichenen Fehler, ſo wol als die mangelnde Kraft mancher erhabenen Züge der Geiſterlehre und Weltweisheit, die meine ſchwache Einſicht und geringe Fähigkeit überſtiegen haben, liebreich überſehen würden. Der Herr Verfaſſer leugnet ſelbſten in ſeiner Vorrede nicht, daß einige dunkle Stellen mit eingefloſſen; und wie viel mehr mußte es auſer meinen Kräften ſeyn, ungeachtet alles ſorgfältigen Fleiſes, ſolche deutlich zu machen?

Es hatte bereits die gröſte Hälfte der Ueberſetzung die Preſſe verlaſſen, als der Herr Verfaſſer, der von dieſer Unternehmung Nachricht erhielte, hochgütigſt geruhete noch einige Zuſätze einzuſenden, welche er entweder an gehörigen Orten noch beygebracht, oder wo dieſes nicht füglich mehr geſchehen könnte, als ein Anhang hinzu gefüget wiſſen wollte. Zu erſterm war es zu ſpät; es wurde alſo der ganze Brief in deutſcher Sprache dem Werke vorgedruckt, mit angehängter Bitte, es mögte dem geneigten Leſer gefallen, ein jedes Stück, da wo es ſeyn ſoll, anzuwenden.

Wie könnte bey der Zueignung dieſes Buchs, welche die Herren Verleger ſo glücklich auserſehen, der Ueberſetzer in Frankfurts Ringmauern über das Glück und Gnade, ſo ſeiner Arbeit wiederfähret, ungerühret bleiben, da der Herr Verfaſſer in der Ferne die lebhafteſten Empfin-

Empfindungen des Vergnügens darüber bezeiget. Wie könnte dieſem Werk mehrere Zierde beygeleget werden, als da den Herren Verlegern vergönnet iſt, demſelben den **Durchlauchtigſten** Namen einer ſolchen **Herzogin** vorzuſetzen, an welcher denen Vorzügen einer hohen Geburt die erhabenſten Eigenſchaften der Seele zur Seite ſtehen.

Eine geziemende Dankſagung für die nützliche Arbeit habe dem verehrungswürdigen Herrn Verfaſſer bereits bey andrer Gelegenheit in derer Deutſchen und meinem Namen abgeſtattet, und ihm, wegen ſeiner gegen meine Ueberſetzung geäuſerten allzu gütigen und unverdienten Gedanken, dasjenige bezeugen müſſen, welches ich oben erkläret; iſt es mir nicht nach ſeiner Erwartung gelungen, ſeine erhabene Gedanken in voller Kraft auszudrücken, ſo iſt die Ungleichheit unſrer Geiſter daran allein Schuld.

Ich verweiſe den geneigten Leſer an den geiſtreichen Wunſch, ſo in der Vorrede enthalten, und überlaſſe einem jeden, davon nach Beſchaffenheit ſeiner Umſtände, geſegneten Gebrauch zu machen.

Frankfurt, den 18. December
1758.

Abraham von de Walle.

Vorbericht
zur neuen Auflage.

Der Erfolg dieſer Ueberſetzung des Genuſſes ſeiner ſelbſt, hat mit der Erwartung des Herrn Verfaſſers, des Ueberſetzers, und der Verleger zugetroffen. Andere Verleger ſuchten zwar anfänglich das Werk durch eine unter der Aufſchrift, Betrachtung, u. ſ. w., zum Vorſchein gekommene Ueberſetzung zu unterdrucken, man bemühete ſich ſo gar ſolche in den öffentlichen Blättern verächtlich zu machen, mit dem ſcheinbaren Grund des Unter-

ſcheids, eines gelehrten gegen einen un-
gelehrten Schreiber; dieſſeits aber lieſſe
man des andern Herrn Ueberſetzers Mei-
nungen in ihrem Werth und Unwerth
dahin geſtellet ſeyn: und ohngeachtet
man gar keine Anpreiſung dieſer Ueber-
ſetzung geſuchet hatte, ſo blieb ſie doch
nicht gänzlich ohne Beyfall, wie ſolches
aus einer der Augſpurger gelehrten Zei-
tung um ſelbige Zeit einverleibten Prüf-
fung erhellet. Doch dieſer kleine Feder-
krieg verdienet keiner ſonderbaren Anre-
gung. Der Vorfall, daß ſich um die
Ueberſetzung dieſes Werks zu gleicher
Zeit zwey um die Wette beeifert, kann
auch auf der guten Seite dahin ausgele-
get werden, daß es noch mehr als einen
gebe, der ſeinen Mitbürgern richtige
und nützliche Grundſätze in ſeiner Mut-
terſprache mitzutheilen befliſſen ſeye.
Wer heilſamen Lebensregeln nachhing,
konnte ja ſeine Wißbegierde ſo wohl un-
ter der Aufſchrift des Genuſſes ſeiner
ſelbſt (wie der Herr Verfaſſer ſich ſelbſt
aus-

ausdrücket), als der Betrachtung ſeiner ſelbſt befriedigen, und beyde Werke würden von gehörigem Nutzen geweſen ſeyn, ohne daß erſteres durch das letztere mit ſolcher höhniſchen und verächtlichen Abſchilderung wäre verkleinert worden. Doch eine ſolche geringſchätzige Aufnahme des Genuſſes ſeiner ſelbſt war zum Glück nicht allgemein; welches wir jedoch keineswegs der Ueberſetzung, ſondern vielmehr dem wahren Werth des Werks ſelbſt, der beliebten Schreibart des Herrn Verfaſſers und deſſen guten Gerüchte beymeſſen wollen. So viel iſt wenigſtens gewiß, daß der erſte Verlag dieſer Ueberſetzung in kurzem faſt gänzlich vergriffen war, und daß die Verleger ſchon längſt zu einer zweyten Auflage ſind angetrieben worden, welches aber verſchiedner Verhinderungen wegen einige Zeit hat ausgeſetzt bleiben müſſen. Es erſcheinet nunmehr dieſe verbeſſerte Auflage, wobey die von dem Herrn Verfaſſer ein-

geſchick-

geſchickte, allein zu ſpat gekommene Zuſätze, itzt, daſelbſt wo ſie hin beſtimmet waren, gehörig eingeſchaltet ſind: Das Schickſal der erſten Auflage läſſet an gütiger Aufnahme dieſer gegenwärtigen, um ſo weniger zweifeln; und wir wünſchen allen denen die ein ſolches Buch leſen, den Nutzen, den der Herr Verfaſſer zu ſeinem Endzweck gehabt zu haben bezeuget.

Einleitung.

Das Ich welches unſere Seele ausmachet, iſt einfach und unzertrennlich, in ſoweit es GOttes Athem und Ebenbild iſt; es iſt aber zuſammen geſetzet, und vertheilet ſich, indem es ſich der Liebe zu anderen erſchaffnen Weſen ergiebet. Wir empfinden dieſes Ich in dem innerſten eines unzugänglichen Heiligthums, wenn es in Gedanken und Neigungen ſich verbreitet, die wir Geiſt und Herz nennen. Zuweilen kennet es ſich, und zuweilen vergißt es ſich, je nachdem es ſich in Anſehung gewiſſer körperlichen Eindrücken verhält, welche wir die Sinnen nennen. Werden dieſe Eindrücke zu ſtark, ſo entſtehen daraus Laſter; bleiben ſie hingegen in ordentlichen Schranken, ſo ſind ſie Anläſſe zur Tugend: denn ſo Ein Ich die lächerlichſten Eitelkeiten unterſtellet, und uns reizet uns ſelbſt als den Mittelpunkt aller Abſichten anzuſehen:

ſo müſſen wir hingegen zugeben, daß ein ander Ich, in Beziehung auf GOtt ſelbſt, nichts anders als eine wahre Gröſe ausdrücket. Ein jeder der ſich dieſes Ich in einem gebieteriſchen Tone bedienet, womit er ſeinen Nächſten erniedrigen kann, verdienet nichts als Verachtung; ein jeder der Ich ſagt, in der Abſicht die Unſterblichkeit ſeines Weſen damit zu erheben, macht ſich recht verehrungswürdig.

Was iſt aber dieſes Ich, welches die Menſchen ſo verſchiedentlich auslegen, und ſo vielfältig mißbrauchen? Dieſes Ich, welches die Leidenſchaften des einen, und die Tugenden eines anders befördert; ja dieſes Ich, welches, ſo unzertrennlich es iſt, ſich doch nach Gefallen unſerer Empfindungen und unſeres Willens zu zertheilen ſcheinet? Wolan, laſſet uns, uns ſelbſt bedachtſam auflöſen, aller körperlichen Gegenſtänden uns entübrigen; in das innerſte unſeres Gefühls eindringen, und denn das Vergnügen genieſen, daß wir uns in unſerm eigenen Weſen beſchauen.

Wir verſpüren wol die einfache und unzertheilte Wirkung eines von dem Leibe ganz unterſchiedenen wirklichen Weſens, welches durch ſeine eigene Kraft, und Beſchauung ſeiner ſelbſt, dahin gelanget, daß es ſeinen Urſprung, ſeine Vortrefflichkeit und ſeinen End-

zweck

zweck einſiehet. Die Sinnen ſcheinen nur eine zufällige Mitwirkung mit dem Geiſte zu haben, weil dieſer, als von jenen unabhänglich, in ſich ſelbſt eine fortwährende Vorſtellung ſeines eigenen Beſtehens findet. Die einfältige und ſehr gebräuchliche Schlußrede: **Ich denke, mithin bin ich**, iſt weder von unſern Ohren noch Augen entlehnet, ſonſt würde ein blind, taub oder ſtumm gebohrner, keine Empfindung ſeines Daſeyns haben. Da die Empfindung unſerer ſelbſt, oder die Ueberzeugung, daß wir beſtimmt unzertheilbar ſind, weder für das Gehör zuſammenſtimmend, noch ſchmackhaft, noch von einiger Farbe, ſo hat ſie weder durch die Ohren, noch den Mund, noch die Augen in uns dringen können; es mag auch Herr Locke, der Lobredner und der Wiederſchall der Sinnen, es noch ſo veſt behaupten.

Auf ſolche Weiſe können wir durch alle Meinungen und Einbildungen, die uns zu verdunkeln ſcheinen, bis in uns ſelbſt, in dieſes Ich, hindurch dringen. Allein, da dieſes Ich weder zertrennet oder mitgetheilet, vielweniger von andern ſo verſpüret werden kann, als es von uns ſelbſt verſpüret wird; ſo iſt es auch nur einem jeden unter uns insbeſondere dargethan. Man müßte ihm ſonſt den wahren gründlichen Sinn benehmen, und es gleich einem Körper, den

man

man ſehen und fühlen kann, vorſtellen, und dann würde es aufhören dasjenige zu ſeyn, was es iſt. Hieraus folget nun deutlich, daß ein jeder natürlich erſchaffener Menſch, die deutliche Erklärung ſeiner Seele nirgends anders als in ſich ſelbſt finden kann; und daß es thörigt ſey, einen öffentlichen und deutlichen Erweis davon, auſer ſich ſelbſt, zu begehren.

Unſer Weſen (Ich) iſt ſehr fruchtbar an Auswirkungen: wie viele Reichthümer enthält es nicht in ſeiner eigenen Geſchicklichkeit; wie viele unerſchöpfliche Hoffnungen, deren immer eine der andern unmittelbar folget; wie viele Begierden, denen keine Gränzen beſtimmet; wie viele Vorſtellungen, von allen nur erdenklichen Arten; wie viele Gemüthsneigungen, die auf das Vergangene zurück ſehen, bey dem Gegenwärtigen ſich aufhalten, und auf das Zukünftige hinaus rücken; wie viele Gedanken, die ſich über die Himmeln erheben, und neue Gegenden und Wälder erdichten! Antriebe, die uns reizen; Vorhaben, die uns zu gewiſſen Entſchlieſungen bringen; Erinnerungen, die uns an uns ſelbſt als von neuem entdecken; Gleichgültigkeiten, die uns die Waage halten; Vorrechte und Eigenſchaften, die unſer Weſen eigenthümlich beſitzet, und deren es ſich jeden Augenblick nach Gefallen bedienen kann! Es will,

und unverzüglich kommen ſeine Gedanken in dem Vornehmen zum Ausbruch: der ganze Geiſt ergieſſet ſich dazu in Ueberfluß. Hat alſo die Seele, um zu denken, zu wollen, und zu zweifeln, keines körperlichen Theiles nöthig; ſo kann auch ihr einfaches und ſtets gleiches Weſen, obſchon ſie ſich in viele tauſend von einander unterſchiedene Arten zu zertheilen ſcheinet, keineswegs einiger Veränderung unterworfen ſeyn. Wie erhaben iſt dieſes Weſen, und wie ungemein unterſchieden von dem körperlichen, welches erſt aus der zweyten Urſache abſtammet! Es entſpringet unmittelbar aus der Hand ſeines GOttes, wie die Strahlen aus der Sonne.

Unſere Seele hat ihr Daſeyn keinem Geſchöpfe zu dancken, ja ihre ununterbrochene Dauer hat mit der Zeit nichts gemeines. Die Zeit iſt eine Folge der Dinge; die Seele iſt ein unveränderlich fortwährendes Weſen. Die Zeit läſſet wachſen und verweſen; die Seele verändert oder vergröſert ſich nie. Die Zeit zeichnet in allem, was lebet und Athem hat, das Alter mit Runzeln und Falten aus, die Seele nimmt weder Geſtalt noch Farbe an; ſo bald ſie entſtehet, ſo wird ihr Weſen zur unbeweglichen Fortdauer der Ewigkeit veſtgeſtellt, wo ſie von ihrem, allen Veränderungen und Abwechſelungen ohnzugänglichem Throne, ſtets Früchte hervorbringet, ohne

ohne erſchöpfet zu werden, ſich ſtets vermehret, ohne ſich jemals zu zertheilen, ſtets abwechſelt, ohne dadurch verändert zu werden. Scheinet ſie ſchon in Mutterleibe verdunkelt zu ſeyn, ſo vermag doch ſolches nicht die Würdigkeit ihres Weſens ihr zu benehmen. Da ſie ſtets denket, und im Stande iſt zu wollen und zu lieben, ſo neiget ſie ſich immer auf ſich ſelbſt zurück, wenn ſie ſolcher körperlicher Werkzeuge verſchonen muß, die durch Schwachheit auſer Stande ſind ihr Vorſchub zu thun. Sie läſſet weder Erinnerung noch Verlangen in ſich dringen, ſondern begnüget ſich damit, daß ſie die allgemeine Vorſtellung ihres Beſtehens in dem innerſten Grunde ihrer ſelbſt zuſammen ziehet.

Dieß iſt der Zuſtand unſerer Kindheit, den man nicht erklären zu können glaubet. Dieß ſind die Urſachen, die unſere Seele gefangen nehmen, und ihre Wirkungen verhindert. Man ſiehet ſie den Lauf der Sonne nachahmen. Anfänglich ſcheinet nur eine dicke Wolke über unſere Vernunft verbreitet zu ſeyn, bis daß einiger Schein, gleich der Morgenröthe, die Aufklärung unſeres Verſtandes ankündiget; darauf dringen die Strahlen durch; und die Seele, gleich einem Lichte, erzeuget einen wunderſamen Tag, nemlich unſer vernünftiges Leben; und nachdem, gleich denen Tagwechſelungen, ſein Aufgang und Mit-

tag

tag verſtreichen, verlieret er ſich zuſehens, um in einer andern Halbkugel wieder hervor zu brechen.

In unſerer Jugend findet ſich unſer Verſtand in einer Art von Unwiſſenheit, die ſich in allen unſern Abſonderungen wieder erneuert. Da ſcheinet es, daß wir nicht wohl zu uns ſelbſt gelangen können, und daß dieſes Ich, welches jedes unzertrennliche Weſen ausmachet, uns nicht mehr zugehöre. Denn, da die Seele das Entſtehen der Gedanken ausmacht, ſo folget daraus nothwendig, daß man dieſelbe von dieſem und jenem Gedanken billig unterſcheiden muß. Wenn unſere Seele in einer beſonderen Unternehmung beſchäftiget iſt, ſo empfinden wir ſolches, und zeiget die Seele dadurch ihren Einfluß in die Gedanken; in Ausführung der Unternehmung ſelbſt aber zeiget ſie ihr weſentliches Beſtehen. Wenn ich, zum Beyſpiel, eine dunkele Frage aufzulöſen mich bemühe, ſo habe ich dieſen innerlichen Eindruck ohne Unterlaß zur Seite, daß Ich, der ich bin und denke, itzt in dieſem Werk beſchäftiget ſey. Woraus dann zu ſchlieſen, daß, da die Seele ſtets den weſentlichen Gedanken von ſich ſelbſt in ſich enthält, und ſpüret daß ſie an dieſen Vorwurf denket, ſie nicht dieſer Gedanken ſelbſt ſey, ſondern das Weſen der Gedanken. Es ereignet

eignet ſich öfters, daß wir an nichts denken, nämlich keinen beſtimmten Gedanken haben; denn da die Gedanken ſolche Handlungen ausmachen, deren eine auf die andere folget, ſo können ſie entſtehen oder nicht: das denkende Weſen aber, nämlich die Wirklichkeit der Seele, kann niemals ſtill ſtehen. Sie iſt eine ſtets laufende Uhr, obſchon ſie manchmal eine Minute nicht ganz deutlich auszuweiſen ſcheinet.

Doch wir ſetzen billig dieſe abgeſonderte Beſchreibung bey Seite, und halten uns bey einer Seele in dem Stand der Unempfindlichkeit nicht auf; wir dringen vielmehr in das Innerſte unſerer ſelbſt hinein, um zu ſehen, ob die Seele ſich ſowol ſelbſt kenne, als ſie ſich ihrer ſelbſt bewuſt iſt. Wie nachdrücklich wir auch unſer Innerſtes ergründen mögen, wird uns ſolches nichts anders als Erkenntniß und Liebe aufweiſen. Alle Beſchäftigungen unſeres Lebens beruhen nur auf dieſen beyden Vermögen, die ſich unendlich verändern. Wenn ich aber erkenne, ſo weis ich, daß ich erkenne; und wenn ich liebe, ſo weis ich, daß ich liebe. Wenn ich mich demnach ergründe, ſo erkenne ich meine Seele; und kann daraus ſchlieſen, was ſie iſt: dagegen uns zwar unſere heutige ſinnreiche Geiſter, die ſich zu Sklaven des körperlichen Weſens machen, aufdringen wollen, daß man nur das körperliche erken-

erkennen könne. Wir geben zwar zu, daß es uns unmöglich ſey, das Weſen unſeres Geiſtes zu ergründen; ſollte es uns aber befremden, und uns unbekannt ſeyn, daß die Seele, als der Urſprung aller unſerer Vorſtellungen und Schlüſſen, nicht könne ſich ſelbſt zum Grunde dienen, um in ihrer wahren Beſchaffenheit erkannt zu werden?

Und wie will man eine Sache ergründen, die keine umſchränkte Tiefe hat? wie will man ſich über eine Sache ausbreiten, die ohne Gränzen iſt? wie will man eine Sache ſehen, die aufhören würde dasjenige zu ſeyn, was ſie iſt, wenn man zu deren Beſchauung gelangen könnte? Ja, da wir nichts erdenkliches anders als durch Vergleichung erkennen, der Seele aber nichts verglichen werden kann, weil durch ſie allein alle Vorwürfe erkannt werden, ſo iſt keine Hoffnung ſie ergründen zu können.

Iſt es im übrigen nicht eine Thorheit, die Seele kennen zu wollen? Ihr Weſen iſt ganz geiſtlich, und darum können wir uns keine deutliche und eigentliche Vorſtellung von ihr machen. Ein Gedanken, ein Verlangen, ein Begriff, ſind von ſolcher Beſchaffenheit, die keiner Erklärung, Zertheilung oder Zuſatz unterworfen. Es ſind Dinge, die man empfindet, aber nicht ſiehet. Soll aber dem ohngeachtet

die Seele beſchrieben werden, ſo ſagen wir, daß ſie ein ſelbſtſtändiges Weſen ſeye, welches bequem iſt zu begreifen und zu wollen, gleichwie der Körper zur Ausdehnung bequem iſt; und gleichwie man dieſe Erklärung des Körpers für zulänglich annimmt, ſo muß man ſich aus eben derſelben Urſache an dieſer Erklärung der Seele genügen laſſen. In dem Körper findet ſich Länge und Breite, in der Seele Erkenntniß und Liebe. Ein jeder könnte dieſes leichtlich aus bekannten Folgen ſchlieſen; man findet aber ſo viel Geſchmack am thieriſchen Leben, daß man gerne das geiſtliche Weſen zernichtigen, und für unmöglich erklären mögte.

Ohngeachtet der Würdigkeit dieſes Ichs, davon wir ſo eben eine ſchwache Vorſtellung gemacht, ohngeachtet ſeiner Erhabenheit, ſeiner Fruchtbarkeit, und ſo vieler andrer würdigen Eigenſchaften, die es zieren, würde es doch nur der ſcheußlichſte leere Raum, der tiefſte Abgrund ſeyn, wenn es nicht die Vorſtellung jenes ohnerſchaffenen höchſten Weſens in ſich enthielte, davon es abſtammt. Denn, wenn die Seele auf ſich ſelbſt ſiehet, und darin zwar nur ein Andenken einiger Jahre gewahr wird, die ihr die Zeit ihres Entſtehens beſtimmen; ſo findet ſie doch zugleich einen ewigen Urſprung, dem ſie ſich gänzlich zu verdanken hat. Ihre Begierden, die täglich von neuem erwecket und niemals befrie-

befriediget werden, überzeugen ſie endlich, daß ſie nur zu dem Genuß einer ſolchen Glückſeligkeit erſchaffen, die ewig dauern und ihre Sehnſucht erfüllen wird. Da zugleich ihre Gedanken alle Zeitrechnungen und Ausdehnungen überſteigen, ſo ſpüret ſie deutlich, daß ſie aus einem unerſchöpflichen, ewigen, unendlichen Weſen entſpringe, durch welches ſie lebet, in welchem ſie wirkſam iſt, deſſen ſie theilhaftig wird, und wornach ihre Abſichten ſich erſtrecken. Ein jeder unter uns muß die Unvermögenheit der Geſchöpfe eingeſtehen, um unſere Erkenntniß und Liebe zu erfüllen, und muß einfolglich erkennen, daß ein höheres Weſen ſey, welches allein erkannt und unendlich geliebet werden kann.

Wenn wir alſo dieſes Ich, indem es von der Zerſtreuung der Sinnen und Leidenſchaften abgeſondert und als ein Werkzeug der Gottheit ſelbſt erkannt wird, darum fragen, wird uns zur Antwort werden: Ich bin doch nur durch Mittheilung deßjenigen der da weſentlich iſt, wie er ſich ſelbſten erkläret: **Ich bin der ich bin.** Allein ich bin Sein Ebenbild, und der Abglanz ſeiner Gröſe. Der preiswürdige Geiſterlehrer S. Auguſtinus, fand darum in unſern Seelen einen deutlichen Ausdruck der Dreyeinheit; denn da GOtt nicht anders ſeyn

kann als er iſt, nämlich in drey Perſonen, ſo muß ihn unſer Geiſt ſo vorſtellen, wenn er anders ſein Ebenbild iſt.

Der berühmte Boſſuet merket an, daß GOtt bey Erſchaffung des Menſchen in der mehreren Zahl redete (1); womit uns deutlich gezeiget wird, daß wir wahrhaftig das Ebenbild GOttes des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geiſtes ſeyen. Ja die heilige Dreyeinheit findet ſich in unſerer Seele ausgedrücket. GOtt der Vater, der ſich von Ewigkeit her bewuſt iſt, erzeuget das Wort, welches mit ihm in gleichem Weſen; ſie lieben ſich von Ewigkeit her, und aus dieſem Grunde und Bewuſtſeyn entſpringet eine allzeit beſtehende unendliche Liebe; welches uns in GOtt, drey einander zu allen Zeiten und in allen Stücken vollkommen ähnliche Perſonen zeiget (2).

Mit unſerer Seele iſt es gewiſſermaſen eben ſo beſchaffen, welche in ſich eine Bewuſtheit und Liebe hervorbringet, und uns darin drey ganz verſchiedene Dinge zeiget, obſchon nur ein einiges Weſen. Unſere Seele kann ſich

(1) Laſſet uns den Menſchen machen nach unſerm Ebenbild und Gleichniß. Geneſis 1. v. 27.

(2) Et eſt quædam imago Trinitatis mens noſtra, & notitia ejus, quod eſt proles ejus, ne de ſe ipſa verbum ejus, & amor tertius; & hæc tria unum atque una ſubſtantia. *Auguſtin.* lib. XI. Cap. 26. de Trin.

ſich indeſſen doch keine Seele in drey Perſonen nennen; denn da ihre Erkenntniß und Liebe, nach endlicher Weiſe auf einander folgen, ſo iſt ſie bald dieſem bald jenem Vorwurf zugethan. Da hingegen die Bewuſtheit und Liebe in GOtt, gleich Ihm ſelbſten ewig, unveränderlich und ſelbſtſtändig ſind; und obſchon ſie wirklich von einander unterſchieden, haben ſie doch nur einen Zweck.

Wir müſſen uns demnach für ſehr erhabene Geſchöpfe anſehen, da unſere Seelen ſo viele Wunder in ſich enthalten und vorſtellen. Die Einbildung dieſer Hoheit aber muß keinen eitelen Hochmuth, ſondern Gerechtigkeit und Gottesfurcht zum Grunde haben (3). Wenn dieſe Auflöſung unſerer ſelbſt, als die Naturkundigung unſerer Geiſter, den meiſten Menſchen erdichtet ſcheinet, ſo rühret es nur daher, daß ſie niemals keine Proben von ſich ſelbſt anſtellen. Man vermenget viel lieber eine Seele, die man kennet, mit thieriſchen Werken, die man nicht kennet, als daß man ſich dem hellen geiſtlichen Lichte, welches die Wirklichkeit unſeres denkenden Weſens hervorgebracht, ergeben ſollte. Dieſes Ich, welches in uns ſelbſt wohnet, wird durch die wenige Sorgfalt, die

(3) Non Elatione ſuperbiæ, ſed pietate Juſtitiæ. *St. Auguſtin.*

wir zu ſeiner Betrachtung anwenden, ſo weit von uns entfernet, daß alles, ſo in uns vorgehet, für ein Hirngeſpinſte gehalten, und von den körperlichen Thaten nicht unterſchieden wird.

Wir müſſen merken, daß dieſes bewundernswürdige Ich, davon wir reden, ſich mit einem kleinen Theil von Erde, den wir den Leib nennen, verknüpfet findet, und in der Hirnſchale als ſeiner Werkſtatt die ſchönſten Wirkungen ausfertiget. Da berathſchlaget die Seele und zeuget Einbildungen, fordert ſie in der Stille ab, um Zweifel oder Vernunftſchlüſſe daraus zu ziehen, um Verlangen und Vorſchläge zu erzeugen, die entweder das Herz erweitern oder einſchränken. Da entſtehen Entſchlieſungen, die im Stande ſind die gröſten Weltreiche aufzurichten, und umzuſtoſen; da ſcheinet die Seele ihren Aufenthalt zu haben, wiewol ſie doch durch den ganzen Leib und durch jedes Glied deſſelben verbreitet, und in andern Theilen nicht weniger als in dem Gehirne anzutreffen iſt. Sie bedienet ſich der Sehnadern, Muskeln nnd Zäſerlein, um ihre Wirkungen auszudünſten, und in die menſchliche Geſellſchaft zu treten; zu GOtt aber hat ſie ihren Zugang allein in innerlichen Gedanken und verborgenem Verlangen.

Wir

Wir ſind dem zufolge ein vermiſchtes Weſen, welches durch ein unbeſchreibliches Wunder ſich auf der einen Seite mit Erkenntniß, Begriffen und Neigungen, auf der andern Seite mit Galle, Blut und Säften angefüllet findet; welches uns an der einen Seite zur himmliſchen Gegend erhebet, und auf der andern Seite in Staub und Koth verſunken hält, ſo daß wir von unſerm Eintritt in die Welt bis an das Ende unſerer Tage einer Verſammlung von Widerſprüchen ähnlich und uns ſelbſt das gröſte Räthſel ſind. Bald herrſchet die Seele, und ziehet uns von der Erden gänzlich ab; bald herrſchet der Leib, und wälzet ſich im Staube des Irrdiſchen. Wir wiſſen, daß unſer Leib in ſeiner eigentlichen Geſtalt ſolche Wunder in ſich enthält, die ſelbſt den vortrefflichen Bau des Sternenhimmels weit übertreffen; wir wiſſen, daß deſſen Zergliederung mit Grund für das ſinnreichſte Meiſterſtück der Künſte zu halten; wir wiſſen aber auch, daß der Geiſt, wenn er durch die körperlichen Geſtalten wirket, und ſein Weſen von der Zunge, den Ohren oder Augen zu entlehnen ſcheinet, die menſchliche Vernunft erniedriget und zernichtiget. Und was iſt in der That für eine Gleichheit, zwiſchen einem ſelbſtſtändigen fähigen Weſen, und einem rauhen Erdklumpen, der jeden Augenblick ſeiner Zernichti-

nichtigung ausgeſetzet iſt. Wenn der Leib ruhet, ſo ruhet auch die Seele; iſt der Leib entkräftet, ſo iſt es die Seele nicht weniger: bekommt der Leib wieder Leben, die Seele auch, wenigſtens dem Anſehen nach; ſo kräftig iſt das Verſtändniß und die Uebereinſtimmung unſerer Gedanken mit den Bewegungen, unſerer Empfindungen mit dem Willen.

Die allmächtige und unendliche Weisheit GOttes war allein im Stande in dem Menſchen zwey ſo ohnvereinbar ſcheinende Dinge zu vereinigen, und dadurch zu ſeiner Würdigkeit einen ewigen Anlaß zu geben. Denn hierin beſtehet der Zuſammenhang des groſen Geheimniſſes von der Vereinigung des Geiſtes mit dem Körper. Die Säfte des Leibes reizen zum Böſen, und befördern die ſchädliche Lüſten; die Erkenntniß der Seelen rufet uns zum Guten, und hält uns das Geſetz vor. Die Empfindungen des Leibes machen uns die Wolluſt angenehm; die Einſicht der Seele lehret uns ſolche verabſcheuen. Die Bewegungen des Leibes erzeugen Leidenſchaften; das Verlangen der Seele ziehet uns von ſolchen ab. Der Leib klebt an der Erde als dem Urſprung ſeiner Herkunft; die Seele hält ſich zu GOtt, als ihrem Urheber. Der Leib iſt voller Mängel und Nothdurft, die er zu ergänzen ſuchet; die Seele bedarf nur eines zu ihrer Sättigung

tigung; und ſo ſollten wir uns immer in dem Gleichgewichte zweyer einander ſo widrigen Gegenſtände zugleich, beydes zu erheben und zu erniedrigen trachten.

Man ſollte nicht glauben, wie ſtark die Sinnen, die dieſes Ich umgeben, ſich bemühen und beunruhigen, um es mit ihnen zu verſtricken, und die Unordnung in unſerm eigenen Herzen einzuführen. Bald reizen ſie unſer Geblüt und verbittern unſere Säfte, bald verſenken ſie uns in eine gewiſſe Art von Schlafſucht, ſo daß wir durch weichliche Verzagtheit verdorben werden, wenn es nicht durch Verwirrung und gewaltthätigerweiſe geſchehen kann. Plötzliche Bewegungen durchwandern unſere Gedanken, und laſſen uns kaum Zeit zu einiger Ueberlegung. Unſer Leib, der aus fünf Sinnen beſtehet, wird einem Siebe gleich, wenn man es ſo ausdrücken darf, durch welche alle unerlaubte Vorwürfe in uns zu dringen ſich bemühen. Unſere Augen und Ohren fangen alles Gift derer durch die Sünde verdorbenen Weſen in ſich, und ſtellen uns dieſe ſchädliche Ausbeute vor, als das bequemſte Mittel, uns zu vergnügen und zu ſchmeicheln. Dieß ſind die Bienen, die den Ho-

nig ſammeln, und zugleich mit ihrem Stachel verletzen.

Die Seele muß in dieſem Fall genau auf ihrer Hut ſeyn, und ſich mit den ewigen Wahrheiten verwahren, die im Stande ſind, allen denenjenigen Bewegungen und Empfindungen Widerſtand zu thun, die gegen die erforderliche Ordnung ſtreiten. Sie muß bey ſich ſelbſt Stand halten, und alle widerſtrebende Leidenſchaften an Feſſeln legen. Sonſt kommt die Welt, die wir in uns umher tragen, und unter der Geſtalt des Fleiſches, ſo uns umgiebet, verhüllet iſt, in eine ſolche Unordnung, daß das Gedächtniß, die Einbildung und der Wille ſich mit den Sinnen und Säften verwirren, unſere Vorſtellungen verdunkeln, unſer Verlangen verderben, und uns von uns ſelbſt abziehen, um uns dahin, wo fleiſchliche Begierden herrſchen, zu verſetzen. Dadurch kommen wir auſer Stand uns zurück zu halten; und anſtatt, daß die Gedanken und Empfindungen in einer genauen Uebereinſtimmung beſtehen ſollten, werden wir nur des herrſchſüchtigen Leibes gewahr, der unſer ganzes Weſen gefangen hält.

So leben wir öſters von der Zeit unſerer Geburt an (wenn der Anfang unſeres Lebens mit Weinen ſich einſtellet) in dieſer Gefangenſchaft des Leibes fort, bis unſer Ende mit Schmerzen einbricht; und der Raum zwiſchen der Wiege und dem Grabe iſt nichts anders als ein wüſtes mit Diſteln und Dornen bewachſenes Feld.

So iſt der natürliche Menſch in zwey wirkliche Weſen zertheilet, deren immer eines gegen das andere ſtreitet. Deren eines aber, als lauter Geiſt, vorzüglich das Ich genennet werden muß, um ſo viel mehr, da der andere rauhe Erdentheil, wie es ſcheinet, auch wirklich nur durch Begleitung und unter dem Schutze jenes Theiles beſtehet; an der einen Seite iſt ein helles fruchtbares Licht, welches unter dem Namen der Seele uns erleuchtet und zieret, an der andern Seite ſind dicke Finſterniſſen, die unter der Benennung des Körpers uns verdunkeln und auf Irrwege leiten. Ein jeder, auch der Sinnreicheſte und Klügeſte, der dieſe zweyfache Abſicht nicht vereiniget, kennet die Seele nicht, und kann ſie nicht beurtheilen; denn unſere Beluſtigung, unſer Vergnügen, unſere Tugenden, und unſere Laſter, erhellen

aus

aus der Vermiſchung dieſer beyden ſo ſehr gegen einander zu ſtreiten ſcheinenden Weſen, daraus wir beſtehen; und wenn ſie ſich von einander ſcheiden, ſo folget der Tod.

Der Schlaf, ſo uns jeden Abend überfällt, iſt ein Vorſpiel dieſes letzten Augenblicks: der Geiſt verſuchet ſich, was er ohne den Körper ſeyn würde; er verſpüret, daß er von dem Leibe unabhänglich vollkommen beſtehe, und überzeuget uns dadurch deutlich, daß unſer Ich nicht verweſen könne. Die Träume ſind die geſchickteſten Zeugen des Vorzugs der Gedanken vor dem Körper. Der Leib lieget leblos darnieder, die Beſchäftigung der Sinnen ſtehet ſtill; die Seele hingegen ſiehet, höret und redet, ja ſie wandert von einer entlegendſten Gegend zur andern, obſchon ſie nicht der geringſte körperliche Theil von Waſſer, Feuer, noch Luft verſetzet oder fortrücket.

Wir lernen aus dieſem Beyſpiel, daß, wenn der Tod unſern Leib zernichtiget, und damit alle ſeine Beſchäftigungen aufhören, der Seele doch dadurch keine Veränderung zugezogen, ſondern ſie nur deſto wirkſamer und durchdringender werde. Denn, da die

Seele in ihrem Weſen keiner Veränderung unterworfen, ſo bleibet ſie eben daſſelbe, was ſie vor der Scheidung vom Leibe gewesen, mit Ausnahme der Einbildungskraft, und der Vorwürfe, womit ſie eingenommen. Unſer Leib iſt die Scheidewand zwiſchen GOtt und uns; durch die fleiſchliche Gemüthsneigungen bleiben wir an der Welt hangen; wenn aber dieſer Vorhang zerriſſen, und die Seele von allen körperlichen Eindrücken befreyet iſt, ſo hat kein anderer Eindruck, als allein von GOtt, mehr Platz in ihr, der entweder durch unausſprechliche Mittheilung ſeiner ſelbſt, ſie mit Strömen der köſtlichen Güter überſchüttet (worin der Stand der Seligen beſtehet); oder aber durch Entziehung ſeines himmliſchen Lichtes, ſie den fürchterlichſten Finſterniſſen und Verzweifelung überläſſet (welches das Schickſal der Gottloſen ausmachet). Dieß iſt der Zuſtand unſerer Seele, mit welcher wir in Verbindung ſtehen. Sie fängt damit an, daß ſie in uns das Leben unvermerkt befördert, unſerm Leibe gebietet, ſich jederzeit vorzüglich erweiſet, bis ſie endlich zu ihrem Urſprung zurück kehret, und ſich mit GOtt, unſerm Weſen und Leben, vereiniget. Und ſo leben, wirken und beſtehen

hen unſere Seelen, als Werkzeuge GOttes in Ihm.

Wenn man die Kräften der Seelen Stückweiſe unterſuchet, ſo zeiget ſich, daß eine jede in ihrer Art nur das höchſte Weſen ſuchet und verlanget. Der Verſtand, unter dem Namen des Geiſtes, und der Willen, unter dem Namen des Herzens, mögen noch ſo ſehr nach irrdiſchen Vorwürfen verlangen, und der Kreatur nachhängen, ſo wird man doch jederzeit erkennen, daß ihr Mittelpunkt die Gottheit, und daß alles das übrige nur ein falſcher Schein, deſſen Unrechtmäſigkeit wir ſelbſten verſpüren.

Der

Der
Genuß ſeiner ſelbſt;
oder
gründliche Sittenlehre
nach
Anweiſung
der
Religion und Weltweisheit.
Aus der beliebten franzöſiſchen Ausgabe
des Herrn Marquis von Caraccioli
in das Deutſche überſetzet.

Erſtes Hauptſtück.
Von dem Verſtand.

Indem ich mich in der Beſchreibung des Verſtandes beſchäftige, ſo wirket der Verſtand ſelbſt in mir; und dem ohngeachtet kann ich ſolchen nicht deutlich erklären. Wie ſollte ich aber dasjenige nicht kennen, welches meine Gedanken und

und Gemüthsbildungen hervor bringt, welches mich mir ſelbſt gegenwärtig machet, und ſich mir ohne Aufhören darſtellet? Die Urſache iſt klar. Der Verſtand iſt uns nur Beziehungsweiſe zugeordnet. Lieben wir plötzliche Einfälle, ſo nennen wir ihn Einbildung; trachten wir nach Beluſtigung, ſo nennen wir ihn Vergnügen. Alſo wird der Verſtand nach Maasgabe ſeiner Abwechſelungen jedesmal einer andern Erklärung fähig; dadurch es uns denn unmöglich bleibet zu ſagen, was er eigentlich ſey.

Wie mancherley Arten des Verſtandes wirken nicht in der Welt? Hier bringet einer Wunder hervor; dort erſinnet ein anderer einen neuen Gebrauch; hier erhebet die Lebhaftigkeit die verächtlichſte Kleinigkeit; da werden durch den Geſchmack, die Sitten und Thaten mit Liſt vermenget. Der Verſtand der Weiber iſt von dem männlichen ſehr unterſchieden; und die Bewohner eines jeden Landes haben ihren beſondern Verſtand. Doch dieſem ſey wie ihm wolle, ſo kann der Verſtand überhaupt genennet werden **die Fähigkeit zu faſſen und zu begreiffen.** Er iſt diejenige Vernunft und Klugheit, die uns über andere ſinnliche Dinge erheben, wodurch wir in Wiſſenſchafften zunehmen, der alles durchdringet und ſelbſt undurchdringlich bleibet. Doch von welcher Beſchaffenheit unſer Verſtand auch ſey, und wir mögen ihn nennen wie wir wollen, ſo entdecket er doch jederzeit ſeine Blöſe. Ein Verdruß macht ihn kleinmüthig, eine Angelegenheit beunruhiget

get ihn, eine Gefahr verwirret ihn, ein Vergnügen betäubet ihn, eine üble Verdauung ſchläfert ihn ein, eine Krankheit reiſſet ihn nieder; ein einziges körperliches Körnlein auſer ſeiner gehörigen Lage, ein einziges Tröpflein unrichtig gelaufenes Blut iſt im Stande, den ſinnreicheſten Menſchen ſchwachſinnig, ja gar närrriſch zu machen. Unterſtellen wir einen Verſtand, der unbegreifliche Dinge hervor bringen könnte, der vollkommen Meiſter ſeiner Werke wäre, der Königreiche beherrſchen, neue Geſetze anſtellen, und die alten abſchaffen, der ſich ſelbſt ſtets von neuem hervorbringen könnte und niemals erſchöpfet würde, der die verworrenſten Händel ausmachte, die Gemüths- und Geiſtesbeſchaffenheit eines jeden Menſchen im erſten Anblick überſähe, die dunkelſten Zauberzeichen entzifferte, in das Zukünftige zuvorſähe, ſich über andere ſeines Jahrhunderts weit erhübe, und keine Gegner befürchtete; würde dieſer nicht ein merkwürdiger Vorwurf der Bewunderung ſeyn? Keineswegs! Dieſer Menſch, der mit ſo auſerordentlichen Gaben verſehen, wird von ſehr vielen beneidet und angefeindet werden. Man wird ihn fürchten, fliehen und tadeln; ja wenn ſeine Werke ganz unſtraflich ſind, wird man wenigſtens ſeine Abſichten beſchuldigen. Der allzu hohe Verſtand demüthiget den ſchwächern; und dieſes iſt öfters der Anlaß zu vielem Verdruß. Man erkläret und verbreitet alles, was eine geiſtreiche Perſon ſagt. Man kann ſich nicht einbilden, daß ſie unbedachtſam rede. Sie ſoll jederzeit

mehr denken als ſie will, und dieſes faſt meh- rentheils zu ihrem Nachtheil. Wie viele Schreiber wünſchten wol niemals geſchrieben zu haben, weil ihre Werke übel begriffen und ausgeleget worden. Die bittere Tadelkunſt hat ihre Ruhe geſtöret, ihnen den Krieg angekün- diget, zu einer Zeit, die ſie in dem ſüſſeſten Frie- den zuzubringen gedachten. Inzwiſchen will ein jeder unter die gröſten Geiſter gezählet ſeyn, und ſich andern vorziehen; eben als wenn das gröſte Glück darin beſtünde, wenn man Ge- legenheit findet, ſeinem Nächſten zu widerſpre- chen, und ihn zu verkleinern. Es iſt unleug- bar, daß, wenn man einige Gaben beſitzet, man ſolche gerne öffentlich bekannt machet, und ſich über andere, mit denen man umgehet, erhebet. Man iſt nicht dahin bedacht, um ſeine Vorzüge zum Genuß ſeiner ſelbſt anzu- wenden, man überläſſet ſich vielmehr dem Un- geſtüm unordentlicher Einbildungen und einem unmäſigen Hochmuth. Das gröſte Vorrecht eines Menſchen beſtehet nicht darin, vielen Verſtand zu beſitzen, ſondern denſelben wohl anzuwenden. Oft waget man alles, wenn man glaubet, hinlängliche Mittel zu haben, ſich in allem auszuhelfen, z. B., der Gottloſe, die gröbſte Vergehungen; ein Dichter, die erbit- terſten Züge; der Weltweiſe, die ſeltſamſten Meinungen; der Staatsbediente, die lächer- lichſte Unternehmung. Wir finden davon in unſerem Jahrhundert die häufigſten Beyſpiele. Niemals fand man mehr Verſtand, und

niemals

niemals verbreiteten ſich mehrere Ausſchweifungen, als in unſern Tagen. Man findet ſehr viele vernünftige Leute, und doch wenige von gründlichem Verſtand und geſetztem Gemüth. Alles iſt faſt áuſerlich, und wenig weſentlich; bey dem allzu ſtarken Nachſinnen, und Erhebung über die heitere Tage unſerer Väter, hat uns die Nacht überfallen, und wir ſind in die dickſte Finſterniß gerathen.

Man beneidet den Verſtand, weil man ſeinen Ungemach nicht kennet. Das einzige, daß man viel unentſchloſſener in Erwählung eines Umgangs mit andern wird, ſollte ihn ſchon eckelhaft machen. Denn einmal finden wir mehr thörigte, als wohlverdiente Menſchen, mehr ſchädliche als nützliche Bücher in der Welt. Stellen wir uns in dieſem Zuſtand einen Menſchen von feinem und auserleſenem Geſchmack vor, der das Vortrefliche liebet, und an dem Erhabenen und Vollkommenen ſich beluſtiget: würde dieſer ſich nicht gezwungen ſehen, am Umgang und Leſen mittelmáſiger Dinge ſich begnügen zu laſſen. Was anderen, die von niedrigerer und gemeinerer Denkungsart, das gröſte Vergnügen erwecket, würde bey ihm kaum dieſen Namen verdienen. Hat man Verſtand, ſo iſt man jeden Augenblick genöthiget, ſich von ſich ſelbſt und ſeinen Vorzügen abzuziehen, um ein niederträchtiges Geſpräch anzuhören, will man anders der menſchlichen Geſellſchaft nicht gänzlich entſagen. Die Natur hat einem jeden ein gewiſſes Maas von

Vergnügen und Widerwillen zugelegt. Die Ehre vielen Verſtand zu beſitzen, gehet aber mit manchem Mißvergnügen verpaaret.

Wer unter dem Namen des Verſtandes nichts anders als die Gabe zierlich zu ſchreiben und zu reden verſtehet, irret ſehr. Der eigentliche Verſtand beſtehet darin, daß man ſich ſelbſt kennet, ſein ſelbſt mächtig iſt, und mit ſich ſelbſt ſich begnüget und beſchäftiget. Wenn aus zierlicher Schreibart und Sprache der Verſtand zu ſchlieſen wäre, ſo müßte er nothwendig in Worten beſtehen, welches weit gefehlt iſt. Er iſt ein ſelbſtändiges gewiſſes Weſen, welches durch Rückſicht auf ſich ſelbſt uns den Zutritt zu dem allerhöchſten Weſen, und den Umgang mit demſelben zuwege bringt. Ja, welches ſich nach dem Tode in das unerſchaffene Licht ergieſſet; ſo daß derjenige nur, der die Gottheit betrachtet, und ſich ſelbſt erforſchet, ein verſtändiger Menſch genennet werden mag.

Dieſen Namen, den wir ſogar mit den Engeln gemein haben, leget man, durch den allerſchändlichſten Mißbrauch, allen liſtigen Tücken, Scherzreden, und nichtswürdigen Einfällen bey. Der Verſtand, der von GOtt ſelbſt ſeinen Urſprung hat, wirket und beſchäftiget ſich allein um die Leidenſchaften zu bändigen, um Mittel zu finden, den Elenden aufzuhelfen, ſich von dem Irrdiſchen abzuziehen, und die Sinnen zu beſiegen. Wenn man den Verſtand ſelbſt nicht mit ſeinen Irrwegen vermengte, ſo würde man dieſe Wahr-

heiten

heiten leichtlich erkennen, und ſo vielen den Namen verſtändiger Menſchen nicht mehr beylegen, die nur in äuſerlichem Schein denſelben unrechtmäſigerweiſe mißbrauchen.

Man ſiehet eine deutliche Probe der Irrungen des Geiſtes in einem kürzlich erſchienenen Werk, unter der Aufſchrift l'Eſprit, welches die Körperlehre ſo ſehr anpreiſet, daß es vielmehr le Corps (der Leib) betitult ſeyn mögte. Man vermenget in demſelben den Unterſcheid der natürlichen Fähigkeit mit dem Unterſchied der ohngefähren Zufälle. Man ſchreibet den Vorzug und Oberherrſchaft der Menſchen über die Thiere nur ihren Händen zu. Man ſetzet die Weisheit mit den Leidenſchaften, die Tugend mit zeitlichen Vortheilen in gleichen Grad. Man erkennet in demſelben keine andre als die natürliche Religion. Ein wahrer und ächter Geiſt wird ſich überdas jederzeit mit Grund gegen dieſes Werk (l'Eſprit) auflehnen, weil es die Seele ihrer Würde entſetzet, ihren Werth verringert, und das menſchliche Weſen ſeltſamerweiſe erniedriget.!

Zweytes Hauptſtück.

Von der Einbildung.

Die Einbildung iſt ohne Widerrede der vortrefflichſte Theil unſerer ſelbſt: ſie iſt gleichſam das flüchtige Salz unſerer Seele? ſie verdünnet ſich, dünſtet ſich aus,

und verbreitet ſich durch den Weltkreis ja über denſelben hinaus, ohne daß ihr das geringſte ihrer Wirkſamkeit abgehe. Durch ſie ziehet der Naturkündiger tauſend neue Welten aus einem leeren Nichts hervor; durch ſie ſtellet der Dichter die Blumen und Brunnen in Perſonen dar, und beſeelet Holz und Steine; durch ſie entwirft der Maler einen neuen Himmel und eine neue Erde; durch ſie breitet ſich der Geiſterlehrer bis zur Gottheit ſelbſten aus, und ſtellet ſich unſere Seele deutlich vor, obſchon ſie keine Geſtalt noch Farbe hat; ſie iſt es, die in allen Ständen und Vorfällen eine Auskunft findet, glückliche und wiedrige Schickſale voraus ſiehet, und in allen verfloſſenen Jahrhunderten Vorſchläge und Künſte erfunden. Die Welt würde uns kaum ein unvollkommenes Tag- und Wortregiſter des Vergangenen ausliefern, wenn die Einbildung ſolches nicht ins reine und deutliche entworfen hätte, und ohne ſie würden die Menſchen nichts anders als uralte abgenutzte Wiederholungen, in Ueberlieferungen von ſich geben können.

Es ſcheinet alſo ohngegründet zu ſeyn, daß man die Einbildung als ein Verbrechen ausſchreyet, und ſie als die kläglichſte Gabe des Schöpfers abbildet. Man kennet ohne Zweifel ihre Hülfe und ihren Werth nicht. Ohne Beyſtand der Einbildung würden wir auf der Erden nicht glücklich ſeyn können; denn das Glück der Menſchen in dieſer Welt beſtehet allein in der Art ſich Gegenſtände vorzuſtellen.

Wenn

Wenn die Einbildung in uns wirket, ſo finden wir, daß ſie, vielmehr als die Sinnen, die Mutter des Vergnügens genennet werden mag. Sie erdichtet ſich Vorbilder des Glücks, wenn man nicht reich iſt, zu unſerm Troſte: der Hoffnung, wenn wir nach Güter ſtreben, welche uns die Zeit verkürzen. Sie lindert die Schmerzen, wenn wir leiden, und vergönnet uns Ruhe. Sie ſtellet uns unſer Vaterland und Freunde lebhaft vor, wenn wir in entfernter Gegend ſind, und macht uns dadurch unſern Aufenthalt anmuthig. Sie verſetzet uns in das Zukünftige, wenn das Gegenwärtige uns verdrießlich fällt, und dieſe Verſetzung wird uns zu einem angenehmen Schauſpiel. Sie leitet uns zu dem Vergangenen zurück, wenn uns deſſen Erinnerung ergötzen kann, dadurch wir uns gleichſam ſelbſt von neuem wieder hervorbringen. Sie verſiehet unſere wertheſte Freunde mit einer Annehmlichkeit, welche ſie uns noch liebenswürdiger macht. Sie erfüllet unſer Gehirn mit neuen und freudigen Bildern, wenn wir niedergeſchlagen ſind, und dieſes Vergnügen, ſo in uns entſtehet, übertrifft alle Freude, ſo auſer uns iſt. Den Schatten der Verſtorbenen, die wir beweinen, gibt ſie Körper und Lebhaftigkeit, und tröſtet uns mit ſolchem neuen Leben. Ja ſie entzückt uns zum Himmel, ſie läſſet uns da ein ewig ſeeliges Leben ſehen, und der zeitliche Verdruß kommt uns als ein Auftritt, der zu Ende eilet, vor.

Malebranche ſcheinet zwar ſehr gegen die Einbildung aufgebracht zu ſeyn; er will aber nur ihre Irrungen tadeln. Wer alſo des Herrn Fontenelle ſcherzhafte Schreibart nicht kennet, wird ihn mit Verwunderung ſagen hören: „des Herrn Malebranche Einbildung iſt für „die Undankbaren.“ Der Fehler iſt, daß wir die meiſten Gemüthsbilder mit einander vermengen: denn weil der Ausdruck „ſich ein„bilden“ ſo viel ſagt, als ſich eine Sache vorſtellen, die nicht iſt, ſo machen wir daraus den Schluß, die Einbildung ſey eine erdichtete Sache. Unſer Geiſterlehrer konnte wol die Einbildung, die einer Erdichtung ähnlich, beklagen, ohne die ſeinige dadurch anzugreifen, welche gewiß bewundernswürdig war, wie aus ſeiner „Unterſuchung der Wahrheit„ erhellet.

Wenn wir bey Gelehrten keine Einbildung zugeben wollten, ſo würde ihre ganze Gelehrſamkeit nur in Erfahrung und Gedächtniß beſtehen, und nur dasjenige, was unſere Vorfahren gethan und geſagt haben, würde uns aufgewärmet werden. Das Urtheil muß zwar der Grund des Verſtandes ſeyn, und ihm als Richtſchnur, Wegweiſer und Stütze dienen; allein das Urtheil ohne Einbildung würde alle Dinge ſehr undeutlich begreifen und ausdrücken; das Urtheil iſt langſam und eingeſchränkt, und mit geſunder Vernunft allein würde man ſeiner ſelbſt nur halb genieſſen. Die Einbildung erhebet die Seele zu ihrer beſtimmten Gegend. Und ob es manchem ſchon fremd vorkommt, ſo

ſcheuen

ſcheuen wir uns doch nicht zu ſagen, daß ein Menſch mit geſunder Vernunft allein auf der Erden kriechet, und dahin nicht reichet, wozu ein ſinnreicher Geiſt fähig iſt. Wir finden davon ein deutliches Beyſpiel an verſchiedenen Völkern, die wegen der Zuſammenſetzung ihres Körpers aus zähen Feuchtigkeiten, und wegen ihres gemeinen Verſtandes, ſo wol zum Umgang mit andern als auch zum Bücherſchreiben und Erfindungen ganz untüchtig ſind. Alles, was von groſen erhabenen Geiſtern herkommt, ſetzet ſie in die gröſte Verwunderung. Die geſunde Vernunft für ſich ſelbſt, das iſt, ohne andere Beyhülfe auſer ſich ſelbſt, iſt zwar allerdings der bloſen Einbildung, die ſich ihrer Heftigkeit überläſſet, weit vorzuziehen; dahingegen iſt es aber auch unſtreitig, daß die Vernunft dunkel, beſchwerlich und träge bleibet, wenn ſie nicht durch den Geiſt aufgeweckt, und durch die Einbildung geläutert wird. Wer von dem gemeinen Wege abgehet, und ſich über andere ſeiner Zeitgenoſſen erhebet, mag wol den Namen eines fähigen Geiſtes verdienen. So lange man nichts Neues erfindet oder Altes verbeſſert, bleibt man unter die Zahl der allgemeinen und mit geſunder Vernunft verſehenen Menſchen gerechnet. Wir finden davon in jenen alten gothiſchen Zeiten ein Beyſpiel, da man durchgängig von höhern Gaben nichts wuſte: man verehrte die Fabeln; mit den einfältigſten Naturkündigern wurde die Feuerprobe angeſtellt, ja man verbrannte ſie ſo gar als Hexenmeiſter

meiſter. Das Uebel jener Zeiten war, daß ſie nur geſunde Vernunft beſaſſen: und das Uebel unſerer heutigen Zeiten iſt, daß wir nichts als ſinnreiche Geiſter haben. Wenn man eines mit dem andern verknüpfte, ſo würde es eine unverbeſſerliche Zeit; man fügte das angenehme zum nützlichen, und würde eben ſo wohl reden als wohl denken. Wer ſchwache und einfältige Einbildungen heget, iſt der Narrheit ſehr nahe. Wer geſunde Vernunft hat, iſt unverſtändlich, verdrießlich und langſam. Wer geſunde Vernunft und Einbildung zugleich beſitzet, hat die erforderliche Fähigkeit.

Man verkleinert die Einbildung hauptſächlich, und miſſet ihr übernatürlich ſcheinende Wirkungen bey, um den Wunderwerken von Erſcheinungen, die die Lehre der Kirche beſtätiget, den Glauben zu benehmen. Alles ſoll von der Natur hergeleitet werden; und ehe man eine unendliche göttliche Kraft eingeſtehet und verehret, ſo muß vielmehr der Einbildung, unverdienterweiſe, beygemeſſen werden, daß ſie die ſeltſamſten Verblendungen hervorbringet. Hiermit wird das Geheimniß aufgelöſet ſeyn. Der Menſch aber, der ſeines Weſens genieſet, läſſet ſich damit nicht bethören, und obſchon er wohl weis, daß man ſich nicht gänzlich auf die Einbildung verlaſſen müſſe, und daß ſie öfters den Schatten ſelbſt als einen Körper verbildet, und öfters unſerer Furcht und andern Leidenſchaften treulichen Vorſchub gethan, ſo wird er doch der

Ein-

Einbildung keine Wunderwerke zuſchreiben, die GOtt allein wirket.

Wenn wir alles ohne Ausnahme für Wirkungen der Einbildung annehmen, ſo betrieget ſich unſere eigene Einbildung, opfert uns ſich ſelbſt auf, und handelt auf ſolche Weiſe wider ſich ſelbſt; denn, anſtatt, daß wir ſcharfſinnig und erleuchtet zu ſeyn glauben, ſind wir aberwitzig. Es iſt gefährlich, zu viel zu glauben; doch noch weit gefährlicher, nichts zu glauben. Unſere Vorfahren haben öfters zu viel geglaubt, weil ſie nicht Verſuche genug anſtelleten; und da wir die Verſuche übertreiben, ſo glauben wir faſt gar nichts.

Doch alles deſſen, ſo zum Vortheil der Einbildung geſagt worden, ohngeachtet, ſey es ferne, daß wir alle ihre Ausſchweifungen billigen ſollten. Wir wiſſen, leider! nur allzuviel, wie geſchickt ſie iſt, uns zu verführen; allein unſere groſe Geiſter, die ihr alle ſolche Thaten, die für Wunderwerke bekannt ſind, zueignen, würden ſich ſehr verwundern, wenn man ſie überwieſe, daß ein Unglaubiger nur durch unordentliche Einbildung den Gottesdienſt und ſeine Wunderzeichen für falſch angeſehen. Er iſt verführet von der Einbildung; und nicht diejenigen die mit Augen ſehen, und handgreiflich fühlen; weil er ohne einigen Beweis dem menſchlichen Verſtand ſolche Wirkungen zuſchreibet, die menſchliche Kräfte überſteigen.

Wie vortrefflich iſt demnach die Einbildung, wenn ſie in Geſellſchaft der geſunden Vernunft iſt,

iſt, wenn ſie ſich in dem Weltkreis beſchäftiget, theils um ſeine Schönheiten zu betrachten, theils um dieſelben zu zernichtigen! Sie ergieſſet ſich von Zeit zu Zeit in den undurchdringlichen Raum der Sinnen, die das Reich der Geiſter zu ſeyn ſcheinen. In ſo weit die Menſchen ihren Sinnen ganz ergeben ſind, begleitet ſie nur eine ſinnliche Einbildung, ſie ſtellen ſich nichts vor und erdenken nichts anders, als was den Geſchmack, den Geruch und das Geſicht vergnüget, die ſchwächſte ſowol als ſtärkſte Kraft des Geiſtes ſcheinet bey ihnen durch den Mißbrauch ein körperlich Weſen zu ſeyn, und die reineſte Geiſterlehre, die, von allen irrdiſchen Theilen abgezogen, ſich nur in geiſtlichen übet, machen ſie lächerlich.

Wenn Malebranche die Einbildung nur ſinnlichen Vorwürfen zugeeignet hätte, würde er wol ein unvergleichlicher Schreiber heiſen: allein, da er dasjenige gethan hat, was der Tod, deſſen Erinnerung uns allezeit zuwider iſt, thun wird, nämlich die Larve der Sinnen und Leidenſchaften abgezogen, uns die Seele blos und als auſer dem Leibe, ja als vor göttlichem Angeſicht vorgeſtellet, ſo ſoll er ein Träumer, Grillenfänger ſeyn, und ſeine „Unterſuchung der „Wahrheit“ ein Ausbruch der Einbildung genannt werden. Wollte GOtt, daß die Einbildung aller Menſchen mit der ſeinigen übereinkäme! Die Welt würde gleichſam aus unſern Augen verſchwinden, und der Himmel würde der Vorwurf unſerer Betrachtung werden.

Die

Die Einbildung iſt alſo gut an ſich ſelbſt, nöthig zu den Künſten und Wiſſenſchaften, und ſehr geſchickt, die geſunde Vernunft zu reinigen, zu ſchärfen und nützlicher zu machen. Ihre Unordnung aber verführet uns, und veranlaſſet, daß wir öfters den Schatten für den Körper, die Finſterniß für Licht, und eine verkehrte Schlußfolge für einen gründlichen Beweis annehmen. Man ſiehet davon die Probe in der „Unterſuchung der Wahrheit,“ in dem Hauptſtücke von den Erſcheinungen, Geſpenſtern, und dem Aberglauben derer, die einen ſchwächern Verſtand, mithin keine ſo ordentliche Einbildung haben.

Der Cardinal Lambertini, nachmaliger Pabſt unter dem Namen Benedicti XIV., führet in ſeinem gelehrten Werk, „von Ernennung „der Heiligen,“ alles dasjenige an, was Malebranche von der Kraft der Einbildung geſagt, ohne zu beſorgen, daß man daraus Beweiſe gegen die Wunderwerke ziehen werde. Auſerordentliche Erſcheinungen und Entzückungen können öfters die Einbildungen zum Grunde haben; aber die Heilung und Wiederherſtellung der Tauben, Blinden, Stummen und Lahmen, kann gewiß, ohne die gröſte Ausſchweifung, der Einbildung nicht zugeſchrieben werden; deſſen muß nothwendig eine ganz andere Urſache ſeyn.

Die Einbildung gewiſſer Menſchen muß in der That ſehr ausſchweifend ſeyn, die alles dasjenige, was mit ihrer Denkungsart nicht überein

ein kommt, für Vorurtheile und Erdichtungen erklären. Dergleichen verkehrte Einbildung iſt nicht genug zu beklagen, die zur erſchrecklichſten Zweifelſucht verführet. Die Einbildung eines Menſchen, der ſeiner ſelbſt genieſet, kann ihn wol zu Zeiten überfallen und verblenden; allein dieſes Schreckbild gehet plötzlich vorüber, dahingegen es ſich gewöhnlich bey unſern heutigen ſogenannten ſtarken Geiſtern erſt mit ihrem Leben verlieret.

Wir wollen den Abriß der Einbildung beſchlieſen. Nichts iſt beſſer im Stande unſerm Verſtand ein deutliches Denkbild ſeiner Gröſe zu geben, als die Fähigkeit zur Einbildung: man wird gewiſſermaſen ein Schöpfer, und man bewundert jeden Augenblick ſeine eigene Fruchtbarkeit. Man gleichet öfters jener erſten rauhen Erdvermiſchung der Welt, daran das Auge weder einigen Unterſcheid der Geſtalt noch Farbe würde erblickt haben. Unſere Begierden und Gedanken machen einen unordentlichen Haufen aus, den wir nicht wohl aus einander leſen können; kommt aber die Einbildung ohnvermerkt dazu, ſo werden wir aufgekläret, und ſehen in uns die Zierlichkeit der Erden und der Geſtirne, ja mit einem Wort, ſolche Schönheiten aufſteigen, die uns entzücken. Die ganze Welt liefert nichts ſo prächtiges aus, als unſere Einbildung, wenn ſie ſich in Vorwürfen, die ihrer Fähigkeit würdig ſind, beſchäftiget. Laſſet uns demnach eine ſo herrliche und vorzügliche Gabe wohl gebrauchen, und nicht mißbrauchen.

Drittes

Drittes Hauptſtück.

Von dem Gedächtniß.

Wenn wir unſerer ſelbſt gehörigerweiſe genöſſen, ſo würde unſer Gedächtniß weit ſtärker ſeyn. Es würde nicht allein nur das Gute bey ſich behalten, ſondern über das nicht jeden Augenblick durch unordentliche Vorſtellungen, die den Menſchen zerſtreuen und verwirren, unterbrochen werden. Seines Weſens genieſen, heiſet ſeine Seele in Frieden und Ruhe beſitzen, ihre Wirkungen erkennen, und denſelben folgen, eine ordentliche Stellung annehmen, die uns unſerer Gedanken, und wie ſie auf einander folgen, erinnert, ſich ſelbſt täglich von ſeinen Neigungen, Begierden und Werken Rechenſchaft geben; ja die Züge ſeines Herzens erforſchen, ſich ihm ſelbſt in ſeiner wahren Beſchaffenheit vorſtellen, und ſich ſelbſt ſo gebrauchen, wie man ein Buch zum Leſen anwendet.

Lebet man hingegen auſer ſich ſelbſt, ſo ergiebt man ſich einer ſolchen unregelmäſigen Menge von Gemüthsbildern, deren Ausſchlag man nicht folgen kann; man verwirret dergleichen häufige und ſich mittelbar einander folgende Gedanken; man hält darin weder Ordnung noch Abſichten; einen Tag wie den andern iſt man zerſtreuet und verdrießlich; man lebet in beſtändiger

diger Unruhe mit Abwechslung von Verlangen und Bereuen. Aus Unentſchloſſenheit gehet man müſſig, und wird einem Thier ähnlich; man liebet das Nichtswürdigſte und Niederträchtigſte unter fremden Namen; man verlieret ſich endlich gar in einem Wirbel, der alle Mittel ſich ſelbſt zu ſehen, und in ſich zu kehren, gänzlich abſchneidet.

Das Gedächtniß eines wahren Weltweiſen iſt ein genaues Tagverzeichniß, in welchem er, durch beſtändige Aufmerkſamkeit ſich ſelbſt zu kennen und zu folgen, alles, was vorgehet, richtig verzeichnet, und ſich dadurch ohne Mühe aller vorigen Begebenheiten ſeines Lebens erinnert. Das gegenwärtige Jahr iſt eine Wiederholung des verfloſſenen; und ſo ſiehet der Weiſe diejenigen Tage, die ihm durch beſondere Umſtände merkwürdig geweſen, wieder hervor kommen. Durch Zurückſicht in die vorigen Zeiten ſammelt er eine Kette von Erinnerungen, und lebet durch dieſes Mittel gleichſam noch einmal in dem ſchon zurückgelegten Alter, und vergnüget ſich beſonders darin, daß er ſich aller Nebenumſtände auf das genaueſte erinnert. So ſind die Jahre nicht unfruchtbar, und die Tage nicht verdrießlich, wenn man in ſich ſelbſt jeden Augenblick gleichſam eine Geſchichte leſen kann.

Das leichtſinnige Verfliegen des Gedächtniſſes, darüber ſich viele beklagen, rühret mehr aus Mangel der Auferziehung, als aus einem Fehler der Natur her. Anſtatt, daß man in Zeiten dar-

auf

auf bedacht ſeyn ſollte, ſeine Einbildung wohl einzurichten, die Ordnung zu lieben, und alles dasjenige, was in der Seele Zerſtreuung erweckt, aus dem Wege zu räumen, ſo wird der Kopf mit ohnnöthigen Worten und andern überflüſſigen Dingen angefüllt; man ſtrebet nach aufrühriſchen Vergnügungen, dadurch man von ſich ſelbſt abgezogen wird. Alsdann ſtehen die vernünftigen Gemüthsbilder ſtill, die Ueberlegungen werden verwirret, der Verſtand zerſtreuet ſich in unordentliche Bewegungen und Kleinigkeiten, das Gedächtniß verſchwindet, und kommt wol öfters Zeitlebens nicht wieder.

Wer ordentlich und nach richtigen Grundſätzen denket, keine Einbildungen auf geratewol auffaſſet, fleiſig auf ſich ſelbſt acht hat, und ſich gehörig ſelbſt ergründet, der kann ſich eines glücklichen Gedächtniſſes rühmen. Die Seele iſt keine Folge der Gewohnheiten, wie einige Weltweiſen behauptet haben. Die Seele empfängt Eindrücke, und wenn wir ſie hoch ſchätzen und ihr Gehör geben, ſo erinnert ſie uns derſelben. Wie würde man ſonſt ſeiner züchtigen Jugend, da man aus einem irrdiſchen Vergnügen in das andere herum geirret, und keinen Augenblick zur Ueberlegung angewendet, eingedenk ſeyn können? Ein unordentliches Andenken, ein wüſter Haufen von Gedanken, würde davon nur in uns übrig ſeyn.

Das Gedächtniß derer, die ihres Weſens genieſen, iſt zu beneiden, und ein glückliches Gedächtniß zu heiſen; es iſt der Grundſchlag eines

einträchtigen geruhigen Lebens; eine Kette von richtigen und erhabenen Gedanken; eine Folge ſolcher Vorſtellungen, die dieſe irrdiſche Welt mit allen ihren ſcheinbaren Gütern weit übertreffen; eine Schlußfolge, die Unſterblichkeit der Seelen zu beſtimmen, und ihren köſtlichen Werth zu erheben. Mit einem ſolchen Gedächtniß, ſo gleichſam nur entlehnt, und ſich auf fremde Gegenſtände beziehet, iſt es ganz anders beſchaffen. Die Erzählung eines Weltweiſen, die nur die eigene Erfahrung deſſen, ſo in ihm ſelbſt vorgegangen, enthält, iſt den Jahr- und Lebensgeſchichten der vermeinten Gelehrten weit vorzuziehen; die Erinnerung und Betrachtung ſeiner ſelbſt iſt weit beſſer, als das Leſen fremder Bücher. Allein, wir gehen hierin ganz anders zu Werk: wer uns alte beſondere Meinungen, blutige Kriege, und hartnäckige Wortſtreite, die die halbe Welt umgekehret, und, deutlich zu ſagen, die Thorheiten des menſchlichen Geſchlechts, beſchreibet, muß ein vortrefflicher Mann ſeyn; wer uns aber an uns ſelbſt erinnert, und davon eine Erzählung macht, der ſoll ein Träumer ſeyn. Was iſt aber eigentlich ein ſolcher, der mit griechiſchen und lateiniſchen Wörtern ausgeſtopft iſt, der alles weis was andere gedacht haben, und ſelbſt nichts denket? Gewiß, nichts anders als ein ſchwacher Wiederſchall, der nur ſolche Töne von ſich giebt, die er ſelbſt nicht kennet, noch beurtheilen kann.

Nirgendswo ſcheinet das Gedächtniß eines gelehrten Mannes mittelmäſiger, als wenn er ſich bey einem anſehnlichen Büchervorrath einfindet; da erfähret er, daß, ohngeachtet ſeiner weitläuftigen Erinnerung, ihm das meiſte deſſen, ſo ihm da vorkommt, noch unbekannt ſey, da erkennet er, daß in tauſend Vorfällen ſein Andenken ihm fehle, daß viele Beweisthümer aus Büchern ganz anders ausgedrückt ſind, als er ſie ausleget, daß man alle Zeitrechnungen und Anführungen nur im Verfolg überdenken könne, nämlich daß der fähigſte Kopf dieſes mit dem ſchwächern Verſtand gemein habe, daß man nicht wohl mehr als eine Sache zugleich deutlich überdenken könne. Er geſtehet ſelbſt, daß, um einige wichtige Stücke zu finden und zu faſſen, man öfters eine groſe Menge nichtswürdiger Dinge durchleſen müſſe. Hierdurch wird ein ſtarkes Gedächtniß öfters mit tauſend Mährchen und Kinderpoſſen angefüllt; dieſes ſind Zuſätze, welche den Anmerkungen im Wörterbuch des Bayle gleichen; einige ſind angenehm, die mehreſten aber verdrießlich und abgeſchmackt.

Wer vieles von demjenigen, ſo er weis, wieder vergißt, wird durchgängig Vortheil davon haben; denn entweder ſind es nichtswürdige Kleinigkeiten unſerer Zeit, oder ſchändliche Geſchichten ſolcher Perſonen, die wir öfters verehren ſollten, und doch in der That verachten müſſen.

So weit kommt öfters das Gedächtniß herunter, welches wir ſo hoch ſchätzen, und darnach wir ſo ſehnlich ſtreben; dieß ſind derſelben Früchte! Das Gedächtniß eines Menſchen, der ſich ſelbſt kennet und beſitzet, iſt von ganz anderm Werth. Er erinnert ſich, wenn er will, und in der ſchönſten Ordnung, alles geiſtlichen Vergnügens, deſſen er ſo wol in ſich ſelbſt als in dem Umgang mit andern erleuchteten Perſonen genoſſen. Er bewundert den Reichthum ſeiner Seelen, wenn er ſich im Stande findet, ſeine Gemüthsbilder (die bey dem geringſten Zeichen, das der Wille dazu giebet, aufwachen) entweder hervor zu rufen, oder zurück zu weiſen. Ein trefflicher hinterlegter Schatz, daraus er Stoff ziehet zu ſeiner Beſchäftigung, zur Wiederbringung ſeiner ſelbſt, wenn ſeine Einbildung beruhiget iſt, und wenn er vergangene Begebenheiten in ſich ſelbſt wieder finden will. Unſer Weſen kann als eine Welt beſchrieben werden, in welcher man ohne auſer ſich zu gehen, Kriege und Feldſchlachten, Grundſätze und Anmerkungen heget, deren Andenken uns nützlicher iſt, als die Zeitfolgen mit ihren Geſchichten. Nichts iſt angenehmer und zuträglicher, als in ſich ſelbſt gleichſam herum zu wandern, und da als in einem Bilderſaal die Abzeichnungen unſerer Lebenszeiten und aller unſerer Thaten anzutreffen.

Die mehreſten Weiſen, die ſich von der Welt ganz abgezogen, fanden in ihrem Gedächtniß die kräftigſten Mittel, ſich zu beſchäftigen

und die Zeit zu verkürzen. Es erneuerte ihnen den Umgang mit verſtorbenen und abweſenden Freunden; es wiederholte ihnen die vergangene Zeit ihres Lebens, den Wachsthum ihres Geiſtes und Leibes; in wilden und wüſten Gegenden, wo man keine Spure von Schriften kennte, diente es ihnen ſtatt der Bücher. Und wir können mit Grund behaupten, daß die Erinnerung ächter Weltweiſen eine Wirkung der Seelen (zur Betrachtung ihrer ſelbſt und Beſchäftigung mit ſich ſelbſt), dagegen aber die Einbildung der Weltmenſchen ein betriegliches Schauſpiel ſey, welches voruber gehet, ehe es kaum angefangen zu haben ſcheinet.

Viertes Hauptſtück.

Von dem Herzen.

Das Herz iſt zwar nur ein ſtummer Theil unſerer ſelbſt, und kommet den Augen der Zergliederungskunſt, als ein der Ausdehnung fähiger Fleiſchklumpen vor; wir würden aber der Ausſage aller Völker, und der heiligen Schrift ſelbſt, widerſprechen, wenn wir nicht unter dieſer Benennung, die Empfindung der Freude und Traurigkeit, die öfters in uns und gegen unſern Willen ſich ereignet, verſtehen wollten. Wir wiſſen, daß das Herz der

der Mittelpunkt des Umlaufs unſeres Geblüts ſey, und ſowol in ſeiner Ausdehnung als Zuſammenziehung eine künſtliche Bewegung habe; dieſem körperlichen Theil, der der Grund und das Triebrad unſeres thieriſchen Lebens iſt, wird der Ausbruch unſeres Wohlwollens und Haſſes zugeſchrieben. Und in dieſer Abſicht liefert das Herz ein weites und fruchtbares Feld unſerer Betrachtungen aus.

Was iſt es anders als ein unbeſchreiblicher Irrgarten, wo die Seele durch tauſend verſchiedene Umwege ſich vergehet; ein Brennkolben, wo die reineſte ſowol als ſträflichſte Liebe durchgetrieben wird; eine Werkſtatt des Geiſtes, die Gedanken zu läutern, und ihnen die Gröſe, die man Heldenmuth nennet, zuzueignen; die Ebbe und Fluth unſerer Begierden, die uns gewiſſermaſen unermeßlich machen; ein Behälter der Hoffnung und Furcht, daraus man zu allen Zeiten ſchöpfet; ein feuerſpeyender Berg, daraus bald Glut bald Dampf aufſteiget; ein Abgrund, deſſen Tiefe nicht zu ergründen; ein Queckſilber, welches ſich verlaufet, wenn es veſt ſtehen ſoll.

„Wer wird mir das Vermögen geben, „mein Herz zu ergründen, ſagt der heilige „Auguſtinus, ſeine Beſchaffenheit zu erken„nen und alle ſeine Falten zu entwickeln!“ Ein Weiſer iſt allein zu dieſem Werk geſchickt: denn wenn er ſeiner ſelbſt genieſet, ſo beſitzet und erforſchet er ſein Herz; er übergiebt es ſtets in die Hände deſſen, der es gebildet, und der

es

es neiget nach ſeinem Wohlgefallen. Was würde herrlicher und der Unſterblichkeit würdiger ſeyn, als ein Menſch der ſein Herz recht einrichtet? Das Herz iſt vermögend den unendlichen Schöpfer zu lieben, und ſich in den Schoos der Gottheit zu ergieſſen; mithin würde es dann nichts als himmliſche Begierden hervor bringen. Es würde, als eine lebendige Flamme, die Wolken der Leidenſchaften durchdringen, die fleiſchlichen Lüſte die uns beherrſchen, verſchlingen, die Sinnen, die uns bemeiſtern, erſticken, und einen hellen Glanz über alle unſere Werke ausbreiten; es würde den Bedürftigen Ströme der Wohlthaten zuflieſſen laſſen, ihre Hoffnung aufrichten, ihre Unruhe vertreiben, und ihnen reichliche Glücksfrüchte verſchaffen. Ein gutes Herz iſt die Ehre, die Zierde, der Ruhm der Menſchlichkeit. Ein jeder rühmet ſich, ſein Herz in gute Verfaſſung geſetzet zu haben: dieß iſt die gemeine Sprache; und doch wird ein erhabener, freygebiger und aufrichtiger Menſch nicht leicht gefunden.

Wenn unſer Herz von den Sinnen und Leidenſchaften verführet iſt, ſo will es dem Verſtand den Vorzug ſtreitig machen, und anſtatt der Vernunft unterworfen zu ſeyn und ihr zu folgen, mißbrauchet es ſeiner Rechten, und machet ſich Lehrſätze, die mit ſeinem Geſchmack überein kommen. Die Geſchichte zeiget uns, daß ſchon in längſt verfloſſenen Zeiten, das Herz gegen den Verſtand eiferſüchtig wurde, von ihm nicht abhängen wollte, und ſich darum

eine beſondere gottesdienſtliche Lehre erwählte. David ſagt uns: „Der Gottloſe ſagt in ſeinem „Herzen es iſt kein Gott.“ Wenn der Verſtand zur Zierde der Wiſſenſchaften hohe Schulen geſtiftet, Meinungen veſtgeſtellt, und zuletzt eine allgemeine Weltweisheit errichtet hat, ſo hat nicht weniger das Herz Schlußreden erzeugen, Schulen bauen und Bücher ſchreiben wollen.

Das Herz iſt eigentlich der Urheber jener verderbten Weltweisheit, die das gottesdienſtliche Joch in unſern Tagen von ſich abſchütteln will: das Herz iſt es, welches täglich ſo viele ſchändliche Werke gegen die guten Sitten hervorbringt. Hat nicht das Herz die Schulen der Lügen und Ketzereyen geſtiftet? Bringet es nicht immerwährend in unſerer Mitte, unter dem Namen des natürlichen Gottesdienſtes, die verkehrteſten Lehrſätze hervor? Wir können hieran keineswegs zweifeln. Das Herz iſt der Urheber alles Uebels, ſo wir bejammern; denn wenn der Menſch nur einigermaſen ſeine Vernunft zu Rathe zöge, ſo würde er an den übertriebenen und gottloſen Grundſätzen, die aller Orten verbreitet werden, den gröſten Greuel haben.

Unſer beklagenswürdiger Zuſtand entſtehet daher, daß wir die Ordnung umgeſtoſen, und die Einrichtung alles deſſen, ſo in uns weſentlich iſt, verändert haben. Das Herz war nur zur Empfindung geſchaffen; und wollte mit Urtheilen und Vernunftſchlüſſen umgehen. Der Verſtand hingegen war zu erkennen, und uns zu

erleuchten, angeſtellt; und glaubte, er müßte lieben. Dadurch iſt eine freye und ausgelaſſene Lebensart zum Grundſatz; die ehelige Liebe aber iſt der Zärtlichkeit; die Freundſchaft iſt der Seelen und des Lebens beraubet worden. Daraus entſtehet der immerwährende Streit zwiſchen Verſtand und Herz, welcher ſo lange fortdauren wird, als eines des andern Stelle vertreten will. Alle unſere ſinnlich und wollüſtige Schreiber, alle Vertheidiger der Leidenſchaften, haben ihre Sittenlehre aus dem Herzen geſchöpfet. An dem Herzen lieget die ganze Schuld davon. „Wer einen ordentlichen und wohlgeſitteten Menſchen antrift, ſagt la Bruyere, „der gegen die Wahrheit ſich auflehnet, und „den Gottesdienſt verläugnet, der wird ein „Wundergeſchöpf ſehen laſſen.“

Ein jeder Antrieb unſeres Herzens iſt ein göttlicher Eindruck, und wer darauf nicht merket, macht ſein Leben dem thieriſchen ähnlich. S. Auguſtinus vergleichet unſern Leib einer Uhr. „Das Herz, ſagt er, iſt das Uhrgewicht, „weil es in beſtändiger Bewegung; es ſcheinet die Minuten und Secunden anzuzeigen.“ Allein dieſe Uhr, die uns immer aufwecken und ermuntern ſollte, gehet oft bis an unſern Tod fort, ohne uns an uns ſelbſt zu erinnern. So verſchlieſen wir die Ohren vor den innerlichen Bewegungen, die ſich ohnunterbrochen einander folgen, und wir leben unter den beſtändigen Regungen unſers Herzens fort, ohne es wahrzunehmen.

Ein Herz das den Leidenſchaften preis gegeben, iſt der abſcheulichſte Anblick. Es iſt unbeſtändig; es verändert ſeine Natur; es krümmet ſich zur Erden; es führet den Geruch des Todes bey ſich; es verzehret und vertrocknet in brünſtigſten Begierden. Es irret von einem Vorwurf zum andern, ohne Wegweiſer und Compaß; es wird der Spott aller Geſchöpfen, die es alsdann nach Gefallen bezwingen können; es verdunkelt die Vernunft; es bethöret die Sinnen; es verführet ſich ſelbſt, und glaubet in der gröſten Verwirrung und Verdruß glücklich zu ſeyn. Es wird nur zur Unmäſigkeit empfindlich, dieſe iſt ſein Weſen und Leben; es verhärtet ſich in Unbarmherzigkeit, wenn es darauf ankommt, den Wittwen und Wayſen beyzuſtehen; es fliehet das Licht, gleich den Blumen, die wir in unſern Gärten finden, die ſich erſt bey anbrechender Nacht aufthun, und bey dem erſten Anblick des Tagelichts wieder zuſchlieſen.

Ein ſolches Herz iſt gewiß von dem Herzen eines Weiſen weit unterſchieden, welches dem Haß und böſen Lüſten ein unzugängliches Heiligthum iſt, und nichts als reine Liebe, Gerechtigkeit und Freygebigkeit enthält. Es gehet von einer Tugend zur andern fort; und wenn man das Opfer aller ſeiner Bewegungen und Neigungen, ſo es dem allerhöchſten Weſen immerfort darbringt, erweget, ſo gleichet es einem Altar, darauf reine göttliche Liebe brennet. Ja die Himmeln ſelbſt haben nichts ſo herrliches an

ſich,

ſich, als ein Herz, welches ſich ſelbſt kennet und beſitzet, welches ſich nur nach geiſtlichen Gütern ſehnet, und ſich ſelbſten nichts zuläſſet, ſo einem unſterblichen Weſen unanſtändig ſeyn könnte.

Das Herz der Helden wird ſo hoch geprieſen. Alle ihre vermeinte Grosmuth iſt nur ein Blendwerk, in Vergleichung der Freygebigkeit eines zärtlichen und mitleidigen Herzens. Bey dem Anblick eines jeden nothleidenden Gegenſtandes, öffnet und erweitert ſich ein ſolches Herz. Es bedarf keiner gekünſtelten Anrede, um es zu erweichen, keiner abgemeſſenen Thränen um Hülfe von ihm zu haben. Es erräth das Anliegen ſeines Nächſten. Es iſt fruchtbar und vermehret ſich ſelbſt, ſolchergeſtalt, daß es aller Orten wo Armuth und Nothdurft herrſchet, ſeine Freygebigkeit reichlich ausübet. Gebricht es ihm an hinlänglichen Mitteln es thätlich zu verrichten, ſo vereiniget es ſich wenigſtens mit den Thränen des Elenden, nimmt an ſeiner Noth gleichen Antheil, und erquicket es mit Troſt.

Das Herz flöſet uns die kindliche Liebe gegen unſere Eltern ein, die Freundſchaft gegen andere die mit uns in gleichem Grade, und die chriſtliche Liebe gegen alle Menſchen. Aus dem Herzen werden die väterliche, eheliche, mitbürgerliche und freundſchaftliche Geſinnungen entlehnet. Man muß aber ſeinen Lauf beſtimmen, und ihm öfters in gebieteriſchem Tone befehlen, wenn es nicht abweichen, und Vor-

würfen,

würfen, die unſerer Betrachtung unwürdig ſind, nachhangen ſoll. Wie oft iſt es nicht unſerm Urtheil zuvor gekommen, und hat uns in ſträfliche und ſchändliche Lüſte vertiefet deren Ausgang Schande und Verzweiflung geweſen.

Ein jeder Weltweiſer ſoll ſein Herz in den Händen tragen, und ein jeder Menſch muß in dieſer Abſicht ein Weltweiſer ſeyn. Der weiſe Schöpfer hat dem Verſtand zu dem Ende eine höhere Stelle, als dem Herzen, angewieſen, um uns zu lehren, das Herz zu lenken und der Vernunft folgſam zu machen. Es mag ſich empören oder erweichen, betrüben oder erfreuen, ſo wird es dieſen Bewegungen nicht folgen, ohne ſich mit innerlichen Geſinnungen zu berathſchlagen, wenn es anders lehrſam iſt, und in ſeinen Schranken bleibet.

Wo ſind aber dieſe Schranken, und wie will man ſie merken? Man glaubet die Tugend nur geliebet, und dem wahren Guten nachgeſtrebet zu haben, und man hat nur ſeinem Eigennutze und Selbſtliebe nachgehangen. Die Wege unſeres Herzens ſind ſo ſchwer zu entſcheiden, und ſeine Umgänge ſo unbegreiflich, daß wir unſere Fehler öfters für kluge Thaten anſehen. In unſerer Meinung ſind wir Helden; in der That aber nur ſchwache Rohrſtäbe, die von dem Winde hin und her beweget werden. Durch den beſtändigen Zulauf friſchen und wallenden Blutes, ſcheinet unſer Herz gebohren und wiedergebohren zu werden, und jeden Augenblick eine andere Geſtalt anzunehmen.

Seine Zugänge ſcheinen Oeffnungen eines Irrgartens zu ſeyn, worin unſere Gedanken ſich verirren, und auf verkehrten Wegen, ohne Hoffnung einiger Auskunft, ſich verlieren.

Billig muß dieſes ein groſes Mißtrauen und Demuth in uns erregen, wenn wir ſehen, daß alles, was in uns geiſtlich- und leiblicherweiſe lebet, jeden Augenblick unſer unwiederbringliches Verderben verurſachen kann. Wenn unſer Verſtand keinen Wegweiſer hat, ſo verirret er ſich; wenn unſer Herz ſich nicht reiniget, ſo bleibt es unſauber; wenn unſer Leib nicht bezähmet wird, ſo empöret er ſich. So leben wir immer fort, entweder unſträflich oder ſträflich. Als ſchwache Sterbliche ſehnen wir uns wenig nach ewiger Vergeltung. Unſer Herz fähret fort dem Ungeſtümm ſeiner fleiſchlichen Begierden nachzuhängen. Hemmet es ja zuweilen ihren Lauf, ſo geſchiehet es nur aus niederträchtiger Heucheley, und macht unſere Verantwortung nur dadurch gröſer.

In ſolcher Gefangenſchaft des Herzens, bey den meiſten Menſchen, iſt es auſer Stande, ſich zu dem Himmel ſeinem Urſprung und Endzweck zu erheben, und durch ſeine unglückliche Dienſtbarkeit, die dem menſchlichen Geſchlecht zur Schande gereichet, bleibt es der Erden gleich, die man mit Füſen tritt. Das Herz iſt zur Freyheit gebohren, und genieſet ſeines Vorrechtes nicht, wenn es nicht auf GOtt gerichtet iſt. Man vervortheilet und zernichtiget alſo deſſen Freyheit, wenn man es von dieſer

Neigung

Neigung zurück hält. Wie wird aber dieſe Sprache den Wollüſtigen, Ehrſüchtigen und Geizigen beyzubringen ſeyn; da dieſe Art von erſchaffenen Weſen, die man gleichwol Menſchen nennet, ihrer Freyheit zu genieſen vermeinen, wenn ſie wirklich an Ketten liegen, und Sklaven eines nichtswürdigen Geſchöpfs, einer falſchen eingebildeten Ehre, und eines verächtlichen klingenden Erzes ſind!

O unergründliches und unermeßliches Herz, wie kannſt du uns unbekannt bleiben, da du doch in unſerer Mitten wohneſt, der Urſprung unſerer Bewegungen, die Quelle unſerer Begierden, ja der Mittelpunkt unſeres Lebens biſt! Warum können wir dich nicht erforſchen und dir folgen! Ich beſtimme ſo eben deine Tugenden und Mängel, und dem ohngeachtet bleibeſt du mir ein ſolches Räthſel, daß, da ich glaubte aus Liebe zum Nächſten getrieben, zu ſchreiben, ſo ſchreibe ich vielmehr aus Eigenliebe! So ſind öfters viele Schreiber die Schande ihres Eifers; und ihre eigene Leidenſchaften bleiben dabey unverbeſſerlich.

Fünftes

Fünftes Hauptſtück.

Von der Liebe.

Die Ehe iſt eine ganz rechtmäſige und weislich angeordnete Liebe. Es fällt aber ſehr ſchwer ſein ſelbſt recht zu genieſen, wenn man dieſen Stand ergreift. Es koſtet uns ſo viele Mühe um mit unſerm eignen Willen übereinzuſtimmen, wie viel mehr Tugend wird alſo erfordert, um mit einer andern Perſon gleichlautende Töne annehmen zu können. Ueberdem nehmen die häusliche Sorgen an unſrer Aufmerkſamkeit ſolchen Antheil, daß der heilige Apoſtel Paulus ausdrücklich ſagt: **Welcher verheirathet, thut wohl; welcher aber nicht verheirathet, thut beſſer** (1). Man wendet dagegen ein, wenn ein jeder ſo denken würde, ſo müßte die Welt bald ausſterben. Der heilige Auguſtinus antwortet darauf: „Wollte GOtt, daß es „an dem wäre, ſo würde die Sünde vertilget, und die Zahl der Auserwählten „würde die Zahl der gefallenen Engeln ſchon „erſetzet haben" (2).

Da alle, auch die vollkommenſten Geſchöpfe, weder unerſchöpflich noch unendlich ſind; ſo kann man ſie nur zu gewiſſen Zeiten und in kurzer

(1) 1 Cor. 7. v. 38.
(2) *St. Auguſtin.* de Virginitate.

kurzer Dauer lieben. Alles, was an der Erden klebet, verſpüret die Natur der Körper in ſich; uud gleichwie die Körper ſich verſchiedentlich verändern, ſo wechſeln in dem Menſchen der Eigenſinn und Geſchmack ab. Man findet öfters ſeinen Raum von irrdiſcher Gegenſtänden leer. Ohne deren Genuß glaubet man ſich im höchſten Grade unglücklich; und in deren Genuß erkennet man ihre Nichtigkeit, und wird derſelben bald überdrüſſ g. Das allerhöchſte Weſen allein beſitzet ſolche ewige und beſtändige Schönheiten, darinnen man unſägliche Ergötzungen genieſet, und die in uns eine dauerhafte Liebe erregen.

Der heilige Auguſtinus iſt uns davon ein deutliches Beyſpiel; er brannte für heftiger Liebe zu ſeinem GOtt; er ſchüttete ſeine Seele in Seufzer und Worten aus. Er ſahe und hörete gleichſam nichts als GOtt, daß ſelbſt ſein Herz der Wiederſchall der Göttlichkeit zu ſeyn ſchiene. Alle ſeine Sinnen wuſten von nichts, als allein der Allmacht ihres Schöpfers, und alle Kräfte ſeiner Seelen ſehneten ſich nur nach dem Beſitz der himmliſchen Herrlichkeit. Durch Anſtrengung ſeiner mehr als natürlichen Kräfte, vergaß er der ganzen Welt und ſeiner ſelbſt, um ſich in den Abgrund des ewigen Weſens zu ergieſſen, welches der Urheber unſeres Lebens und unſerer Bewegungen iſt. Liebeten wir GOtt, ſo wie dieſer unvergleichliche Mann ihn geliebet hat; ſo würden wir uns die Geſchöpfe nur zur Ehre ihres Schö-

pfers zu Nutze machen, und nur der göttlichen Liebe den Namen der Liebe benzulegen.

Die viehiſchen Leidenſchaften, die ſchändlichſten und unflätigſten Neigungen haben wir uns unterſtanden, durch den ſeltſamſten Mißbrauch Liebe zu nennen. Alle Menſchen ſind zum Lieben erſchaffen; allein es iſt die Frage: was, und wie er lieben ſoll; es bedarf keiner Sittenlehre, um es uns anzuweiſen. Die Erfahrung hat es uns tauſendfältig gezeiget, daß alle die buhleriſche Ränke und Poſſen, die man für die Liebe hält, nur in ſolchen Leidenſchaften beſtehen, die der Ruhe und Süſigkeit gänzlich ermangeln, welche von der wahren Liebe unzertrennlich ſind. Man beunruhiget ſich, man ſeufzet, man befürchtet, man erſchrickt, und man verzweifelt; in ſolcher Verwirrung lauft unſere ganze Lebenszeit dahin. Die wahre Liebe aber, als eine lebendige reine Flamme, verzehret ſich in keiner andern Leidenſchaft, als in dem Vergnügen immer mehr und mehr zu lieben. Man würde den Menſchen ſeiner Empfindungen berauben, ſein ganzes Weſen umkehren und gar verſtöhren, wenn man ihn verhindern wollte zu lieben. Ohne Liebe können wir nicht leben; und was iſt ſüſer und anmuthiger als Lieben? Das iſt, in dem Herzen eines andern Ich zu leben, unſeres Vergnügens und Verdruſſes es theilhaftig zu machen, und demſelben die nemliche Eindrücke zu verurſachen, die unſere Seele empfindet. Wir finden davon den Beweis in der ehelichen Liebe, wenn

wenn dieſe reine und allein auf Hochſchätzung gegründete Liebe, keine andere als Empfindungen und Gedanken des Vertrauens und Vorzugs erreget.

Die Natur verewiget ſich durch die anziehende Kraft, die, als das Band der ganzen Welt, alle Geſchöpfe in dem genaueſten Zuſammenhang erhält. Der menſchliche Umgang hat ſein Beſtehen in der Liebe unſerer ſelbſt und unſeres Nächſten. Ja unſer Glauben und Gottesdienſt ſelbſt ſind Werke der Liebe. Es iſt aber höchſt nöthig zu unterſuchen, wie man die Liebe verfälſchet, und wie ſie, bey Eheleuten und Buhlern, zur ſchändlichen, ausſchweifenden und viehiſchen Leidenſchaft geworden.

Unſere Begierden, die ungeſtümer als die Meereswellen ſind, die nicht aus ihren Ufern treten, haben von Anfang der Sünde nur darnach getrachtet, die Ordnung zu überſchreiten; ſie haben ſich in der Welt umgeſehen, um alles an ſich zu ziehen, was unſerer Seele ſchädlich ſeyn konnte. Der Geiſt der Unabhänglichkeit hat unter uns den Tod eingeführet, und durch die Folge einer unglücklichen Luſt, hat man dieſe Unabhänglichkeit für gültig angenommen. Das höchſte Weſen hat unſerm Herzen die Fähigkeit zu lieben gegeben, und dabey zugleich den innerlichen Befehl: „Du „ſollt mich lieben, und die Geſchöpfe um mei„netwillen. Deine Begierden ſollen rein und „lauter ſeyn; und wenn ſie ſich mit einem an„dern

„ dern Geſchöpfe vereinbaren, ſollen ſie nur „ eigene Wohlfahrt und die Liebe der Tugend „ zum Endzweck haben.“ Dieß iſt die Sprache der Gottheit, und dieß ſind die Schranken, die der Allmächtige unſerm eigenen Herzen abgemeſſen, welches, als der Weinberg, der dem himmliſchen Bräutigam aufbehalten, Früchte der Weisheit und des Friedens bringen ſoll.

Wie weit iſt aber unſere Aufführung hiervon unterſchieden; wir meynen in Freyheit zu ſeyn, und wir halten dieſe Freyheit nicht für gegründet, wenn ſie nicht den Fusſtapfen unſerer Leidenſchaften folget. Dieß iſt ſo gewiß, daß, wenn das Geſetz uns würde auferleget haben, ſo zu lieben, wie fleiſchliche Liebhaber lieben, ſo würden wir eine ſolche unruhige und heftige Liebe für ein unerträgliches Joch anſehen. Iſt es nicht erſchrecklich, ſich ſelbſt nicht mehr angehören, das Wetterglas eines leichtſinnigen veränderlichen Nebengeſchöpfes zu werden, ſtets auf Mittel bedacht zu ſeyn, ſich in Vorfällen zu rechtfertigen, in welchen man doch nicht gefehlet haben will; in ſteter Furcht leben zu müſſen von einem Nebenbuhler hintergangen zu werden, ſeinen guten Namen und Sitten zu beflecken, und, mit einem Wort, in ſolcher Liebe zu leben, die ſich durch ihre Uebermäſigkeit jeden Augenblick in Haß verwandeln kann.

In der That iſt es nur ein Schritt von der Liebe zum Abſcheu, und je brünſtiger die Liebe, je näher der Haß. Es bedarf nur eine Gebehr-

de, eines Anblicks, eines Worts, um uns die angenehmſten und hochgeſchätzteſten Reizungen zu entziehen. Die inbrünſtigſten Liebhaber beſitzen nur ein gewiſſes Maas von Zärtlichkeit und Liebe. Wenn ſie ſich nicht wiſſen zu bezähmen und von dem täglichen Anblick des Vorwurfs ihrer Anbetung zurück zu halten; ſo finden ſie den Anſchlag ihrer Liebe gar bald unterbrochen.

Man beklaget ſich über Abweſenheit, und wollte gerne ſtets bey dem geliebten Gegenſtand gegenwärtig ſeyn, und gleichwol unterhält die Abweſenheit die Liebe. Denn anders verſchmachtet, veraltet und verlöſchet ſie. Nur darin beſtehet ihre Holdſeligkeit, daß ſie Ordnung unterhält, ſich ſelbſt beſitzet und kennet; und da ſie ihrer natürlichen Beſchaffenheit nach eine geiſtliche Empfindung iſt, ſo entſetzet ſie ſich ihrer Würde, wenn ſie körperlich wird, und ſich ſo weit herunter läſſet, einen elenden Leib zu lieben. Die äuſerliche Geſtalt, nämlich einige Blutstropfen, Knochen, Knorpeln, Adern und Erdſtäublein, ſind gewiß vor die Augen der Seele verächtliche Vorwürfe; und dieſe ſind es doch, die man anbetet, und die öfters verliebte Perſonen unſinnig machen.

Wir wiſſen, daß die Tugend noch weit liebenswürdiger iſt, wenn ſie ſich in einer ſchönen Geſtalt vorſtellet; wir wiſſen aber auch, daß es eine Verſchmähung eben der Tugend ſeyn würde, wenn wir ſie unbemerket lieſſen, und nur auf die äuſere Schale der Geſtalt unſer Augenmerk richteten. Die Liebe, ſo wie wir

ſie verkleiden und entſtellen, iſt den Augen eines Weiſen greulich. Ihr Urſprung iſt ein toller Eigenſinn, ihre Natur viehiſch, ihr Vorwurf ein geſchminktes Beingerüſte, ihr Ende iſt Schande und oft gar Verzweifelung. Sie entſpringet aus den Säften, und nicht aus dem Herzen: ſie gehet mit unſerm Geblüte, und nicht mit der Vernunft zu rath; ſie wird durchaus fleiſchlich.

Durch ſolche Unordnung ſind wir hart geſtrafet: denn verliebt zu ſeyn, iſt, wie wir bereits erwieſen haben, das gröſte Unglück; man muß ſeufzen und verſchmachten, in der Begierde zu genieſen, und in der Furcht, ſeinen Untergang in dem Genuß zu finden. Man verabſcheuet ſich ſelbſt überall, wo man den Vorwurf ſeiner Verehrung nicht ſiehet; und man iſt ſtumm und verwirrt, wenn man ihn ſiehet. Erlanget man einen vergnügenden Blick, ein erfreuliches Wort, ſo hat man ſchon vorher tauſendfältigen Eigenſinn und Einwürfen ſich zu unterziehen, vieles mit Stillſchweigen geſchehen laſſen, gegentheilige Gebehrden billigen, und Mißverſtändniß beylegen müſſen. Unſere verdorbene Liebe treibt mit dem Herzen und Sinnen ihr Geſpött. Sie nähret ſich von Mißtrauen und Argwohn. Sie iſt das Opfer ihrer Neugierigkeit; das Kinderſpiel ihres Unbeſtands; ſie reizet zu Schwachheiten, Verrätherenen und Aufruhren; ſie ſetzet uns den Zweykämpfen, Meyneid, Untreue, Verluſt unſerer zeitlichen Güter, ja dem gänzlichen Untergang

tergang unſerer Angehörigen, aus. Unſere gute Sitten werden dadurch verfälſchet; wir übertreten die Geſetze unſeres Glaubens und der Schamhaftigkeit. Sie iſt, mit einem Wort, ſo ohngereimt und verächtlich, daß auch der Unbändigſte, in dem Ausbruch ſeiner Leidenſchaft, das Licht der Welt ſcheuet. Welch eine Schande für das menſchliche Geſchlecht! Der Menſch findet Geſchmack an thieriſchem Vergnügen, und zu ſeiner Strafe wird er ſelbſt den Thieren ähnlich. Seine Seele ſcheinet vernichtiget zu ſeyn.

Dieß iſt aber nicht die einzige Folge der fleiſchlichen Liebe, daß ſie ſich ſelbſt zu Grunde richtet; nein! ſie hat noch gröſere Feinde, als ihre eigene Leidenſchaft. Je mehr man ſich ſeinen brünſtigen Begierden überläſſet, je mehr entſtellt man ſeine ganze Leibesbeſchaffenheit; je mehr man dieſem Vergnügen nachhanget, je mehr verdunkelt man ſeine eigene Schönheit, ſo daß niemand unfähiger iſt geliebet zu werden, als der ſich von der Liebe verwüſten läſſet. Ohnvermerkt wird man alt und gebrechlich, und kann denenjenigen, die nur auf die Geſtalt ſehen, nicht mehr gefallen.

Es iſt unglaublich, wohin es die fleiſchliche Liebe des weiblichen Geſchlechts bringet und wie unmäſig ihre Begierden ſind; ihre Hochachtung iſt Freundſchaft, ihre Freundſchaft Liebe, und ihre Liebe Raſerey: was ihnen in Sinn kommt, begehren ſie, und was ſie begehren, ſind die gröſten Ausſchweifungen. Da ſie keine Beſchäftigung in Wiſſenſchaften oder andern Verrichtungen üben,

ſo iſt ihr Fleis auf Liebesanſchläge gerichtet, und dadurch iſt es deſto ſchwerer ſich vor ihren Liebkoſungen und Einſchmeichlungen ſicher zu ſtellen. Die Begierden ſind ihre Meiſter, die Einbildung ihre Weltweisheit, die Spiegeltiſch ihr Büchersaal, wo ſie vom Morgen bis an den Abend lernen zu gefallen, und ihren Leib zur Verführung zu verſtellen. Liebesbriefe, heimliche und vor den Augen ihrer Aufſeher verſtohlene Botſchaften, zierliche Verſtellung des Leibes, und buhleriſche Blicke, ſind die Früchte ihrer Arbeit; kein Weltweiſer wird mit mehrerer Geſchicklichkeit und Ruhm ſeinen Satz behauptet haben, als ſie ihre verliebten Meinungen zum Grundſatz der Nachfolge vorſtellen.

Bald richten ſie, mit verſchmitzter Hinterliſt, eine Mißhelligkeit an, um ihr Vergnügen an der Ausſöhnung zu haben; bald weiſen ſie ihren Liebhaber zurück, um ſeine Standhaftigkeit auf die Probe zu ſtellen; hier erſcheinen ſie unter der Larve einer Andächtigen, um einen Frommen zu verführen; da nehmen ſie die Sprache der Wiſſenſchaften zur Hand, um einen Gelehrten zu verſtricken; ſie richten wol gar öffentliche Schulen der Unzucht auf, und wenden endlich die ſträflichſten Künſte an; wie uns dann die heilige Schrift ſelbſt deutlich und vielfältig vor ihrer Liſt und Verführung warnet (3).

Kann dieſe Abſchilderung leichtſinnige Weibsperſonen erzürnen und gegen uns aufbringen,

(3) Melior eſt iniquitas viri, quam mulier benefaciens.

gen, iſt es deſto beſſer; wir begehren, ihnen zu gefallen, weder zu leben, noch zu ſchreiben: von den Tugendhaften hingegen ſind wir verſichert, daß ſie unſerer Beſchreibung von den Kunſtgriffen und Verwüſtungen einer ungebührlichen Liebe, vollkommenen Beyfall geben werden, um ſo vielmehr da ſie nur einer reinen und erhabenen Freundſchaft und Liebe fahig ſind, und einfolglich für ſolchem ohnerlaubtem Umgang, den die Thorheit unſerer Zeit ein Glück nennet, billigen Abſcheu haben werden. Nichts mag ohne Zweifel widerſprechender und gegen einander ſtreitender, als fleiſchliche Liebe, und platoniſche Liebe, gefunden werden. Unſere Verdorbenheit will uns zwar von der Ohmöglichkeit der letzteren Art überreden; die Geiſterlehrer aber geben uns davon viele Beyſpiele.

Wenn die Geiſter nach der Scheidung von ihren Leibern, unter ſich eine Geſellſchaft ohne Leidenſchaften ausmachen ſollen, und wir an ſinn- und geiſtlichen Dingen unſere Luſt haben; könnten wir denn nicht von nun an die Probe eines geiſtlichen Umgangs machen, und eine ſchwache Vorſtellung der himmliſchen Freude im zukünftigen Leben uns hier auf Erden zuwege bringen? Muß denn nothwendig unſer elender Körper überall ſich vorzüglich einſchmeicheln, und kann man ſeiner nicht zu Zeiten vergeſſen. Kenneten wir ſeinen geringen Werth, ja ſeine Nichtswürdigkeit, ſo würden wir uns ſchämen, ihn in die Geſellſchaft aller unſerer Vergnügen zu bringen, und ihm ſolche Reizungen beyzumeſſen,

meſſen, deren er gänzlich unfähig iſt. Das leibliche Vergnügen iſt leichtfertige Zeitverſchwendung; das Vergnügen der Seele iſt unendlich, und erwecket eine deſto reinere Freude in ihr, da es keine Gewiſſensbiſſe noch Krankheit nach ſich ziehet.

Dieſe letzte Betrachtung eröffnet uns einen neuen Auftritt, darauf die verfälſchte Liebe in der That ihre Perſon ſchlecht vorſtellen wird. Wir wiſſen, wie durch deren ſchändliche Fußſtapfen unſere Jugend in ihrer ſchönſten Blüte verwelket, und wie wenige ihrer Anhänger von der ſchändlichſten Seuche, als ihrer Ausbeute befreyet bleiben. Das Vergnügen einer kurzen Zeit, muß mit den empfindlichſten grauſamſten Schmerzen, und öfters durch Mittel, die abſcheulicher als die Schmerzen ſelbſt ſind, bezahlet werden. Ein jeder Tropfen Bluts ruckt ihnen die Gemeinmachung ihrer Leiber mit der unausſtehnlichſten Wuth vor. Die Seele, in einer Schlafſucht, als von dem Leibe abgeſondert, kann von ihrem Schlummer nicht aufwachen. Dieß ſind die Früchte der viehiſchen Neigung, die wir Liebe nennen.

Man unterdrücke die Liebesgeſchichtſchreiber und Dichter ohne Anſtand, welche die fleiſchliche Liebe zur Gottheit erheben, die ihr tauſend Reizungen beygemeſſen, ſo ſie nicht beſitzet; es iſt einmal an dem, daß man in dieſer Leidenſchaft nur abgeſchmacktes und ſchädliches Vergnügen finden kann. Nun können wir leicht einſehen, daß alle diejenige vermeinte Arten von Liebe,

die unter den zierlichſten fremden Benennungen erſcheinen, dem Genuß unſerer ſelbſt zu Fallſtricken geleget ſind, und daß man weder frey noch glücklich ſeyn kann, wenn man auſer ſich ſelbſt gehen, und ſein Glück bey andern ſuchen muß. GOtt allein iſt unſere einige Glückſeligkeit, wenn er in uns wohnet als Erhalter unſeres Weſens, als das Leben unſerer Seele als das Licht unſeres Geiſtes. Die Geſchöpfe hingegen ſind uns fremd, und mangelhaft, ſo, daß wir aus unſerm Vaterland und in Gegenden der Finſterniß wandern, ſo oft wir die Geſchöpfe um ihrer ſelbſt willen lieben. Es iſt kaum zu begreifen, wie die Leidenſchaften das Weſen der Sachen ſelbſt ſo weit verändern können, daß ein Menſch ſich ſeiner Liebeshändel, das iſt, ſeines Elends und ſeiner ſklaviſchen Banden rühmen mag.

Dieſe weltliche Liebe beſtätiget am meiſten unſere Ungerechtigkeit, und daß wir in allem, ohne Ueberlegung der Schlußfolgen, zu Werke gehen. Ein jeder Liebhaber glaubet berechtiget zu ſeyn, das Herz ſeiner Geliebten ganz zu beſitzen, und in ſeiner Zuneigung und Freygebigkeit hinlänglichen Grund zu finden, mit Ausſchlieſung aller anderer geliebt zu werden. So will man es hierin gehalten haben, und verwundert ſich dennoch, daß GOtt, der Anfang und Vollender unſerer ſelbſt, die ſchuldige Treue und Liebe ſeiner Geſchöpfe vorzüglich fordert; kann wol ſeine eigenthumliche Herrſchaft unrechtmäſig ſeyn? Wie wollen wir nun ein Weſen

ſen gefangen halten, das von Natur frey, welches mit uns nichts gemeines hat, von uns ohnabhänglich beſtehet, und nur von ſeinem Schöpfer ſelbſt empfängt, was es von uns zu empfangen ſcheinet. Unſere Liebe iſt alſo eine gänzliche Tirannen, und wir ſind die unrechtmäſigſten Beſitzer der göttlichen Rechte ſelbſt, wenn wir unſer Herz mit unſeres gleichen ausfüllen wollen. GOtt gebühret es allein das Opfer unſerer Liebe zu begehren. „Du ſollt „einen einigen GOtt lieben.“

Sechſtes Hauptſtück.

Von den Leidenſchaften.

Da die Leidenſchaften in ſich ſelbſt Gelegenheiten zu Verdienſten ſind, ſo können ſie in gewiſſer Art zum Genuß unſerer ſelbſt wohl angewendet werden. Mancher wird über dieſer Benennung, Leidenſchaft, Anſtand nehmen, weil er ihre Einrichtung und Gebrauch nicht kennet. Wenn man ſein ſelbſt genieſet, ſo können ſie zu Tugenden werden, den Ehrgeiz in Nacheiferung, die Frucht in Vorſichtigkeit, die Eigenliebe in Liebe ſeiner ſelbſt verwandeln. Soll die Luſt, die wir Leidenſchaft gegen vernünftige Vorwürfe nennen, uns rühmlich und verdienſtlich werden, ſo kommt es nur auf deren Einrichtung an. Allein hierin liegt

liegt die gröſte Schwierigkeit: verſtehet man die Kunſt nicht ſich ſelbſt zu beſitzen, und in einem gewiſſen Gleichgewicht zu erhalten, ſo kann man dem Ungeſtüm ſeiner Leidenſchaften, entweder gar keinen oder wenigen Einhalt thun. In dieſer ihrer Wuth werden ſie was ſie wollen; und was ſie nur wollen, iſt Unordnung.

Wir müſſen uns wohl vorſehen, daß wir ihnen nicht zum Raub und Spott werden; die angebliche Tugenden desjenigen, der nicht ſein Augenmerk auf ſich ſelbſt inwendig hat, ſind ſcheinbare Leidenſchaften. Die Leidenſchaften ſteigen aus unſerm Herzen, gleich Funken aus dem Ofen auf; und um ſolche zu löſchen, muß man in ſich ſelbſt hinunter ſteigen. Wenn die Vergeſtaltung der Leidenſchaften zu Tugenden das Werk eines Augenblicks wäre, ſo bedürfte es weniger Vorſichtigkeit; allein es iſt ein mühſames, weitläuftiges Werk, welches den ganzen Menſchen, die Zuſammenſpannung des Verſtandes und Herzens erfordert. Man muß ſich ohnaufhörliche Gewalt anthun; die Vorwürfe, die um uns ſind, wohl unterſcheiden, ſich von denen die verführen, abreiſſen, und denen, die uns erleuchten, anvertrauen. Durch traurige und ſchmerzliche Vorſtellungen muß man ſich von dem angenehmen und vergnügten abziehen; das Gegenwärtige durch das Andenken des Zukünftigen zu nichte machen, ſich ohnvermerkt und öfters mit Gewalt von demjenigen losmachen, ſo unſere Vernunft verwirren kann. Man muß ſich ſelbſt ergründen; ſeinen

nen Kräften nicht zu viel trauen, und in ſteter Furcht wandern. Man muß ſeine Natur kennen, ſeine Leibesbeſchaffenheit verbeſſern, und keiner von beyden andere Schritte erlauben, als die mit der Vernunft überein ſtimmen. Man muß nach Gefallen ſich zurück halten und fortſchreiten, ſeine Sinnen gemächlich zurück ziehen, und ſie, wo es nöthig, auf andere Wege leiten können; ſeinen Empfindungen ſolche Neigungen einprägen, die von denenjenigen, ſo ſie gewöhnlich verurſachen, unterſchieden. Man muß genau einſehen, wie weit das Blut und die Säfte in uns ſelbſt Einfluß haben, ihre Wirkſamkeit mäſigen, und darin genau die Mittelſtraſe halten, daß man weder der Ausſchweifung noch der Weisheit zu viel zulaſſe, und nach der Vorſchrift des Apoſtels: „ weiſe ſeyn zur Mäſigkeit. “

Wenn man alle ſeine Unternehmungen wohl erweget, ſo wird man eingeſtehen müſſen, daß die Leidenſchaften gut und nützlich werden, wenn man ſeiner ſelbſt genieſet; ſo hält man ſie im Zaum, daß ſie reif werden, ſich mäſigen und reinigen. Wenn man ſich ſelbſt erforſchet und ſein Herz zu Rath ziehet, ſo wird dieſes zum Tiegel, wo eine jede Leidenſchaft geläutert wird, ehe ſie hervorbricht. Durch unſere Ueberlegungen werden die Leidenſchaften ſo zubereitet und anſehnlich gemacht, daß ſie zur Zierde der menſchlichen Geſellſchaft geſchickt werden.

Unter den zweyerley Arten unſerer Leidenſchaften ſind diejenigen einfach, die aus der Seele

allein

allein entſtehen; die hingegen, ſo aus Leib und Seele entſpringen, vermiſcht: die letzteren ſind in etwas gefährlicher; denn alles, was mit unſerm elenden Körper nur einige Verwandtſchaft hat, neiget ſich zum Böſen. Die Leidenſchaften dieſer Art verwüſten und kehren die ganze Welt um; ſie unterwerfen den ganzen Erdkreis einer ſolchen Dienſtbarkeit, daß (nach dem Ausdruck des heiligen Apoſtels Pauli) alle Kreatur ſeufzet, und als in Kindesnöthen lieget.

Die Geſellſchaft des Leibes erreget eine mehr oder weniger groſe Gährung in den Geiſtern. Die Sinnen, die nur Diener und Dollmetſcher der Vernunſt ſeyn ſollten, wollen ihr Meiſter werden: und gelingt ihnen dieſes, ſo wird der Menſch, einem gemeinen Weſen ohne Oberhaupt gleich, dadurch ſeine ganze Perſon in Unordnung geräth. Wenn wir das würdige Werk „von Unterſuchung der Wahrheit,“ und darin „die Verhandlung von den Leidenſchaften,“ zur Hand nehmen und leſen; ſo finden wir Anleitung, dieſem Unglück vorzubeugen, welches uns ärger als die Thiere ſelbſt macht.

Wie viele Menſchen bringen ihre ganze Lebenszeit damit zu, ihren Leidenſchaften zu ſchmeicheln und ſie zu hegen; man ſiehet an ihnen die traurige Bewegung eines Uhrwerks, welches, von aller Vernunft beraubet, ſich lenket, wie man will. Der Eigenſinn iſt ihr Geſetz, die Wolluſt ihr Glück. Wie ſchön läſſet ein Weiſer, der bey ſo vielen Leidenſchaften in

Ruhe

Ruhe und Freyheit bleibet; der ſeine Begierden einſchränket oder erweitert, erniedriget oder erhöhet; der alles mit Füſen tritt, was andere anbeten, in allem gelaſſen iſt, was andere befürchten! So werden die Leidenſchaften geiſtlich, ſo werden ſie zu Helden, verändern ihre ganze Natur, und werden uns nützlich und köſtlich.

Siebentes Hauptſtück.

Von den Sinnen.

In der Zeit daß unſere Seele in einem elenden Leibe wohnet, kann ſie mit dem Körper keine Gemeinſchaft haben, als durch den Dienſt der Sinnen. Sie ſind die Dollmetſcher, deren ſich unſer Geiſt bedienet, wenn er ſehen, hören, ſchmecken, riechen und fühlen will. Wenn wir keine Aufmerkſamkeit anwenden auf den Vorwurf unſeres Anſchauens, ſo werden wir nichts ſehen, obgleich die Augen offen ſtehen; denn es iſt die Seele, die da ſiehet, und nicht das Aug. Es iſt alſo eine lächerliche Thorheit, wenn wir unſer Wiſſen und Erkenntniß den Sinnen zuſchreiben. Indeſſen ſind viele Weltweiſen in dieſen Irrthum verfallen; ſelbſt Locke, der uns ſo hoch gerühmet wird, ſetzet ſolches zum Grund ſeines Werks. Man könnte dieſemnach

nach eben ſo wol die Fähigkeit zu ſehen, mit den Fenſtern, dadurch man ſiehet, in Vergleichung bringe; zwiſchen dieſem und jenem Satz wird kein ſonderlicher Unterſchied ſeyn.

Man ſiehet ſo oft und viel, und denket ſo wenig, daß es nicht befremdlich, wenn die Seele in den meiſten Menſchen ganz erſticket iſt. Man ſuchet ſeinen ganzen Zuſammenhang und Beſtehen in der Spitze des Fingers, womit man berühret, und der Zunge, womit man ſchmecket; weil man darauf nicht merket, daß wenn man fühlet und ſchmecket, man ſich zugleich fühlen und ſchmecken ſiehet. Was iſt dieſer innerliche Sinn, durch welchen wir wiſſen, daß wir einen Ton zu hören, und einen Rauch zu riechen beſchäftiget ſind? Es iſt kein Weg zwiſchen beyden; entweder müſſen wir in dem Menſchen ſechs Sinne unterſtellen, oder wir müſſen zugeben, daß dieſes Sehen unſerer ſelbſt, durch welches wir empfinden was wir empfinden, in der That ein von den Sinnen ganz unterſchiedenes ſelbſtſtändiges Weſen ſey. Wenn wir nur vier Sinnen hätten, ſo würden wir uns nicht einbilden, daß wir den fünften haben könnten. Wie wiſſen wir alſo, ob wir nicht noch fünf andere beſitzen die uns itzt unbekannt ſind; und ob unſere Seele nicht fähig, noch tauſend unbewuſte Eindrücke zu faſſen? Vielleicht verſpüret auch unſere Seele dergleichen Eindrücke bey dem Tod, und vielleicht iſt es dieſes, wodurch ſie ſo erhaben und bewunderungswürdig werden ſoll.

Wir haben wahrgenommen, daß wir in dieſem Leben den Gebrauch von fünf Sinnen haben, und daraus ſchlieſen dürfen, daß unſere Seele dieſelben ausmache, da es doch unwiderſprechlich, daß unſere Seele ſelbſt in ihrer itzigen Beſchaffenheit, in einem Leibe beſtehen könnte, der mit zehn Sinnen verſehen wäre. Denn würden unſere Vertheidiger des körperlichen vermuthlich behaupten, daß die Seele nur der Erfolg dieſer zehn Sinnen wäre; dergleichen Vernunftſchlüſſe ſind ihnen eigen. Sie wiſſen nicht einmal, was wir in dieſem Leben zu thun vermögen; gleichwol wollen ſie von dem Zukünftigen urtheilen, und in demſelben die Dauer, das Weſen und die Fähigkeit der Seele, beſtimmen.

Man muß ſein ſelbſt wohl genieſen, um den Sinnen nicht mehr einzuräumen als ihnen zukommt, und ſie um die Seele her zur Wache ſtellen. Sie ſind die Schildwachten die GOtt ſelbſten verordnet, um in uns dem Saamen der Tugend Eingang zu verſtatten, denen über die Erhaltung unſeres Leibes die Aufſicht anvertrauet iſt. Wie vielmal bringen ſie uns aber das ſchädlichſte Gift bey; der Verliebte wird durch einen Anblick, der Wollüſtige durch einen lieblichen Geruch, der Fräſige durch den Geſchmack, betrogen. Die Seele mag ihr oberherrliches Recht noch ſo veſt behaupten wollen, man erſticket ſie; ihre Diener werden ihre Meiſter, ja ihre Tyrannen.

Wie wird es aber mit ſolchen in die Sinnen verſunkenen Menſchen bey ihrem Tode ſtehen, wenn ſie keine wohlklingende Töne mehr hören, keine Speiſen mehr koſten, keinen Geruch mehr aushauchen, kein Gold mehr ſehen und behandeln werden? Wir zweifeln nicht, der Verluſt alles angeführten werde einen Theil ihrer zeitlichen Strafe ausmachen, um ſo mehr, da ſie ihre ganze Wohlfahrt in deſſen Genuß ſtelleten. Mit dem Weſen, der ſich ſelbſt beſitzet und ſeine Sinnen mehr fürchtet als liebet, wird es ganz anders beſchaffen ſeyn. Er wird das Weſen aller Weſen finden, darnach ſeine Begierden ſich vorzüglich geſtrecket, als die Vollkommenheit und Quelle aller Güter, aller Schönheiten und alles Wohlgefallens. Gewiß, unſere Sinnlichkeit und Empfindung iſt Elend und Jammer, in Vergleichung deſſen, der ſie erſchaffen; und aus ſeinen Händen empfangen wir ſie zu dem Ende, damit wir tüchtig ſeyen, ihm ſolche hinwiederum zum Opfer darzubringen.

Wir ſind indeſſen weit davon entfernet, daß wir einen jeden ſtoiſch machen, und ihn der Sinnlichkeit, die in dieſem ſterblichen Leben das Eigenthum der Menſchen iſt, berauben wollten. Der weiſe Schöpfer hat unſere Seelen in keine eiſerne noch eherne Seulen eingeſperrt, ſondern verordnet, daß durch Lachen die Freude, durch Thränen die Traurigkeit ausgedrucket werde. Daß wir einen lieblichen Vorwurf mit Vergnügen, einen heßlichen mit Abſcheu anſehen,

anſehen, Verwundung und Schmerzen verſuchen ſollen: alles dieſes beſtehet mit der Ordnung vollkommen wohl; und nur darin zerſtören wir die Einigkeit unſeres unzertrennlichen Weſens, nur darin entarten wir von unſerem Urſprung und erniedrigen unſere Vernunft, daß wir unſer Glück, nach Angeben unſerer Sinnen, veſtſetzen wollen. Man muß den Sinnen Gehör geben; aber als ihr Meiſter, der ihnen Geſetze vorſchreibt, der ihren Lauf beſtimmet, und ſich nicht von ihnen hintergehen läßt.

Da die Sinnen mit dem Tode ſtillſtehen, und ihr Amt ſo lange niederlegen müſſen, bis daß an jenem letzten Tage der Körper aus dem Staube wieder hervor tritt; ſo ſcheinen ſie ſich zum voraus, wegen dieſer ihnen bevorſtehenden Erniedrigung ſchadlos ſtellen zu wollen. Sie verändern ſich auf mancherley Weiſe; ſie verkleiden ſich, und ihre Herrſchaft ſcheinet den Menſchen nach eignem Gefallen zu leiten und gefangen zu halten. Die Seele leidet zwar allerdings unter dieſer Verſuchung: ſo bald ſie aber ihr Recht wieder antritt, und zu ihrem Urſprung zurück kehret; ſo ſieget ſie über die abgeſetzte und zernichtigte Sinnen. Was wird aus ihnen und wo ſind ſie, wenn der Leib in dem ſchwarzen Sarge lieget, in Staub verweſet, und nicht mehr Kraft noch Schönheit behält, als der Koth, den wir mit Füſen treten? Eine ſolche fürchterliche Verwandelung war nöthig, um den Stolz unſerer abtrünnigen Sinnen

nen zu ſtrafen, um uns zu zeigen, daß zwiſchen ihnen und unſerer Seele ein nicht geringerer Unterſchied, als zwiſchen Licht und Finſterniß ſey.

Dieſer Niedrigkeit der Sinnen in Vergleichung des Verſtandes ohngeachtet, iſt doch nichts herrlichers als ihre Uebung, wenn ſie in einem Menſchen wirken, der ſeiner ſelbſt genieſet. Man ſiehet ſie mit dem wahren Vergnügen der Seele übereinſtimmen, und ihr alle Theile dieſes weitläuftigen Erdkreiſes als Bilder der Gottheit vorſtellen. Sie ſind aufmerkſam und dienſtfertig; auf den erſten Wink der Vernunft leiſten ſie Gehorſam, und laſſen ſich in den Umgang mit andern Geſchöpfen mit der gröſten Beſcheidenheit ein: ſie trauen ſich ſelbſt wenig zu, und wagen keinen Schritt, ohne die Seele, ihren Lehrer und Wegweiſer, darüber zu vernehmen. Da ſchweigen die Leidenſchaften, und der Menſch bleibt in den heftigſten Stürmen ohnbeweglich.

Wir reden ſtets von den Sinnen in der mehreren Zahl, nur um von der gewöhnlichen Sprache nicht abzugehen; denn es ſcheinet einmal gewiß zu ſeyn, daß wir nur einen Sinn haben, der in fünf verſchiedene Geſtalten verändert, und eingekleidet iſt. Das Geſicht, das Gehör, der Geſchmack, der Geruch ſind nur gewiſſe Arten des Anrührens, gleichwie die vier Elemente nur das Feuer in andern Geſtalten ſind; wie uns die geſchickte Erfindung und darin angeſtellte Proben zeigen, daß, wenn ein

ein Körper mit der Kraft, die ihm durch das Reiben an einem andern mitgetheilet wird, Waſſer berühret, wirkliche Funken heraus ſpringen. Das Grundgebäude des thieriſchen Menſchen erſchallet gleicher Geſtalt als das Gebäude der körperlichen Welt; weil aber dieſe Betrachtung uns zur Naturkündigung leiten würde, welches der Zweck dieſer Arbeit nicht iſt, ſo kehren wir wieder zu den Sinnen zurück. Sie ſind uns von GOtt dazu verliehen, daß wir der Mühe und Arbeit unſere Bedürfniſſen, und die ganze körperliche Welt zu überlegen und auszuforſchen, entübriget ſeyn mögten. Es iſt leichter, durch den Geſchmack zu lernen, ob eine Frucht gut oder böſe, als ſie gründlich zu beſchreiben; dieß iſt ein abgekürzter Weg, der alle Naturlehre weit übertrift; dadurch wir bey uns ſelbſt bleiben, und Zeit gewinnen, unſere Seele zu erkennen und zu unterſuchen, und uns in dem Weſen, welches uns Denken und Wollen verliehen, zu beſchäftigen.

Achtes Hauptſtück.

Von der Freyheit.

Die eigentliche und deutliche Erklärung der Freyheit laſſen wir in den Schulen ausfechten, und ſtreben vielmehr nur darnach, derſelben zu genieſen. Nichts iſt ſchöner als dieſe Freyheit; ſie macht unſer ganzes Glück aus.

aus. Wer ſie verwirft, oder als ein gefährliches Vorrecht anſiehet, kennet ſie nicht. Da es aber nur ein kleiner Schritt zwiſchen der Freyheit und der Ausgelaſſenheit; ſo vermenget man dieſe beyde öfters mit einander. Man hält denjenigen für frey, der es am wenigſten iſt; eben als wenn der Genuß der Freyheit darin beſtünde, wenn man dem Böſen ergeben, durch die Unmäſigkeit und unordentliche Liebe beherrſchet, und durch irrdiſches Vergnügen dahin geriſſen wird. Die wahre Freyheit beſtehet vielmehr darin, daß man ſein Herz in Händen habe, und es dahin, wo, und auf die Weiſe, wie man will, lenke, es ſich niemal entfliehen, und vielmehr an ziemenden Vorwürfen, mit Einſtimmung der Vernunft, ſeine Ruhe finden laſſe.

So iſt die Freyheit beſchaffen; daraus füglich zu ſchlieſen, daß ein Menſch zwiſchen den Mauern eines Kloſters ſeines freyen Willens genieſen kann; und hingegen ein anderer, der der ohnabhänglichſte zu ſeyn ſcheinet, wenn er ſich nicht zu bezähmen weis, in der härteſten Leibeigenſchaft lebe. Die Freyheit beſtehet vielmehr darin, dasjenige, was man wünſchet, thun zu können, als es wirklich zu thun; wenn man nur dasjenige will, was man ſoll, ſo iſt man wahrhaftig frey. Der Oberherr wird nach dieſem Grundſatz öfters ein Sklave, der Unterthan hingegen in Ketten und Banden vollkommen frey ſeyn. Dieſe Ohnabhänglichkeit, die uns glücklich machen kann, beruhet lediglich auf der Art zu denken. Es iſt ein heimlicher Streich unſeres

ſeres Verſtandes, daß er unſere Gelaſſenheit unterhält, mit den Unglücksfällen ſein Geſpött treibet, und nur den Verdruß und die Unruhe befürchtet.

Will man frey ſeyn, ſo darf man ſich niemals weder von Vergnügen noch Traurigkeit bemeiſtern laſſen; man muß ſeine Sinnen dahin gewöhnen, daß ſie den Entſcheidungen der Seele folgen; dieſe Welt gebrauchen, als gebrauchte man ſie nicht, über kein glückliches noch widriges Schickſal ſich entſetzen, ſeine Sorgen nicht weiter als auf den heutigen Tag, den wir noch erleben, erſtrecken. Den folgenden Tag ſo weit von ſich entfernet, als die Zukunft von tauſend Jahr, anſehen; an ſeinem Loos ſich begnügen; einen ohnerſchrockenen Muth in allen Begebenheiten behalten; alle Vorfälle auf der ſchlimſten Seite anſehen, damit man nicht vom Unglück überfallen werde; an ſeiner Gelaſſenheit und Geduld, Hülfe gegen alle Widerſprüche dieſes Lebens finden, und endlich nur allein GOtt fürchten.

Wir müſſen uns demnach unter dem Namen der Freyheit, nicht diejenige Kühnheit vorſtellen, daß man alles nach Maasgabe ſeines eigenen Wohlgefallens beurtheilen will: diejenige Verwirrung des Verſtandes, welcher die uns von GOtt vorgeſchriebene Gränzen überſchreitet: diejenige Unbändigkeit, die der Vernunft Gewalt anthut, und ſie gefangen hält. Wenn wir mit Leidenſchaften urtheilen, und von der ungeſtümmen Fluth dieſer Welt fortgeriſſen

riſſen werden; ſo gehören wir nicht mehr uns ſelbſt zu, ſondern ſind dem Uebel, welches uns überwältiget, überlaſſen.

Niemand ſchätzet die Freyheit höher als ich, ſagte jener Weltweiſer, und aus dieſer Urſach benutzet dieſelbe niemand weniger als ich: ich begnüge mich zu können. Die Freyheit iſt von der erſten Verdorbenheit der Natur her zum Böſen geneigt, und je weniger man ſie in Thaten ausbrechen läßt, je weniger verirret man ſich. Wenn der Menſch einen Fehler begehet, ſo wird er der Freyheit ſeines Herzens und Verſtandes verluſtig, er wird von der Reue überfallen, deren er ſich nicht entſchlagen kann; bezeuget er aber keine Reue, ſo liegt er deſto mehr in Feſſeln.

Wir müſſen alſo die Freyen, mitten unter den Reichthümern, Würden und Leidenſchaften nicht ſuchen. Die zeitlichen Güter ſind Netze, ſo die Geizigen verſtricken, die Ehrenſtellen ſind Wolken des Rauchwerks, welche die Ruhmſüchtigen erſticken. Wie ſehr ſind die Groſen dieſer Welt zu beklagen, wenn man ſie von einer Menge Diener, die ſie einſchlieſen, umringet, und in prächtigem Aufzug zur Ruhmräthigkeit herum führen ſiehet. Die wahre Freyheit verabſcheuet alle dergleichen Botmäſigkeit, und findet ſich mehrentheils in der Mittelmäſigkeit; da erlaubet ſie zu gehen, wohin, und wie man will, ohne verfolget, noch unterſuchet, noch getadelt zu werden. Nichts mag mit dem Vergnügen in Vergleichung gebracht

werden,

werden, einen Leimenfarbenen Rock zu tragen, zu Fuſe zu gehen, und einſam zu leben unter der Menge vieler Nebengeſchöpfe, die allezeit überläſtig und gefährlicher als ein Bienenſchwarm ſind; denn können in der That die mehreſte Weltmenſchen wol mehr als brummen und ſtechen; und der iſt wol ein geſchickter und gelaſſener Menſch, der ſich davor zu verwahren weis; „ man muß ſeines gleichen erdulten, und „ ſich auch ihrer enthalten können,“ ſagt Marcus Aurelius (1).

Die Freyheit als Weisheit muß jederzeit vorher wohl überſchlagen, ehe ſie ſich einem Vergnügen übergiebt, und dann deren Gefolge genau ſchätzen. So ſiehet man, wie viel ſie werth ſind, und wie viel Verdruß und Schaden ſie nach ſich ziehen können. Man meinet öfters ſich zu verbeſſern, wenn man von Stellung verändert, da man ſich doch, wenn man ſich wohl und behörig findet, ſo halten ſollte; das gute hat mehrentheils keinen gröſeren Feind als das beſſere. Die wahre Art frey, und gefolglich glücklich zu ſeyn, beſtehet vielmehr darin, ſich in ſeinem eigenen Mittelpunkt zuſammen zu ziehen und zuſammen zu ſtrengen, als ſich auszubreiten, und nach Weiſe der hohen Häupter hervor zu bringen. Alle traurige Vorfälle werfen uns gemeiniglich gegen uns ſelbſt zurück; und wenn wir da keine angenehme Zuflucht haben, ſo finden wir weder die Freyheit, noch den Frieden, die das wahre Glück ausmachen; und

(1) Ut homines ſuſtineas, iisdemque abſtineas.

die Glückſeligkeit, die in unſern eigenen Gedanken ſeyn ſollte, bleibt uns verborgen, mitlerweile wir ihren Schatten und wandernden Geiſt auſer uns ſuchen. Man höret auf frey zu ſeyn, wenn man ſich Zwang anthun muß, um es zu werden, und ſolches empfindet; der Zwang iſt der Freyheit höchſt ſchädlich.

Indeſſen genieſet man ſeiner ſelbſt, wenn man frey iſt; daraus man dann ſchlieſen muß, daß wenig Menſchen in dieſer Welt frey ſeyen. Die Welt iſt ein weitläuftiges Gefängniß, darin viele eingeſchloſſen, welche nur ihre Ketten ſchütteln, wenn ſie uns mit ihren Thaten am meiſten erſchrecken.

Gehen wir die verſchiedenen Stände durch und ſuchen den angenehmſten Zuſtand; ſo werden wir niemals frey ſeyn, als in ſo weit unſer Geiſt und Herz in vollkommenem Verſtändniß ſtehen, ſich in den Schranken, die uns durch die Vernunft vorgeſchrieben ſind, halten, und uns gegen die vermeinten Reizungen der Welt, die unſerer ſpotten, ohnempfindlich machen können. Man muß ſich billig verwundern über ſolche Menſchen, die die Freyheit ihrer Staatsverfaſſung ſo hoch erheben, um deren Vorrechte zu behaupten gerne ihr leben lieſſen, dadurch ſie ihren freyen Willen gemein machen, und ſich den Leidenſchaften, die ſie in der grauſamſten und ſchändlichſten Dienſtbarkeit halten, überlaſſen. Wir ſind darin unſinnig, daß wir öfters eine eingebildete Freyheit gelten laſſen, und unſere wahre und weſentliche

Freyheit, davon unſer ganzes Glück abhänget, verwahrloſen. Wir leben unter einem angefeſſelten Herzen, und erfüllen die Welt mit unſern Schriften, die öfters nur in einer Zuſammenſetzung ſchöner und anſehnlicher Worte beſtehen, um den Ruhm der Freyheiten zu erheben, die uns ganz fremd ſind. Man wird ſich in einem gemeinen Weſen, das ſich ſelbſt vorſtehet, eben ſo frey befinden, als unter der ohnumſchränkten Regierung eines Oberherrn, wenn man ſein ſelbſt genieſet, und die bewundernswürdige Fähigkeit zu wollen und nicht zu wollen, gehörig anzuwenden weis, eine Fähigkeit, die uns einen weſentlichen Vorzug vor den Thieren verſchaffet.

Durch dieſe Auflöſung des Menſchen, da wir ſeine Empfindungen und Fähigkeiten Stückweiſe durchgegangen, erhellet ganz deutlich, wie groſe Reichthümer wir in uns ſelbſt beſitzen. Durch unſere Tüchtigkeit zu begreiffen, uns einzubilden, zu erinnern, zu lieben, zu empfinden, zu verdienen, zu wählen, machen wir eine Welt von Wunder aus, die an Schönheit den Sternenhimmel mit allen ſeinen glänzenden Lichtern weit übertrift. Wir ſind GOttes Meiſterſtück; alle die Theile, daraus wir zuſammen geſetzet ſind, und die wir aufgezählet haben, ſind ſo viele Leiterſproſſen, die uns zu dem „ohnendlichen, „unbegreiflichen, ewigen, allmächtigen We„ſen,“ hinführen. Dieſe Zwiſchenräume muß man durchlaufen, unſere Seele ausforſchen, und in unſer eigen Herz hinunter ſteigen, ehe wir uns

zu

zu der Quelle unſerer Bewegungen und Gedanken, zu dem der da weſentlich iſt, und in dem wir als in unſerem Urweſen beſtehen, uns erheben können. Wir müſſen erſt GOtt in dem Menſchen ſehen, ehe wir denſelben in ihm ſelbſt und in ſeinen herrlichen Eigenſchaften betrachten können.

Wer iſt aber der GOtt, davon man ſo viel redet, den man aller Orten anrufet? Der GOtt, den ſo verſchiedene Völker und ſo verſchiedenerweiſe anrufen; der GOtt, den ein Spinoſa der körperliche Saft dieſer Welt zu ſeyn, thöriglich glauben durfte; den ein Epikur für den Zuſammenfluß zufällig an einander klebender Luft und Sonnenſtäublein hielte; ja der GOtt, dem als einem reinen Geiſt, einem herrlichen und ohnvergleichlichen Weſen, die Quelle und Fülle aller Weſen, dem einen ein ſeiner Weisheit und Heiligkeit ziemender Dienſt geleiſtet, der von andern aber mit den Geſchöpfen, den Werken ſeiner Hände, unbeſonnenerweiſe vermenget, und durch die ſchändlichſte und tummeſte Abgötterey verunehret wird? Wir wollen es in dem folgenden Hauptſtück ſehen.

Neun=

Neuntes Hauptſtück.

Von GOTT.

Dörfen wir, die wir nur ein Schatten des Weſens, ja deſſen Nichts ſelbſt ſind, ein etwas das da iſt, und in einem Augenblick nicht mehr zu ſeyn ſcheinet, wohl von dem reden, der weſentlich und ewig iſt; der der Urſprung und die Vollkommenheit aller Weſen; deſſen Namen die Himmeln und Hölle in Furcht und Schrecken ſetzet; der in den Abgrund ſtürzen, zu Boden werfen, und alles umkehren kann; der ohne Anfang, der Anfang aller Dinge iſt; der vor der Zeit war, wie er itzt iſt, und immer bleiben wird; der geſtern, heute und in alle Ewigkeit; der in uns die Bewegung und Athem geſchaffen; durch welchen wir glücklich ſind; in welchem der Anfang, das Ende und die Fülle aller Seligkeit wohnet? Wer mag ſich in den Schoos der Gottheit erheben; das iſt, in den Mittelpunkt aller Vollkommenheiten, in das Heiligthum der Unermeßlichkeit, in den Strom der Unendlichkeit, worinnen ſich alle Zeitläufte, Zahlen und Jahrhunderten verlieren; in die Stiftshütte des ohnerſchaffenen Lichts, welches alle Menſchen erleuchtet, und niemals verfinſtert wird; in den ohnerſchöpflichen Schatz, daraus alle Engel und Menſchen Vernunft und Wiſſenſchaft entlehnen, was ſie ſind und vermögen; wie will man

man von dem Weſen reden, in welchem weder Geſchlecht noch Unterſchied; das in allem iſt, was wir ſehen, und nichts desjenigen iſt, das wir ſehen; das alles gemacht hat, und nicht gemacht werden konnte; das vor Anfang der Zeiten und Ausbreitung des Weltkreiſes, in ſich ſelbſt eben ſo ohnermeßlich war, als es itzt iſt; dem alle verſtrichene und zukünftige Jahrhunderte ein Heute ſind? Wer will durch alle Sonnenwirbel und unzählbare Sternenbezirke hindurch dringen zu dem Thron dieſes Weſens, welches, ohne ſich zu bewegen alles beweget, und ohne ſich zu verändern alle ſeine Werke verändert; dieſes Weſen, welches in ſeiner Allgenugſamkeit weder des Menſchen noch deſſen Dienſt bedarf? Wer kann auf einem leichten Blat, welches der Wind weg wehet, von dem ohnendlichen ſelbſtſtändigen Weſen eine deutliche Vorſtellung ausdrucken, und in einem ſo kleinem Raum von Zeilen, die Ohnermeßlichkeit ſelbſten, in dem alle Himmeln, Meere und Erde, mit allen ihren Geſchlechten ſind und weben, beſchlieſen.

Wir ſtammeln alſo nur, o groſer GOtt! wenn wir uns unterſtehen dich zu nennen, und bringen nur ſchwache Töne hervor, die in der Luft vergehen. Du biſt es, der den tiefſten Abgrund des Meeres anfüllet, und wieder vertrocknet; der die ganze Welt als ein Sandkörnlein anſiehet. Du rufeſt die Sterne bey ihrem Namen. Du läſſeſt die Winde aus den

unbe-

unbegreiflichen Schätzen ausgehen, und wanderſt auf ihren Flügeln. Du forderſt die Könige vor deinen Thron zur Rechenſchaft, und zerbrichſt ſie als eine Scherbe, am Tage deines Zorns. Du rühreſt die Berge nur an, ſo gehen ſie im Rauch auf; Du verzehreſt die Sünder wie das Stroh vom Feuer verzehret wird: Du bildeſt aus nichts die Werke deiner Hände! Du führeſt uns an die Pforten der Höllen und wieder zurück; und ſendeſt den Tod als deinen Vorläufer! Du ſieheſt alle Geſchlechter vergehen, gleich einem Tropfen Waſſer der verflieſet! Du wirſt den zerſtreueten Staub unſerer Leiber an jenem groſen Tage von den vier Enden der Erden zuſammen rufen, und die Menſchen wieder mit ihrer erſten Geſtalt und eigenem Fleiſche anziehen; wer deinen göttlichen Eigenſchaften noch näher nachſinnet, wird derer noch weit mehrere gewahr werden.

Wer nur an GOTT denket, wird hinlänglich wiſſen, was er iſt. Obſchon er in einem ohnzugänglichen Licht wohnet, ſo lebet er doch in uns, um uns zu lehren und zu erleuchten. Er rufet uns in dem innerſten unſers Herzens zu, daß wir den ſeltſamen Vorſtellungen, die man uns von ſeinem ohnumſchränkten einigen, und allein anbetungswürdigen Weſen macht, keinen Glauben beymeſſen, ſondern ihn nur in der heiligen Geſellſchaft ſuchen ſollen,

len, die ſein Sohn, der mit ihm eines ſelbſtſtändigen ewigen Weſens iſt, hier auf Erden aufgericht hat.

So betrachtet man die Gottheit, wenn man ſein ſelbſt genieſet. Man zittert, wenn man von ihm redet: man liebet ſie, wenn man ſie anbetet. Man ſuchet ſie in keinen hellleuchtenden Himmels- oder Erdkugeln, ſondern in ſeinem eigenen Herzen; man iſt verſichert, daß GOtt mit unſterblichen Seelen weit mehr Uebereinſtimmung habe, als mit Geſtirnen, die verfinſtert werden. Man läſſet die Dichter, wenn ſie eine Antwort des GOttes, der uns erſchaffen, begehren, Bäume und Flüſſe fragen; man vergißt dieſer ſtummen und ohnmächtigen Geſchöpfe, und giebt nur dem Ruf ſeiner Seelen Gehör; einem Ruf, der natürlicherweiſe nur nach GOtt gerichtet, und in uns weit beſſer als alle Schauplätze der ganzen Welt, ſehen und empfinden läßt. Nachdem der heilige Auguſtinus ſich nach und nach zu allen Theilen, die den Weltkreis ausmachen, gewendet, um daraus GOtt kennen zu lernen; ſo verläßt er zuletzt Sterne, Flüſſe, Planzen und Blumen, und kehret zu ſich ſelbſt zurück (1).

Man findet in der That, in dem innerſten Grund ſeiner ſelbſt, daß man zu einer gewiſſen Zeit angefangen; man empfindet, daß man ſchwach und ohnmächtig; man ſpüret das Verlangen nach einer Seligkeit, die ewig währen ſoll: man wird durch Verſuche gewahr, daß

man

(1) Et redii ad me.

man ſeinem Körper gebiete, deſſen Gelenke bewege, wenn und wie man will, ohne daß man die künſtliche Anordnung dazu kenne; man merket in ſich die Vorſtellung eines ohnendlichen, und doch zugleich, daß man ſelbſt nicht ohnendlich ſey. Daraus der deutliche Schluß zu machen, daß man einen Urſprung habe, und ſich ſelbſt nicht genugſam, ja daß ein anderes Weſen vermögend ſey uns glücklich zu machen, daß eine wirkſame Urſach aller unſerer Bewegungen, und, mit einem Wort, daß ein GOtt ſey.

Befragen wir darüber unſere Seele; ſo kann ſie uns die beſte Schule ſeyn, wo ſie anders von dem Ungeſtüm der Sinnen und Leidenſchaften entfernet iſt. Wie vieles kann ſie uns nicht von GOtt ſagen, da ſie deſſen lebendiges Ebenbild iſt! Sie macht Ihn uns empfindlich in unſern Gemüthsneigungen, die nach dem höchſten Gut ſich ſehnen; in unſern Hoffnungen, die immerwährend wieder aufwachen; in unſern Vergnügungen, die das wahre Glück ſuchen; in unſern Schmerzen, die uns an unſere Schwachheit und Ohnmacht erinnern; in unſern Gemüthsvorſtellungen, die ſich nach der Ewigkeit ausſtrecken; in unſern Vernunftſchlüſſen, die uns von der Nothwendigkeit der Ordnung, gefolglich von einer ohnendlichen Weisheit überzeugen; und überhaupt in unſerer ganzen Einrichtung.

Da unſere Seele ſich nicht ſelbſt zu ihrem Lichte dienen kann; ſo kann ſie ſich auch nicht

anders als durch Hülfe der höchſten Weisheit erleuchten. Der ruhmwürdige Malebranche ſagt, mit vielem Grund, daß keiner derer Körper, die uns umgeben, erleuchten könne, und daß wir mitten in unſerer Finſterniß nur allein von GOtt ſelbſt Klarheit erhalten. Denn wie würden wir, die wir nur beſondere Weſen ſind, uns ſo einrichten, daß wir uns eine Geſtalt allgemein vorſtellen können? Ohne Zweifel begreifen wir nicht, daß eine gewiſſe Einrichtung eines beſondern Weſens, die allgemeine Einrichtung ſeyn könne; daß man Körper und körperliche Geſtalten entdecken könne, in ſolchen Weſen, die nur Eigenſchaften der Geiſter in ſich ſchlieſen. Daraus wir dann den Schluß machen müſſen, daß GOtt uns ohne Unterlaß belebe und anordne, um uns ſolche Eindrücke zu geben, die unſer Geiſt ſich ſelbſt einzuflöſen auſer Stand iſt.

Ohne dergleichen Betrachtungen (die wir nicht weiter treiben dürfen, aus Furcht, einiger beſondern Meinungen beſchuldiget zu werden, und dieſes Werk manchem Leſer unnüze zu machen) glauben wir öfters, GOtt weit von uns entfernet zu ſeyn, da er inzwiſchen doch ohnaufhörlich in uns wirket. Man begnüget ſich damit, GOtt als unſern Schöpfer zu erkennen, und richtet ſeine Aufmerkſamkeit nicht auf alles das, ſo ſeine unſichtbare Hand in unſerm Herzen verrichtet. Wir gleichen darin den Reiſenden, die öfters auf dem ungeſtümmen Meer herumſchiffen, ohne deſſen Namen und Bezirk

zirk zu wiſſen; wir ſind in der Unermeßlichkeit GOttes, die uns belebet, und wiſſen es nicht.

Wie viel näher wird GOtt von demjenigen erkannt und angeſehen, der ſeiner ſelbſt, ſeines eigenen ganzen Weſens genieſet! Er begnüget ſich nicht an dem Namen der Gottheit allein, wie die Athenienſer, die dem unbekannten GOtt einen Altar aufrichteten; Nein! er verſpüret das allerhöchſte Weſen in ſeinen verborgenſten Begierden: er höret GOtt, wenn er auch nur von weitem und obenhin (wenn es anders erlaubt iſt, ſich ſo auszudrücken) daran denket; er ſagt öfters zu ſich ſelbſten, ich ſtehe unter der Aufſicht und dem Schutz GOttes, als ob ich allein auf der Welt wäre; er höret meine Seufzer, er erwäget meine Thaten; er iſt der Vorſteher meiner Berathſchlagungen, er wird meine Tugenden, die ſeine eigene Gaben ſind, belohnen. Welch ein Vergnügen iſt es zu denken, daß GOtt über einen jeden unter uns insbeſondere wache, ohne daß wir die Laſt ſeiner Beſchäftigung darin nur einigermaſen empfinden; daß er ſo viele verſchiedene Länder und Verrichtungen anſehe, ohne daß ſeine Aufmerkſamkeit einige Zertheilung leide; daß er alles höret, ſiehet, belebet und erhält, ohne daß ſeine Ruhe dadurch im geringſten geſtöret werde!

Dieß iſt die wahre, edle, erhabene und allgemeine Vorſtellung von der Gottheit: das Gemälde hingegen, ſo man uns von einem tauben, blinden und ſtummen GOtt machet, iſt

grundfalſch und erdichtet. Der Genuß ſeiner ſelbſt kennet einen GOtt, der allezeit wirket, und doch ſtets in Ruhe bleibet; die Zerſtreuung der Sinnen, und die Sklaverey der Leidenſchaften, verbildet ſich GOtt als einen Götzen, der weder ſiehet noch höret. Hier leuchtet die Thorheit der ſogenannten Deiſten hervor, indem ſie glauben, daß dieſe Welt des wahren GOttes nicht würdig ſey, und dadurch GOtt die Leidenſchaft eines ſtolzen und unbeſchäftigten Menſchen zueignen, und ihn in der That, als müſſiggehend, geringſchätzend und verachtend vorſtellen; da wir doch vielmehr mit geziemender Bewunderung in den kleinſten Ungeziefern und leichteſten Blätern, die Gottheit erblicken.

Der Genuß ſeiner ſelbſt führet uns noch weiter: denn, anſtatt die Menſchwerdung als der Hoheit und Heiligkeit GOttes ungeziemend einzubilden, zeiget ſie uns darin die gröſte Wunder des Allerhöchſten. Wer ſich aber dem Betrug eines thörigten Hochmuths überläſſet, kann ſich gegen die vermeinte Schwachheit eines GOttes, der uns gleich geworden, empören. Nichts iſt der Gottheit unwürdig, und es iſt genug, daß wir wiſſen daß ſie die verächtlichſte Kleinigkeit in unſeren Augen, zu einem unſchätzbaren Werth erheben können; daß das allerhöchſte Weſen als ein ohnumſchränkter Gebieter zu Werk gehe; durch ein einziges **Es werde**, die Himmeln und Meere hervorbringe; daß nichts ſeinem Willen widerſtehen könne; dieß iſt alles der Gottheit ſo eigen, daß wir uns

darüber

darüber nicht verwundern können. Daß aber ein GOtt aus dem Himmel donnert; daß ein GOtt in der Krippe weinet; daß ein Weſen, welches die Unſterblichkeit im vollkommenſten Grad beſitzet, ſich ſelbſt dem Tod unterwerfe; dieſes übertrift alle Menſchen- und Engelvernunft. Man ſiehet in der Menſchwerdung die Hoheit mit der Niedrigkeit ſich vereinigen, die wahrhaftige Herrlichkeit aus der Menſchlichkeit, die herrlichſten Schätze aus der Armuth gebohren werden. Sind dieſes Werke, die GOttes unwürdig ſind? Der Weiſe, der ſeiner ſelbſt genieſet, weis, daß die Menſchen als Sklaven des Körpers, nur ihre Leiber und Sinnen hochſchätzen, und daß darum **das Wort des Allerhöchſten** in unſer eigen Fleiſch und Sinnlichkeit eingekleidet kommen mußte, um eben das Fleiſch, womit wir Abgötterey treiben, der Wuth der Henkersknechte, und dem Hohn eines ganzen Volkes, zu überlaſſen; daß es aus unſern Sinnlichkeiten, die uns ſo lieblich ſind, immerwährende Gelegenheit zu deren Abſagung und Armuth machte; ja daß es käme ſeinem eigenen Willen abzuſagen, um uns dadurch zu lehren, den unſern aufzuopfern. Die Menſchen waren voller Hochmuth, der eitle Ruhm hatte ſich gleich einer anſteckenden Seuche von dem unwiſſendſten an bis zum gröſten Weltweiſen ausgebreitet. GOtt kommt, um deſſen Hochmuth umzuſtoſen, zu zernichten und auszurotten, durch den Anblick eines Kreuzes, welches die menſchliche Weisheit zu Schan-

den machet und verwirret. Hätte GOtt zu ſeinem Ruhm und Beluſtigung Fleiſch angenommen, ſo würde die Menſchwerdung ſeiner Majeſtät ohngeziemend geweſen ſeyn: wie behandelte er aber dieſes Fleiſch in den Tagen ſeines angenommenen ſterblichen Lebens? Er machte es zum ſteten Anlaß ſeiner Erniedrigung und Schmerzen, bis daß es bey der Vollendung ſeines Opfers ſchiene, daß er nur unſere Menſchlichkeit angenommen, um ſie mit vielen Wunden und in Stücken zerfetzen zu laſſen.

Bey dem Anblick einer Krippe und eines Kreuzes muß man erkennen, daß unſere Seele groſe Treue verdiene; daß ihr Verluſt nicht durch die Schätze der ganzen Welt erſetzet werden könne, und daß unſer Leib ein Tyrann, den man bändigen und unterdrücken müſſe; daß alle Reiche dieſer Welt nur ein eitler Auftritt einer Schaubühne, der bald verſtrichen; daß all ihr Glanz nur ein Glas, welches bald zerbricht; daß alles Gold und Silber in ſich keinen gröſeren Werth haben, als Koth und Dampf; daß alle unſere Sinnlichkeiten nur eine Zerreibung verdorbenes Fleiſches, welches bereit iſt, wieder zu Staub zu werden; daß alle menſchliche Weltweisheit nur eine elende Zuſammenſetzung von Zweifeln und Worten; ja daß die Sünde eine ohnendliche Strafe verdiene, weil ein ohnendliches Weſen Menſch geworden, um ſolche auszuſöhnen.

Wenn man alſo ſein ſelbſt genieſet, ſo ſetzet man die wahre Hoheit an ihren gehörigen Ort,

und beurtheilet die Majeſtät des Allmächtigen nicht nach irrdiſchen und ausſchweifenden Vorſtellungen. Man weis, daß alle Stände und Orte ihren Vorzug nur in dem Werth haben, den ihnen GOtt zugemeſſen; und daß, nach der Meinung des heiligen Thomas, die Gottheit alle erſchaffene Natur zu ihrer eigenen Natur erheben könne, ohne jener ihre eigene Gröſe und Hoheit mitzutheilen.

Die Meinungen unſerer fleiſchlichen Menſchen würden gewiß gar bald umgeſtoſen ſeyn, wenn ſie dergleichen Sprache höreten. Mögten ſie uns nur ſagen, wo ihre Vorſtellung der Gottheit her entlehnet, und wie ſie den Werth ſchätzen können, welcher allein der Hoheit eines erhabenen GOttes eigen iſt. Ihre Leidenſchaften mögen ſie uns wol zur Gewährleiſtung ihres Urtheils anbieten; ſie ſchämen ſich der Armuth, und bilden ſich darum ein, das allerhöchſte Weſen müſſe eben ſo denken. O welch eine Ausſchweifung, welch eine Ungereimtheit!

Wie darf man ſich aber unterſtehen, GOttes Werke zu beſtimmen, und ihm gewiſſermaſen vorſchreiben wollen, was er thun ſollte, da man doch kaum an GOtt denket, ob er ſchon unſer Weſen und Leben iſt. Es ſcheinet, als dürfe man ſeinen heiligen Namen bey keiner andern Gelegenheit nennen, als nur in den ſchändlichſten Wortſtreiten, in den fürchterlichſten Verfluchungen, die Zorn und Verzweifelung anzeigen. Die Gelehrten unſeres Jahrhunderts haben öffentlich veſtgeſtellt, daß, wer

GOtt als den Urheber alles deſſen, ſo wir bewundern, oder ſeinen heiligen Namen, in weltliche Vorfälle leichtfertigerweiſe miſche, als ein Heuchler und Scheinheiliger anzuſehen ſey. Man ſchweiget von der Gottheit, und vertiefet ſich viel eher in Unterſuchung der zweyten Urſache, als daß man ſich zu der erſten und weſentlichen wende. Wir können nur reden, weil GOtt unſere Zunge aufgelöſet hat, und mögen doch von ihm nicht reden. Er iſt in unſerm Herzen, über Geſtirne und Meere hinaus von uns entfernet. Wir würden ihn warlich, in den geringſten Bewegungen unſerer Gelenken gewahr werden, wenn wir unſerer ſelbſt zu genieſſen und zu überlegen wüſten; wir würden erkennen, daß GOtt die wahre Urquelle unſerer Seelen, und daß die Funken unſerer Vernunft ein Feuer, welches nur durch das Anrühren einer allmächtigen Hand angezündet wird.

Der Genuß ſeiner ſelbſt iſt die vortrefflichſte, ja man darf ſagen die einzige Weltweisheit, die uns zu GOtt führet. Man beſitzet ſich nur, wenn man ſeiner Seelen Gehör giebt, und ſeinen Sinnen und Leidenſchaften das Stillſchweigen auflegt; und wenn unſere Seele ganz rein iſt, ſo weis ſie nur von GOtt: unſer Verſtand iſt ein Licht, durch welches wir ihn ſehen; unſer Willen eine Begierde die ſich nach ihm ſehnet; unſer Gewiſſen ein Zuruf, der uns an ihn erinnert: **Ja Du biſt O GOTT! mehr in uns als ſonſt irgendwo. Unſer Geiſt iſt ein Hauch, der durch Deinen Einfluß**

ſtets

ſtets angeblaſen wird, ein Bildniß, welches durch Deine Güte ſtets von neuem wieder entworfen wird,

Zehentes Hauptſtück.

Von der Wahrheit.

Die Wahrheit ſollte allen Menſchen ein Fixſtern ſeyn, um ſie zu erleuchten; ſie iſt aber ein Schwanzſtern, der ſich bald verbirget, bald wieder erſcheinet: und gleichwie vor Zeiten die Schwanzſterne vielen Schrecken verurſachten; ſo ſetzet uns die Wahrheit in Schrecken und Beſtürzung. Wir ſind zur Wahrheit gebohren, und mögen ihre Gegenwart nicht ertragen. Geſtalten, Gleichnißreden und Vorbilder, ſind ihr allezeit nöthige Zierraten, um ſie anzuzeigen. Und man will bey ihrem Empfang, daß ſie ſich verſtellen ſolle, entweder aus Furcht daß ſie einen Fehler, den wir gerne verbergen wollten, zu gähling entdecke, oder daß ſie uns mit allzu weniger Behutſamkeit unterrichte. Ein ſeltſames Elend des Menſchen, daß er dasjenige nicht von Angeſicht ſehen darf, was er liebet. Wir können in der That die Wahrheit nicht verlaſſen, die wir zu fliehen ſcheinen. Eine Geſchichte gefällt uns nur, wenn ſie wahr iſt; der Lügner kommt uns als ein verhaßtes Geſchöpfe vor. Da der Eindruck der Wahrheit in unſerem noch ſo ſehr verderb-

derbten Herzen nicht ganz verlöſchen kann, ſo trachten wir, es ſey früh oder ſpat, wieder zu derſelben zu gelangen. Des Weltweiſen ganzer Fleis und Eifer iſt nach ihr gerichtet, und ſowol in der Natur- als Sittenlehre, bauet man zuſammengefügte Sätze, die nur zu ihrer Entdeckung abzwecken. Wer mag ſich aber rühmen ſie zu kennen? Wo ertheilet ſie ihre Götterſprüche, und wo kann man ſie hören? Ihr Weſen iſt ein göttliches Weſen ſelbſt, ihre Antworten ſind in unſerm Inwendigen, und wir hören ſie, wenn wir in uns ſelbſt gehen wollen. Der Menſch aber, der von ſich ſelbſt entfernet iſt, beſtrebet ſich nicht die Wahrheit zu hören. Er ſuchet ſie nur in ſeinen Leidenſchaften, und in der Verirrung ſeiner Sinnen. Wir haften alle auf ein oder andere Weiſe an der Lügen, und ſowol in unſern Thaten als Reden verfälſchen wir mehrentheils die Wahrheit. Die Redner bedienen ſich des Namens der Vergröſerung, (Hyperbole,) und die Weltweiſen der Zuſammenfügung, (Syſtema,) um ihre unglaubliche Meinungen und Vorgebungen anzubringen: allein dieſes rechtfertiget ſie keinesweges in den Augen eines Weiſen, einer ſo wol als der andere ſind wenigſtens als ſchlechte Liebhaber der Aufrichtigkeit anzuſehen. Die Menſchen beſitzen eine ausnehmend ſinnreiche Geſchicklichkeit ihre Fehler zu beſchönigen. Sie ſtellen ſolche gar unter der äuſerlichen Geſtalt der Tugend vor, und wiſſen durch ſüſſe Benennungen ihre Lügen und Laſter ſo zu mildern, daß

die

die Wahrheit ohnvermerkt in ihren Händen ſich verkleidet.

Iſt dieſe Wahrheit dann nur eine falſche Einbildung, und haben wir wol Macht ſie nach eigenem Gutdünken zu verfälſchen und zu verſtellen? Hier heiſet ſie Vorurtheil, dort Halsſtarrigkeit. Oft wird der, ſo ſich etwa unterfängt ſie zu vertheidigen, für unſinnig und für einen Feind des menſchlichen Geſchlechts ausgeſchrien. Die grosmüthigſten Vertheidiger der Wahrheit ſind wol mehr von andern Schriftſtellern mit dem Namen der Schwermgeiſter belegt worden, weil man nicht einſiehet, daß es uns nicht erlaubt ſey, der Wahrheit heilige Rechte zu verlaſſen. Da ein jeder Mensch ein Streiter für die Wahrheit ſeyn ſoll, da es uns oblieget ſie anzunehmen, als eine koſtbare Beylage zu bewahren, und GOtt treue Rechenſchaft davon zu geben: ſo dürfen wir uns nicht wundern, daß einige tapfer genug ſind, um den Irrthümer durch ihre Schriften zu begegnen. Mit den Vortheilen der Wahrheit iſt es ganz anders als mit perſönlichem und zeitlichem Vortheil beſchaffen, den man öfters dem Frieden zu liebe aufopfern muß: der Dienſt, den wir ihr ſchuldig ſind, erfordert, daß wir ſie vertheidigen, und uns davon weder durch Drohungen noch Widerwärtigkeit abſchrecken laſſen. Oefters wird man bey ſeinem Leben für verwegen angeſehen, nach dem Tode aber als ein Held gerühmet.

Der

Der berühmte Gerdil hat durch ſeinen Eifer den Locke überwunden. Es war dienlich ihm zu beweiſen, daß mit ſeinem Begriff der Allmacht GOttes, er dagegen die göttliche Weisheit umſtieſe; und daß es eben ſo unmöglich, daß der Körper denken könne, als es ohnmöglich iſt, das GOtt lüge. Wäre es dann ohngereimter, daß man in dieſen Tagen gewiſſe Lehrer widerlegte, welche die ſeltſamſten Grundſätze ausſtreuen? Das würde eine Thorheit ſeyn, wird man vielleicht dagegen vorwenden. Die Thorheit der Wahrheit iſt es; dieſe will, daß man einen dagegen Raſenden auſer Stand ſetze, der menſchlichen Geſellſchaft zu ſchaden. Man läſſet ſich nicht befremden, wenn ein verwegener Schriftſteller mit ſeinen Schlußreden und unglaublichen Meinungen, die dem Verſtand und Herzen ſchädlich ſind, viele Verwüſtung anrichtet; und ſchreyet vielmehr öffentlich gegen einen grosmüthigen Widerſprecher, der alle darunter verborgene Gefahr vor Augen leget.

Es iſt alſo leider offenbar, daß die Wahrheit unter uns nur als ein Geſpenſt erſcheinet. Wir haben ſie ſo entfleiſchet und entſtellet, daß ſie ganz unkennbar iſt. Die Seele wird immerfort mit den Sinnen, die Vorurtheile mit den Geſetzen vermenget, und dadurch iſt die unwandelbare Richtſchnur unſeres Verſtandes verſchwunden. Niemals hat man mit mehrerem Grund ſagen können: **Die Wahrheiten ſind verfälſchet unter den Menſchenkindern.** Sie ſind verfälſchet in ihrem

Wan-

Wandel, der mit Liſt und Verſtellung geführet wird; in ihrer Sprache, denn ſie predigen Betrug und Läſterung: in ihren Schriften, die nur aberwitzige Träume lehren; ja ſelbſt in ihrem Gottesdienſt, welcher nur in äuſerlichen Geberden und Bildniſſen beſtehet.

Wie verhält ſich aber der Menſch, der ſein ſelbſt genieſet, bey dem Anblick von dergleichen Unmäſigkeit und Ausſchweifungen? Er ſteiget in den Grund ſeines Herzens hinunter, um da die unbekannt gewordene Wahrheiten zu ſuchen: er fraget ſie, und nimmt ihre Antwort an, in einer Sammlung, die allem Getümmel der Welt und allem Glanz zeitlicher Hoheit unzugänglich bleibet? er zittert, wenn er die Irrthümer die von einem Ende der Erden zum andern, ſich unter dem Schein des göttlichen Worts ausbreiten, erweget. Er erkennet, daß die Wahrheiten, die in unſern Tagen im Schwange gehen, eitel Lügen und kindiſches Weſen ſind, und daß die äuſerliche Redlichkeit nur in aufrichtigen treuen Herzen zu finden. Er beklaget den Verluſt voriger Zeiten, da die Einfalt unſerer Väter, weder Staatsränke noch Verſtellung kannte, ohne Furcht wandelte und ohne Umſchweife redete. Dieſe Zeiten kommen uns mährhaft vor, weil die Verdorbenheit unſeres Herzens nicht geſtattet, ſolche für wahr zu halten. Indeſſen bleibt es gewiß, daß dergleichen Zeiten geweſen, und daß ſie noch ſeyn können und werden, wenn wir nur unſern Leidenſchaften das Stillſchweigen

auflegen und unſerer ſelbſt genieſen, als das einzige Mittel, um die Wahrheit wieder herzuſtellen, und vornehmlich, wenn wir alles Wortgezänke beyſeite ſetzen; dieſe ſind die ärgſten Feinde der Wahrheit, obſchon ſie dem Anſehen nach, nach derſelben verlangen und ſie kennen wollen. Ein jeder, der ſich in Wortſtreit einläſſet, widerſetzet ſeine Eigenliebe denen Gründen, die man ihm darlegt; und mitlerweile er ſeinen Gegenſprecher anhören ſollte, ſinnet er in ſich ſelbſt auf Antworten, die ihm, ſeiner Meinung nach, den Sieg verſprechen.

Eilftes Hauptſtück.

Von der Religion.

Wie mancherley Arten von Entwürfen kommen nicht über das einzige Wort Religion oder Glauben zum Vorſchein, geheiligte Erklärungen bey dem einen, ruchloſe bey dem andern; abergläubige bey dieſem, allzufreye bey jenem; ſie öffnet uns den Schauplatz aller Tugenden und Laſter. „Was ſehe „ich in der That (nach Boſſuets herrlichem „Ausdruck) auf der Erden, die in ſo vielerley „Glaubensdienſte zertheilet iſt? Eine Welt „iſt zum Götzentempel geworden; alles wird „gleich einem Gott angebetet und verehret, „ausgenommen GOtt ſelbſt nicht.“ Ich ſehe nur eine geringe Anzahl Menſchen, welche die Frey-

heit

heit haben, weit entfernet von den Götzen, den einigen wahren GOtt im Geiſt und in der Wahrheit anzubeten: ihr Dienſt, unter dem Namen der natürlichen und geſchriebenen Geſetzen, heiliget die Früchte, beſprenget den Altar mit Blut; bis daß ſich jenes in ein Geſetz der Gnade verwandelt und die Herzen entzündet. Das Amt der Erzväter und Propheten dauerte ohnwandelbar viele Jahrhunderte hindurch, und verkündigte einen zukünftigen herrlichen Heiland, der dann endlich nach vier tauſend unter vielen Seufzern verſtrichenen Jahren, als der Sohn GOttes und GOtt ſelbſten erſcheinet, und den heiligſten Glauben und Gottesdienſt, der jemals ſeyn können, ſtiftet. Alle Sekten, obſchon ſie von ſeiner Geſellſchaft abgeſondert waren, bezeugten Ehrfurcht gegen ihn. Ein Jude ſelbſt, der Geſchichtſchreiber Joſephus, nennet ihn einen mächtigen in Thaten und Worten: der Türke ehret ihn als einen Propheten; der Heide bekennet daß, wenn er gleich nicht GOtt, er doch der fromſte Menſch geweſen, ſo je gelebet; ein guter Verwandter, Burger und Freund, ohne eitele Gemüthsneigungen: er unterwirft ſich ſeiner Mutter; er beweinet ſein Vaterland; er betrauret ſeinen geliebten Lazarus: ſeine himmliſche Botſchaft iſt eine göttliche Lehre, die vorher nie gehöret worden.

Unter der Menge vieler Weltweiſen hat ſelbſt der vorzügliche Plato in allen ſeinen ſchönen Betrachtungen und erleuchteten Vorſchrif-

ſchriften, die Sittenlehre JEſu Chriſti nicht finden können. „ Er allein, ſagt einſt jener „ türkiſcher Abgeſandte ſehr weislich, hat uns „ die Selbſtverleugnung gelehret. “ Der Inhalt des ganzen Neuen Teſtaments gründet ſich auf dieſe Lehre; ſo daß in den wenigen Worten: **Verleugne dich ſelbſt**; ein kurzer Begriff der erhabenſten und richtigſten Weltweisheit enthalten iſt. Vergeblich verbreiteten die Weiſen des Alterthums mit vielem Gepränge eine Wiſſenſchaft, die vollkommen ſchiene; die Eitelkeit, die der Grund davon war, machte das Gebäude verächtlich und verwerflich. Der oberſte Meiſter aller Lehrer, der alle Menſchen erleuchtet, kam in die Welt und predigte die vollkommenſte Lehre, die dem menſchlichen Herzen nöthig, und den Weiſen ſo wol als den Einfältigen, den Hohen ſo wol als den Niedrigen, erſprieslich war: **Verleugnet euch ſelbſt.**

GOtt ſelbſt kommt auf Erden, vor den Augen aller Völker: er ſtiftet einen vortrefflichen Glauben, wird aber von den meiſten Menſchen noch nicht erkannt. Seine heilreiche göttliche Botſchaft, die allen Dingen ihre Ordnung vorſchreibet, wird nicht zur Richtſchnur und Bewunderung aller Geſellſchaften angewendet. Welch ein thörigtes Betragen! Man glaubet eine jede Staats- und Kriegsgeſchichte ſo bald ſie von einem Schreiber bezeuget, oder durch einiges Denkmaal beſtätiget wird: nur an der Erſcheinung des Sohnes GOttes

im Fleiſch, an dieſer feyerlichen und öffentlichen Begebenheit, mag man zweifeln.

Wir ſehen die Erde angefüllet mit Tempeln, Altären und Seulen, als ſo vielen Fusſtapfen der Religion JEſu Chriſti; wir können durch Hülfe dieſer Gebäude, aus einem Jahrhundert zum andern fortſchreiten, bis zu der Fülle der Zeit, da GOtt in unſerer Mitten erſchienen. Es ſind ſolche Werke, die nicht nachher errichtet. Sie tragen die Merkmale ihres Alterthums, und die Zeitrechnung ihrer Errichtung mit ſich. Wir finden davon die Beſtätigung in einer neuen allgemeinen Kirchengeſchichte, die durch Denkmale, von der Zeit der Menſchwerdung Chriſti, bis zu unſern Tagen, bekräftiget wird. Man glaubt öfters auf das Zeugniß einer ſchlechten Gedächtnißmünze, einen Vorfall der auf keinen deutlichern Beweis gegründet iſt, und man iſt ſo thöricht, einer Begebenheit, deren Andenken aller Orten und zu allen Zeiten in Erz, Marmor und Steine eingegraben werden, zu widerſprechen.

Man kann ſich ſolches nicht befremden laſſen. Der hochmüthige Menſch kann ſich ſo weit nicht herunter laſſen, einen GOtt zu erkennen, der ſich ſo tief erniedriget, daß er ſeinen eigenen Geſchöpfen gleich worden. Er behauptet ſchlechterdings, daß ſolches nicht ſeyn könne, ohne zu unterſuchen, ob es ſey. Er mögte wol zugeben, daß GOtt einen Leib angenommen hätte, der etwa der Sonnen gleich wäre, da doch die Sonne ſelbſt ein weit geringerer

Körper an Werth als unſer Körper iſt. Man urtheilet aber nur durch die Sinnen: und da dieſe die ſcheinende und glänzende Gegenſtände lieben, ſo wird ihnen dasjenige, ſo des äuſern eitelen Anſehens ermangelt, verächtlich.

Wenn man ſich ſelbſt hinlänglich kennete und behörig beſäſſe; ſo würde man wiſſen, daß, da dieſe vergängliche Welt, der Herrlichkeit GOttes ganz unwürdig iſt, auf JEſum Chriſtum die einzige Abſicht des Schöpfers bey Anordnung des ganzen Weltgebäudes gerichtet geweſen. Man wüſte, nach der Meinung des Tertullians, daß GOtt, da er den erſten Menſchen gebildet, in dieſen ſchon die Züge JEſu Chriſti, der im Fleiſch erſcheinen ſollte, geleget, der deſſen Vorbild geweſen. Man wüſte, daß GOtt, als der Mittelpunkt aller ohnendlichen Vollkommenheiten, alle ſeine Werke um ſein ſelbſt willen thun muß (1).

Ja die ganze Welt, die wir um unſertwillen erſchaffen zu ſeyn glauben, beſtehet nur um dieſes **Gottmenſchen** willen, und iſt in den ewigen Rathſchlüſſen von je her dazu beſtimmt: und wenn Adam ſchon nicht geſündiget hätte, ſo können wir doch (nach Anleitung des Scoti und nach der Geiſterlehre des Malebranche) glauben, daß eine göttliche Perſon ſich gleichwol mit der Welt vereiniget haben würde, um ihr eine unendliche Würde beyzulegen; damit GOtt, der alles zu keinem andern Endzweck als zu ſeiner Verherrlichung thun könnte, auch ſo,

(1) Omnia propter ſe ipſum operatus eſt Dominus.

ſo, wie es ſeine Werke verdieneten, verherrlichet würde. Da aber Adam widerſtrebete, ſo iſt uns durch die Zukunft JEſu Chriſti der Gebrauch der Geſchöpfen wieder erworben worden, den wir durch den Sündenfall verlohren hatten. Da dieſe Sünde, die in alle Menſchen ſich fortgepflanzet, ſie alle unglücklich gemacht; ſo müſſen wir denken, daß wir ohne Verdienſt glückſelig werden ſollten; und daß die Strafe, ſo wol als die Belohnung, eine gerechte Gleichverhältniß haben würde.

Da dieſe deutlichen Gründe, die den ganzen Zuſammenhang des Glaubens entwickeln, den meiſten Menſchen unbekannt ſind; ſo iſt es nicht zu verwundern, daß ſo wenige die Nothwendigkeit der Menſchwerdung Chriſti einſehen. Es iſt nicht befremdlich, ſo viele Deiſten zu finden, die JEum Chriſtum nur als einen gekreuzigten Menſchen betrachten. Man muß ſich ſelbſt, und die Beziehung GOttes auf dieſe Welt und ſeine Kirche, genau unterſuchen, um deutlich zu ſehen, wie nothwendig wir eines Heilandes bedürften. Die Religion, die unbekannt zu bleiben befürchtet, findet ſich nur von vermeinten Weltweiſen widerſprochen, die weder ihre Länge noch Breite, weder Tiefe noch Höhe kennen.

Wie ſehr iſt es zu beklagen, daß JEſus Chriſtus, durch welchen alles gemacht iſt, und ohne welchen nichts gemacht iſt, nicht erkannt, und wenigſtens vielfältig angeſehen wird als ein überflüſſiger Mittler. Er iſt uns der Weg

die Wahrheit, das Leben und der Friede: er hat mit ſeinem Blut eine vollkommene Verſöhnung zuwege gebracht; und kaum wiſſen wir dieſes. Alle Dinge beſtehen in JEſu Chriſto, und ſein Dienſt ſcheinet uns doch ein willkührlicher Gehorſam, eine menſchliche Erfindung zu ſeyn. Indeſſen iſt es allein dieſer Dienſt, der GOtt gefallen könne; denn wie könnten wir anders unſer Gebet, unſer Beugen der Knie, GOtt wohlgefällig machen, als durch das Verdienſt JEſu Chriſti? GOtt ſiehet allein JEſum Chriſtum an, in dem Chriſtenthum, dazu wir uns bekennen; **um ſeinet willen** vergiebt, erhöret und belohnet er uns. Wir würden anders nicht werth ſeyn von dem ewigen Schöpfer angeſehen zu werden; und die Deiſten würden recht haben zu behaupten, daß GOtt kein Aufſehen über uns habe. Da wir aber ſeinem **Sohne**, der die Menſchheit angenommen, einigermaſen einverleibet ſind; ſo werden wir Vorwürfe ſeiner Güte und Aufmerkſamkeit. Alle unſere Gebete endigen ſich in dem Namen JEſu Chriſti. **Er iſt es**, ſagt der heil. Apoſtel Paulus, **der taufet, und die Sünde vergiebt.**

Eine wundervolle Verknüpfung vereiniget alſo in der chriſtlichen Religion die Ordnung der Natur und der Gnade, und zeiget uns JEſum Chriſtum in der natürlichen und ſittlichen Welt, eben nothwendig und eben wirkſam. Seine Religion iſt denen, die ſelig werden wollen, keine gleichgültige Sache; ſie iſt das Leben unſerer Seelen, und das einzige verdienſtliche

Mittel. Es iſt kein anderer Name, darin wir unſer Heil auswirken können, als der Name JEſu Chriſti. Er würde vergeblich geſtorben ſeyn, wenn man, ohne Ihn zu kennen, zum Himmel gelangen könnte. Man betrachtet aber die Erſcheinung des Erlöſers als eine geringſchätzige Sache, anſtatt daß wir erwegen ſollten, daß wir weder leben noch Verdienſt haben, als allein in Ihm und durch Ihn.

Einer der ſtärkſten Beweiſe zum Vortheil der chriſtlichen Religion lieget wol darin, daß ſie diejenigen, die auſer ihrer Gemeinſchaft ſterben, verdammet. Es iſt keine unglaubige Sekte, die nicht bekennet, daß die Chriſten ſelig werden können; die chriſtliche Lehre hingegen verbannet alle Sekten. Und woher kommt ſonſt dieſer Unterſchied, als weil nur eine einzige und ohnzertrennliche Wahrheit, die in der heiligen Geſellſchaft, die JEſus Chriſtus ſelbſt geſtiftet, ganz und allein wohnet. Er ſagt uns ſelbſt, wenn jemand die Kirche nicht höret, ſo haltet ihn als einen Heiden.

Wie ſeltſam ſind aber viele Menſchen; an der einen Seite ermangeln ſie der weſentlichſten Theile der ſchuldigen Liebe gegen ihren Nächſten, und an der andern Seite hegen ſie ein falſches Mitleiden, welches ſie verleitet, allen Menſchen ohne Unterſchied, den Himmel aufzuſchlieſen. Was nutzet es uns, die ungerechte Sache der Verdammten zu vertheidigen? Wir haben nur darauf zu ſehen, daß wir nicht in ihre Zahl gerathen, und von der Gerechtigkeit

GOttes, nicht wie von unſerer, urtheilen. Wir ſind irrdene Gefäſe in der Hand des Allmächtigen; er kann uns bewahren, oder zerbrechen, nach ſeinem Wohlgefallen. Kein aufrichtiger Bekenner des göttlichen Worts wird dagegen ſtreiten, oder ſich daran ärgern.

Die Kirche rechnet die Zuvorverordnung oder göttliche Fürſehung unter die Geheimniſſe. Wo iſt eine Religion, die nicht ihre eigene Geheimniſſe habe? Unterſtellen wir vor einen Augenblick einen ganz ohnentſchloſſenen Menſchen, der noch nichts glaubte, und in eine Gottesdienſtliche Geſellſchaft ſich begeben wollte, in welcher gar keine Geheimniſſe anzutreffen; wo würde er ſich hinwenden? Ueberall würde er undurchdringliche Dunkelheiten und ſolche Widerſprüche antreffen, daß er allein die chriſtliche Religion für eine vernünftige, folgſame und unſerer Treue und Gelübden würdige, erkennen wird. Er ſiehet den Deiſten ſo bekümmert und verwirret bey der Vorſtellung von dem GOtt, der von Ewigkeit her und in ſich ſelbſt vor Grundlegung der Welt geweſen, als den Chriſten, wenn er an das groſe Geheimniß der Heiligen Dreyeinheit denket. Er ſiehet die Juden in allen Welttheilen herum irren, bey allen Völkern verhaſſet, welche die heilige Schrift bewahren und beſitzen, welche ſie ſelbſt verdammet, auf jedem Blat derſelben die Sendung JEſu Chriſti deutlich ausgedruckt iſt. Er ſiehet den Türken in den Beluſtigungen ſeiner Sinnen verſunken, welche alle andere Glaubens-

lehren verwerfen. Er ſiehet in deſſen Händen einen Alkoran, welcher nichts anders als eine verkleidete Bibel. Er ſiehet den Arianer getrennet und von einer Geſellſchaft losgeriſſen, die, als durch die Macht GOttes angerichtet, ohne Zweifel und Tadel ſeyn muß; von einer Geſellſchaft davon JEſus Chriſtus ſelbſt ſagt; **Wer euch höret, der höret mich; ich bin bey euch alle Tage bis an das Ende der Zeiten.** Er ſiehet den Heiden einen Stein oder Holz anbeten, den Schöpfer vergeſſen, und dem verächtlichſten Geſchöpfe dienen. Er ſiehet den Atheiſten einen ewigen Körper veſtſtellen, der ſich einrichtet und ſelbſt erhält, der durch ſeine eigene Kraft alles dasjenige wird, was wir ſehen; da doch ein ſchlechtes Haus nothwendig einen Werkmeiſter unterſtellet, der es gebauet haben muß.

Ein ſolcher Menſch aber, wenn er in ſich ſelbſt gehet, wird ſagen müſſen; wenn man überall Geheimniſſe antrift; wenn alle Religionen, derſelben eine Menge enthalten; iſt es nicht am vernunftmäſigſten, diejenige Geſellſchaft vorzuziehen, die ſich auf ohnwiderſtreitliche Begebenheiten gründet; eine Religion zu umarmen, die ſo alt als die Welt ſelbſt; die durch das Blut einer unſäglichen Menge Martyrer verſiegelt iſt; die ohne Waffen beſtehet, ohngeachtet ſich alle Mächte der Erden gegen ſie empöret; deren Oberhaupt, um die ganze Welt zu gewinnen, ſich keiner andern Hülfe bedienet, als nur der Worte; **Gehet hin und taufet.**

Dieß iſt das Wunder der chriſtlichen Religion, die uns von den Sinnen abziehet, und ſo nahe zu GOtt bringet, als wir zu ihm kommen können.

Ohne Zweifel finden ſich in unſerer Religion viele ſcheinbare Widerſprüche; derſelben würden viel weniger ſeyn, wenn ſie das Werk eines Menſchen wären. Man würde nicht ermangelt haben, alles dasjenige zu unterdrücken, was ſcheu machen könnte; man würde ſich gehütet haben dergleichen Geheimniſſe anzugeben, als die Erlöſung und das heilige Abendmahl ſind. Die Staatsklugheit kann eine ſchöne Sittenlehre beybringen; ſie bedarf aber keinen Menſch gewordenen, und am Kreuz geſtorbenen GOtt vorzuſtellen, um ihre Abſichten zu erreichen. Die Staats- ſowol als Dichtkunſt könnte einen Acheron, einen Tartarus, erdichten, um ihren Völkern Furcht beyzubringen, und ſie zur Wahrnehmung ihrer Pflicht anzuhalten. Sie würde aber keine Verwandlung erdenken, welche übernatürlich, und ſich kein menſchlicher Verſtand vorſtellet; und ohne Zweifel würde man dergleichen Dinge gelindert haben, wenn man in der Anrichtung des Chriſtenthums das Vergnügen, ein neues zuſammengefügtes Werk zu ſtiften, beäuget hätte. Allein, welch ein Vergnügen findet man daran! Petrus und Andreas waren Fiſcher, und keine berühmte und wohlredende Weltweiſen; man läſſet ſich umbringen, um ſolche Meinungen zu behaupten, die wol eher im Stand ſind die Menſchen zurück zu halten, als ſie zu überführen.

Der Menſch, der ſein ganzes Weſen beſitzet, nimmt das Evangelium zu Hand; und in dieſem unnachahmlichen Buch, darin die Apoſteln ſelbſt ihre Fehler aufzählen, findet er auf jeder Seite das Ebenbild der Gottheit. Er verſpüret, daß man dieſes Werk nicht verfälſchen können, welches ſich ſtets auf Zeugen berufet, und mit der gröſten Ehrerbietung bewahret worden iſt. Er entdecket darin den Anfang einer heiligen Geſellſchaft, die bis an das Ende der Tage dauern, und ohnaufhörlich gegen Ketzereyen und Aergerniſſe kämpfen ſoll. Er ſiehet darin eine Kette ehrwürdiger Lehrer, die durch ihre gründliche Einſichten die chriſtliche Religion als vernünftig, folgſam, und göttlich erkannt. Ja er weis, daß man gegen dieſe Religion keine Beweiſe anführen kann, und dieſes iſt ihm hinlänglich, um eine ſo weſentliche Sache, davon unſer ewiges Wohl abhanget, nicht zu verlaſſen.

Da man durch anhaltendes Zuſchreyen und Vernunftſchlüſſe niemand von einer Religion überführen kann; ſo laſſen wir uns auf ſtärkere Proben, die dieſelbige auf unüberwindliche Weiſe beveſtigen, nicht ein. Alle Wortgezänke und Streitfragen ſind gewöhnlich nur leeres Geſchwätze, welches in der Luft verflieget. Der Unglaubige giebt nur ſeinen Leidenſchaften und Vorurtheilen Gehör, ohne die Gegenbeweiſe, die man ihm geben will, zu überlegen. Wir ſehen ſelbſt, daß JEſus Chriſtus, unſer göttlicher Meiſter, obſchon er alle Tage ſeines ſterblichen

Lebens von Schriftgelehrten umgeben war, ihre Zweifel niemals mit abgemeſſenen Schlußreden widerleget. Er offenbarte uns ſeine Lehren und ließ es damit genug ſeyn; und in der That eine Bekehrung, die durch Wortſtreit zuwege gebracht würde, müßte man unter die Zahl der Wundererſcheinungen rechnen. Es iſt ſehr gut ſolche Bücher zu haben, welche die Gottloſigkeit umſtoſen; dergleichen Bücher nutzen aber gewöhnlich nur, um die Religion derer die glauben, zu unterhalten: denn, entweder leſen die Unglaubigen ſolche nicht, oder ſie haben ihren Spott damit.

Es iſt nicht ſeltſam in unſern Tagen ſo viele Menſchen zu finden, die glauben befugt zu ſeyn, die Religion beyſeite zu ſetzen und wol gar damit zu ſcherzen. Es ſcheinet, als wäre die Religion ein neuaufgekommener Gebrauch, den man annehmen oder unterlaſſen könnte, und ihr Dienſt habe nichts ſo vortheilhaftes vor uns, welches uns veranlaſſen könne ſie ſo genau zu beobachten. Allein, haben wir dann unſern Urſprung und Endzweck vergeſſen? Und wiſſen wir nicht mehr, daß der Gottesdienſt ſelbſt einen Theil unſeres Weſens ausmache? Und daß wir uns ſelbſt ganz und ohne Widerrede GOtt ſchuldig ſind? Daß man in Wahrheit zum Unmenſchen wird, wenn man ſich der Gottloſigkeit und den Lügen überläßt. Die Religion hat nicht unſerer, wol aber wir derſelben, zu dieſem und jenem Leben, nöthig.

Wir halten es mit der Religion eines ehrlichen Mannes, ſagen diejenigen, die einer freyen und ausgelaſſenen Lebensart nachhängen. Wo iſt aber ihre Ehrlichkeit, wenn ſie einen Dienſt abſchwören, den ſie vor dem Angeſicht GOttes und der Welt, wahrzunehmen verſprochen: ſo bald man GOtt vergißt, ſtehet die Frömmigkeit und Ehrbarkeit in Gefahr Schiffbruch zu leiden; ja vielmehr ſind es dann nur noch äuſerliche Zierratsworte. Wer ohne Religion lebet, deſſen Treu und Glauben iſt verdächtig; wer aber im Gegentheil, gottsfürchtig wandelt, muß nothwendig ein ehrlicher Mann ſeyn. Der Unterſcheid iſt deutlich zu ſpüren, und erlaubet uns nicht über der Wahl in Zweifel zu ſtehen. Wenn aber diejenigen, die ihre Aufrichtigkeit vor der Welt ſo hoch erheben, derſelben in der That recht voll wären; ſo würden ſie die chriſtliche Religion vorzüglich lieben, weil ſie die Fülle aller Aufrichtigkeit iſt, und man in ihr nicht ehrlich genug zu Werke gehen kann.

Zwölftes Hauptſtück.

Von der Glückſeligkeit.

Man ſtellet uns zwar die Glückſeligkeit als von Vergnügen, Reichthum und Ehre umgeben vor; man iſt nur glücklich, wenn man es zu ſeyn glaubet. Wir denken niemals an die Güter, die wir beſitzen, ſondern

dern nur an diejenige, die wir beſitzen wollen, und darin liegt unſer Unglück. Wir ſchmeicheln uns, daß unſer Glück vollkommen ſeyn würde, wenn wir zu dem zeitlichen Wohl eines reichen und mächtigen Menſchen gelangen könnten. Ein geringerer von Stande bildet ſich ebenfalls ein, daß er vollkommen vergnügt ſeyn würde, wenn er uns gleich käme. So iſt ein jeder mit ſeinem Zuſtand unzufrieden, und wollte ihn gerne geändert wiſſen. Wir gleichen darin einem Kranken, der ſich in ſeinem Bette umher wendet, und in jeder andern Lage mehrere Linderung zu finden glaubet.

Das Glück, ſo wie wir es uns vorſtellen, iſt nur ein Gaukelwerk, welches mit uns ſcherzet; ein Geſpenſt, welches augenblicklich verſchwindet, wenn wir es ergreifen wollen. Wenn wir dasjenige erlangt, was wir ſo ſehnlich gewünſcht, ſo folget auf deſſen Genuß bald ein Eckel nach. Ein jeder findet in ſeinem Stande Bitterkeit; wer viele Reichthümer und Ehre beſitzet, hat viele Unruhe und Angſt. Indeſſen ſind wir gebohren um glücklich zu ſeyn; ja ein Einſiedler, der ſich der ſtrengſten Buſſe widmet, ſuchet nur ſeine Glückſeligkeit. Die Ordnung erwecket in uns die Begierde nach Glückſeligkeit, die Unordnung aber überredet uns, daß Geſchöpfe im Stande ſeyen, dieſes Wunder in uns zu wirken. Was können ohnmächtige und ſchwache Geſchöpfe anders, als uns von GOtt, unſerm Urſprung, unſerm Endzweck, und der Fülle aller Güter, abziehen. In Ihm muß unſere

unſere beunruhigte Seele ihr Glück finden, weil das Herz nicht beruhiget iſt, bis es, nach dem herrlichen Ausdruck des heil. Auguſtinus, in dem Schooſe GOttes ruhet (1).

Da unſer unermeßliches Herz ſich ſelbſt nicht gnugſam ſeyn kann, und des Weſens aller Weſen genieſen will, ſo ſuchet es daſſelbe ohne Unterlaß in ſeinen gröſten Unordnungen. Der Unbändige, der von GOtt ſo entfernet zu ſeyn ſcheinet, weil er aus einem irrdiſchen Vergnügen ins andere rennet, trachtet dennoch zu GOtt zu gelangen, gegen ſein Wiſſen und Willen. Er ſuchet ſich nur Genüge zu thun, und allein in dem allgenugſamen GOtt kann man ſeine Befriedigung finden. Darin lieget der Irrthum, daß, anſtatt darnach durch Tugenden, die dazu befördern, zu ſtreben, er in ſeinen Leidenſchaften, die davon abziehen, den Weg zu GOtt ſuchet.

Es fehlte nicht viel unſere Glückſeligkeit wäre der thieriſchen ähnlich, die nur das Leben in ſich begreift. Wir kleben an der Erden, und unſer Vergnügen beſtehet in eſſen, trinken und ſchlafen. Wir denken darauf nicht, daß das Glück, welches von einer Malzeit, einem Schauſpiel, einem Reichthum, einer Würde abhängt, in ſich nichts zu unſerer Genugthuung enthalte: daß das Vergnügen von unſerer Seele abhange und ihr ſtets folgen müſſe, um ein wahres Vergnügen ſeyn zu können. Die Perſonen, die uns ange-

(1) Feciſti nos ad te, Domine, & irrequietum eſt cor noſtrum, donec requieſcat in te.

angenehm ſind, können uns verlaſſen; unſere Reichthümer und Würden können untergehen: Geſundheit kann uns mangeln, und man findet nicht aller Orten Gelegenheit zur Beluſtigung ſeiner Sinnen; dann erwecket uns die Entbehrung ſolcher Gegenſtände Verdruß, wenn wir unſer Glück darin veſtgeſtellt haben. Wenn aber unſere Seele, ohnzertrennlich, von GOtt, der ſie erleuchtet und belebet, erfüllet iſt; ſo befürchtet ſie keinen Verluſt erſchaffener Dinge. Die Beruhigung eines Weiſen kann durch alle Abwechſelungen dieſer Welt nicht geſtöret werden; will man ihn ſeiner Güter und Würden berauben? er weis, daß man nur in dem Beſitz GOttes reich und vornehm iſt. Soll er krank ſeyn? er ſiehet dieſes als den Zeugen ſeines ohnausbleiblichen Todes an. Will man ihm ſeine Freunde und Verwandten entziehen? er lebet der Zuverſicht, ſich in jenem himmliſchen Vaterland bald wieder zu ihnen zu geſellen. Will man ihm allen Schutz verſagen? er weis daß die Schrift den verfluchet, der ſich auf fleiſchlichen Arm verläßt; er weis, daß wer ſich auf die Fürſten dieſer Welt verläßt, ſeine Hoffnung auf eitle Träume bauet. Ja ſoll es der Tod ſelbſt ſeyn? er erwartet ihn ſtündlich als den Ausgang ſeines Verlangens. Er erkennet, daß alle Vergnügungen, womit die Menſchen ſich mäſten, ein Raub an GOtt ſelbſten ſind, der allein Recht und Macht hat unſere Beluſtigung zu ſeyn.

Man iſt durchgehends traurig, wenn man mit ſich ſelbſt mißvergnügt iſt; nichts iſt unſerm Glück nachtheiliger, als die Schwermuth. Man muß ſich ſtets einen Vorrath angenehmer Vorſtellungen halten, und ein trauriges Gegenwärtige durch das Andenken eines glücklichen Zukünftigen unterdrucken; ſich holdſelige Gegenſtände in Sinn faſſen, wenn man mißfällige vor ſich hat; ja ſich über den Ort ſeines Aufenthalts, über die ganze Welt, erheben, um ſich in einer Ohnermeßlichkeit zu verbreiten, die der Welt und den Sinnen unbekannt iſt. Weil wir aber in dem Körperlichen verſunken, und Sklaven eines nach Maasgab ſeiner Unpäßlichkeit und Säften mehr oder weniger beſchwerlichen Leibes ſind; ſo fehlet es uns an Muth ganz Geiſt zu werden, und uns zu Zeiten von dem Koth, der uns umgiebet, los zu reiſſen. Ein Kopfſchmerz, oder ander geringes Ungemach, eine Neuigkeit, ein Nichts iſt uns meiſter; weil wir nicht wiſſen, daß man dergleichen Uebel durch die Stärke unſerer Ueberlegungen und durch das Vergnügen eines genauen Umgangs mit ſich ſelbſt, abweiſen und gar vergeſſen könne.

Wer demnach einer eingebildeten Glückſeligkeit ohnermüdet nachjaget, und ſolche an den Höfen und in den Paläſten der Hohen dieſer Welt zu finden glaubt; wer ein Schlachtopfer ſeiner Sinnen iſt, und ſein Glück durch Augen und Ohren anzuziehen vermeinet, o! der gehe in ſich, und ſchlieſe ſeine Seele ſeinen eigenen

eigenen Betrachtungen auf, dann wird er den wahren Frieden und Ruhe finden. Seine Seele iſt das Heiligthum, darin GOtt wohnet und richtet. Er ſtoſe ſeine Leidenſchaften von ſich, ſo wird er in ſich die Wunderſtimme hören, die ihm die Mitteln, ſein ſelbſt zu genieſen und die zeitliche Lüſte dieſer Welt zu verachten, anweiſet, und die ihn auf den Weg zur wahrhaften Glückſeligkeit leitet.

Dreyzehntes Hauptſtück.

Von der Andacht.

Es iſt gewiß nichts herrlicher und majeſtätiſcher, als die Andacht, ſo wie ſie ſeyn ſollte. Sie iſt nicht nur allen vernünftigen Geſchöpfen geziemend, ſondern auch unſer Weſen und Leben. Dazu ſind wir allein erſchaffen, um GOtt einen geziemenden Dienſt zu leiſten. Umſonſt hat die Unart des Herzens, unter dem Namen ſinnreicher Geiſter verſtellet, ſich bemühet, die rechtſchaffene Andacht lächerlich zu machen. Die gröſten reinen Geiſter aller Zeiten haben Bekanntniß einer einfältigen Gottesfurcht abgelegt, die dem Glauben und dem Evangelio gleichförmig waren. Sie wuſten, daß man GOtt nicht liebte, wenn man Ihn nicht verehrte, und daß man Ihn nicht verehrte als durch Faſten und Beten, nach dem

Geſetz

Geſetz der Kirche, die den göttlichen Dienſt bewahret und ausleget.

Es iſt alſo ganz ohngegründet, daß man uns aufdringen will, der Geiſt und Verſtand möge mit der Andacht nicht beſtehen. Es iſt unter beyden jederzeit eine innerliche Uebereinſtimmung geweſen. Was man Geiſt nennet, iſt die Seele; und die Seele muß ihre Nahrung und Glück ſuchen. Der ohnbenannte Verfaſſer eines kürzlich unter der Aufſchrift: **Die Verſöhnung der Andacht mit dem Geiſt**, zum Vorſchein gekommenen Werkgens, verdienet alſo in der Wahl dieſer Benennung wenig Beyfall.

Die Unwiſſenheit, als die Mutter des Aberglaubens, iſt jederzeit der Urſprung der falſchen Andacht. Nichts iſt ohnerträglicher als ein falſch Andächtiger. Indem er die Finſterniß für das Licht anſiehet, will er ſeine Vorurtheile als warhaftige göttliche Ausſprüche angenommen wiſſen, und verdammet alle diejenige, deren Gemütsbeſchaffenheit nicht mit der ſeinigen übereinkommt. Der Geſchichtſchreiber Fleury ſagt darum ſehr weislich: „ Nie wird „ die Unwiſſenheit einen Heiligen zuwege ge„ bracht haben, wohl aber die Einfalt. “

Die Frömmigkeit beförchtet nur die Finſterniſſen. Wenn die Seele den Gottesdienſt ergründet, ſo kennet ſie ſich, und wenn ſie ſich kennet, ſo demüthiget ſie ſich unter die Hand des Allmächtigen. Jederzeit ſind diejenige als falſche Geiſter angeſehen worden, die der An-

dacht geſpottet. Ein jeder rechtſchaffener und ſcharfſinniger Menſch erkennet ihren Werth und ihre Reizungen. Wenn man in ſich ſelbſt gehet, ſo ſiehet man deutlich, daß das allerhöchſte Weſen von ſeinen Geſchöpfen ein ewiges Opfer Leibes und der Seelen fordern mußte. Daß es unſern Sinnen, den Auslegern unſers Willens, anbefehlen mußte, unſere Liebe vor daſſelbe auszudrucken; ja daß es uns alle ohne Unterſcheid durch den Glauben führen mußte, um die Weiſen zu demüthigen, und die Unwiſſende zu tröſten.

Wir ſehen gerne die groſen Geiſter, mit jederman freundſchaftlich umgehen, ſich in die Geſellſchaft der einfältigen Perſonen herunter laſſen, und mit dem gemeinen Volke ſich zu paare ſtellen; wenn es aber den Gottesdienſt betrifft, unſere Vernunft nemlich unter das Joch des Glaubens gefangen zu nehmen, und den heiligen und zu allen Zeiten üblich geweſenen Kirchengebräuchen ſich zu unterziehen, ſo nennen wir dergleichen Aufführung ausſchweifend. Wie ohngereimt ſind doch unſere Schlüſſe.

Eine Religion, die in unſerm Herzen zuſammengezogen, und, gleich der Deiſten ihrer, niemals einiges Zeichen der Hochachtung und Liebe von ſich giebt, iſt eine falſche Religion. Wie können diejenigen die niemals in ſich ſelbſt gehen und ein verdorbenes Herz beſitzen, eine innerliche Frömmigkeit zu hegen vorgeben? Kann wol die Frömmigkeit in dem Mittelpunkt

des Hochmuths und der Unreinigkeit wohnen? Ein jedes weltliche Reich hat ſeine Verfaſſungen und Geſetze, und ſollte die Kirche nicht öffentliche Werke der Frömmigkeit fordern.

Die Leidenſchaften ſind jederzeit ſinnreich zu unſerm Verderben: wenn ſie unſere Leibesbeſchaffenheit nicht verfälſchen, noch uns durch die Reizungen dieſer Welt verblenden können, ſo ſuchen ſie wenigſtens durch Verſtellung der Religion ihren Zweck zu erreichen; ſo daß die Andacht, welche die Erhebung unſeres Geiſtes, der Schatz unſeres Herzens ſeyn ſollte, ſich in Zweifel und Aberglauben entartet. Der Geiſt des Menſchen hat ſeine Krankheiten gleichwie der Leib; und wenn er öfters nicht unglaubig iſt, ſo wird er dumm und raſend. Gewiß ein Unglück und Unordnung, welche die Andacht lächerlich machet, und darum man ſo gar in unſeren Tagen, den Frommen von dem Andächtigen unterſcheidet. Man verſtehet durch letztere ſolche, die nur auf nichtswürdige Kleinigkeiten ſehen, die gelinde gegen ſich ſelbſt und ſtreng gegen andere, allzeit unruhig ſind, und dadurch auch andere beunruhigen, und überhaupt aus der Religion ein Bildniß ohne Seele und Leben machen.

Sie ſind deſto leichter zu erkennen, dann indem ſie von der Lehre des Evangelii öffentliche Bekänntniſſe thun, ſo handeln ſie demjenigen, was ſie uns anpreiſen ſchnurſtracks zuwieder. Wenn das Evangelium uns anbefiehlet, unſere Andachtsfaſten im Verborgenen zu halten und

Mund und Hände zu waſchen, um nicht vor aller Welt zu zeigen, daß wir faſten: ſo erdenket der Andächtige ſich Tage der Enthaltung, mehr aus Eigenſinn als aus Frömmigkeit. Wenn das Evangelium uns befiehlet im Verborgenen zu beten, und uns nicht in viele Worte auszubreiten, wie die Heiden und Phariſäer, die nur GOtt mit den Lippen ehren, ſo erhebet der Andächtige ſeine Stimme in den Tempeln, damit ein jeder ſeine Seufzer höre. Das Evangelium lobet den Zöllner, der an der Thüre des Tempels demüthig ſtunde; der Andächtige macht einen jeden zum Zeugen ſeiner Kniebeugung und Niederwerfung, und will daß man ſich an ihm ſpiegle.

Hätte dergleichen phariſäiſche Andacht nur noch einige Leute insbeſondere eingenommen! allein leider finden ſich ganze Völker, welche dieſer Läſterung ergeben ſind. Man wird uns vielleicht dagegen einwenden, daß man den Menſchen nicht nach dem äuſerlichen beurtheilen ſolle: allein JEſus Chriſtus, der uns lehret, den Baum an ſeinen Früchten zu erkennen, zeiget uns ja ſelbſt die falſche Andacht des Volks, ſo auf dieſe Weiſe faſtete und betete. Wenn wir in der That ihre Früchte betrachten, ſo finden wir nichts, als das Todtengerippe einer Religion, mit den beſonderſten und ausſchweifendſten Thorheiten und Eigenſinn umhüllet. Wir ſehen ſolche Menſchen, die ſich zu einer Feyerlichkeit durch viele willkührliche Faſten vorbereiten; und wenn der Feyertag

nun vorhanden, ſo begnügen ſie ſich eine gemeine ſtille Meſſe, wie an andern Werktagen zu hören, und bringen den übrigen Theil des Tages in Luſtbarkeiten und Geſellſchaften zu. Wir ſehen Leute ohne einige Vorbereitung und ohne den Leib des HErrn zu unterſcheiden, zum Heiligen Abendmahl hinlaufen, und die Diener des HErrn einer groſen Strenge beſchuldigen, die den Gewohnheitsſündern die Losſprechung weigern. Wir ſehen Menſchen, die ſich an allen Andachtsorten, bey allen Wallfahrten finden laſſen, die niemals die Stimme ihres Predigers hören, und niemals ihrer Pfarrmeſſe beywohnen. Wir ſehen Menſchen in öffentlicher Kirche ſich geiſſeln, und mit der Stirne zur Erden ſtoſen, und dabey in aller Unmäſigkeit leben. Wir ſehen Menſchen ohnaufhörlich die Heiligen anrufen, und vor allen ihren Bildniſſen niederknien, die kaum zu JEſu Chriſto beten, und ihn von ſeinen Geſchöpfen nicht unterſcheiden, die doch keine andere Verdienſte haben als ſeine Gaben (1). Wir ſehen Menſchen die ſich ſeltſam betragen, ihre Häuſer als Heiligthümer anſchlagen, über unſchuldiges Lachen ſich ärgern, die doch ihr Hausgeſinde nicht unterrichten und nur mit Verachtung anſehen, ohngeachtet des Fluchs, den der heilige Apoſtel Paulus darauf gelegt, der ſolche Herrn ärger als unglaubig nennet. Wir ſehen Menſchen, die öfters dunkele und ohngereimte

(1) Coronando merita noſtra, coronat dona ſua. *St. Auguſtin.*

Bücher leſen, und das neue Teſtament nicht kennen, da doch der letzte Wille eines Vaters ſeinen Kindern nicht unbekannt ſeyn ſollte. Wir ſehen Menſchen, die beſondere Feſte feyern, welche die Sonntäge nicht heilig halten, und auf deren heiligen Einſetzung keine Aufmerkſamkeit haben.

Wer ſiehet alſo nicht klar, daß dergleichen Andacht eine förmliche Heucheley ſey. Es iſt ohnwiderredlich, daß ein ſolcher dunkler, widerſprechender und eingebildeter Gottesdienſt ein bloſes Geſpenſt, und daß es eine Verſpottung des Chriſtenthums, wenn man es ſolcher Weiſe vorſtellet. Man fürchtet ſich eine Mücke zu verſchlingen, und verſchlucket gerne Kameele. Man ſcheinet voller Frömmigkeit zu ſeyn, und iſt doch nur ein getünchtes Grab; man iſt andächtig, wie ein Schauſpieler, der öfters eine ganz andere Perſon vorſtellet, als er auſer der Schaubühne iſt. Die Andacht muß öfters gebraucht werden, wenn man keine andere Gelegenheit hat, ſich der Welt vor Augen zu ſtellen.

Wir haben Urſache, hiermit die Heuchler deſto ſchärfer anzugreifen: denn JEſus Chriſtus ſelbſten, ob er gleich voller Sanftmuth gegen die Sünder, und voller Geduld gegen die Schriftgelehrten ſich bezeugte, eifert aller Orten gegen die Phariſäer; er nennet ſie Ottergezüchte, er ziehet ihnen vor allem Volk die Larve ab, ohngeachtet ihres Prieſterthums, und Anſehens, welches er zu ehren befiehlet. Der Apoſtel warnet uns vor der Verführung gewiſſer Perſonen,

welche

welche unter dem Schein der Frömmigkeit den Geiſt verderben, welche die wahre Lehre der Kirchen verlaſſen und ſich zu Fabeln wenden werden.

Es ſtreitet alſo nicht gegen die chriſtliche Liebe, wenn man dergleichen Perſonen in ihrer heßlichen Geſtalt deutlich abmahlet; JEſus Chriſtus, der die Liebe ſelbſt iſt, handelte ohne Zweifel nicht gegen die Liebe, da er die Phariſäer als Heuchler des Gottesdienſtes vorſtellte, und mit ſolcher Heftigkeit ihre ohnerhörte Zuneigung zu den ſo menſchlichen ja kindiſchen Ueberlieferungen verdammte. Die Abergläubige und Heuchler können unſägliches Unheil anſtiften,

Sie ſind es, die durch den Betrug und Uebermäſigkeit ihrer Andacht, die groſe Trennung der Proteſtanten angerichtet; ſie ſind es, welche die heiligſten Biſchöffe und eifrigſten Lehrer der allzu groſen Strenge beſchuldigen; ſie ſind es, welche die nützlichen Bücher verwerfen, und an deren Stelle eitele Erdichtung einführen; die ehemals einen Descartes der Ketzerey beſchuldigten, und die Geiſterlehre des Malebranche für ohngereimt und erdichtet erklärten; die kürzlich ſich bemüheten einen berühmten Muratori verdammen zu helfen, und die kaum vor etlichen Jahren gegen die würdige Unterweiſung des Cardinal Trautſon, Erzbiſchoffs von Wien in Oeſterreich, ſich ſo ſtark auflehnten; Unterweiſung, darin der Dienſt JEſu Chriſti auf eine bündige und klare Weiſe veſtgeſtellt iſt; ja ſie ſind es, die gegen den heiligen

Vater gemurret, und ihn einer Verwegenheit zu beſchuldigen keinen Scheu getragen, weil Er einige Feſttäge zur Beförderung der Arbeit und des Fleiſes, abſchafte. Niemand, ſagt der heilige Gregorius, ſchadet der Religion mehr, als der, in dem Ruf der Heiligkeit, ſtehend böſes thut.

Dieſe Erläuterung iſt ſo viel gewiſſer, weil ein jeder falſch = andächtiger ſeinen Zorn darüber an Tag gebet, und dadurch Gelegenheit nehmen wird, dieſe Abhandlung als irrig auszuſchreyen. Denn dieß iſt der heilige Gebrauch unſerer Heuchler. Sie unterlaſſen niemals, denjenigen der Ketzerey zu beſchuldigen, der ihre Blöſe entdecket, und ſich von ihrem Betrug nicht hintergehen laſſen will.

Der Schluß, den wir aus dieſen Betrachtungen zu ziehen haben, iſt dieſer, daß niemand weniger ſeines Weſens genieſet, als ein Heuchler. Unſer Weſen iſt der Ausfluß der Wahrheit ſelbſt, das Bildniß der Ordnung; dagegen iſt das Weſen eines falſchen Andächtigen, der Zuſammenhang von Eigenſinn und Aberglauben; ſo daß anſtatt ſeiner Seelen zu genieſen, genieſet er nur ſolcher ſchwermüthiger Säfte, die er für Frömmigkeit hält, tauſend Vorurtheile, die er für heilig erkläret. Die Hartnäckigkeit iſt ſein Geſetz, die Rache ſein Eifer, die Unwiſſenheit ſein Rath, und die Heuch› eley ſein Dienſt.

Dieſen Mißbrauch ſiehet ein wahrer Weltweiſer wohl ein; ſo hoch er die Frömmigkeit

ſchätzet, ſo ſehr verachtet er dieſe, die nur die äuſerliche Schaale davon haben. Er will, daß das innere des Bechers erſt rein ſeyn ſoll, ehe man das äuſere waſche, und daß die Seele, als der Sitz der Aufrichtigkeit und Wahrheit, von der Reinigkeit der Religion ganz erfüllet ſey. Niemand hat die falſche Frömmigkeit der Scheinheiligen beſſer erkannt und mehr beklagt, als der heilige Vater, Benedict XIV., der erſt kürzlich zur Betrübniß aller Völker dieſe Welt verlaſſen. Ich kann in Wahrheit ſagen, wie ich ihn mehrmals über den lächerlichen Aberglauben, welchen die Nachläſigkeit einiger Geiſtlichen einwurzeln laſſen, bitterlich klagen, und in einen heiligen Zorn gerathen hören. „Sie haben, ſagte dieſer heilige Vater zu mir, das „Geſetz GOttes geſtöret,“ welches nach ſeinen beſondern gütigen Bezeugungen gegen alle Völker, das groſe Werk der allgemeinen Vereinigung zu bereiten geſchienen hat; da nur ein Hirt und eine Heerde ſeyn wird. Die Kirchenverſammlung zu Trident redet an verſchiedenen Orten von den Mißbräuchen, und ſchläget die weiſeſten Mitteln vor, ſolche auszurotten. JEſus Chriſtus ſelbſten warnet uns, daß Aergerniſſe entſtehen werden. So daß nur eine übelbegriffene Frömmigkeit ſeyn wird, die uns verhindert von unſern Irrthümern überzeuget zu werden, welche die Kirche niemals gebilligt hat.

Vierzehntes Hauptſtück.

Von den Geſetzen.

Da das natürliche Geſetz in dem menſchlichen Herzen, darin es GOtt ſelbſten gegraben hatte, ohnvermerkt verfälſchet wurde; ſo war es höchſtnöthig, daß ſchriftliche Geſetze gegeben, und ſolche Satzungen errichtet würden, die der überhand genommenen menſchlichen Bosheit und Verdorbenheit Einhalt thun könnten. Ein jedes Volk von Moſis Zeiten an hatte ſeine beſondere Geſetzgeber, und ohngeachtet der nebenher ſehr verſchiedentlichen Sitten und Gebräuchen, haben die heiligen zehen Gebote von ihrem Anſehen niemals etwas verlohren. Man ſahe deutlich, daß ſie göttlich waren, und es würde das Weſen des Menſchen zerſtöret geweſen ſeyn, wenn man demſelben Einbruch gethan hätte.

Die Trennungen der Geſellſchaften vereinigten ſich bald, wegen ihrem Geſchmack und Bedürfniſſen, um weiſe und nützliche Verordnungen hervor zu bringen: das Aeuſerliche ſollte ſowol mit Geſetzen verſehen ſeyn als das Innerliche; und die gute Ordnung einer Stadt ſollte der Ausleger der Befriedigung der Seele ſeyn, deren ein jeder genieſen ſolle. Wie viele öffentliche Verkündigungen und Befehle wurden dazu gewidmet! Die Oberherren, die kluge Einſichten

ſichten hatten, beugten dem Unfug durch Verordnungen vor; die von weniger Nachdenken waren, unterbrachen bey vorgefallenen Laſtern ihren weiteren Anwachs durch geſchärfte Verbote; ſo gaben zur Errichtung der mehreſten Geſetze, die Ausbrüche der Leidenſchaften Anlaß, welche die Welt zu empören, und die Menſchen ärger als die Thiere zu machen ſuchten. So haben die Geſetze ihr Aufkommen und Anſehen, ſo ſie noch immer behaupten, unſerer Menſchlichkeit zu verdanken. Denn zu unſerer eigenen Schande müſſen wir geſtehen, daß wir uns ſonſt vielfältig den ohnerträglichſten Unmäſigkeiten überlaſſen hätten.

Die natürliche Welt wird durch allgemeine Geſetze beherrſchet, die uns die Weiſe anzeigen ſollen, wie wir uns ſelbſt beherrſchen müſſen. Die Sonne und übrige Himmelskörper halten ihren ordentlichen Lauf; und ſollte der Menſch, dem doch alle Geſchöpfe gewiſſermaſen unterworfen, nicht auch geſchaffen ſeyn, ſich der Ordnung zu unterziehen. Es iſt zu bewundern, daß das Geſetz, welches zu Bezähmung unſerer fleiſchlichen Lüſten nothwendig geworden, uns ſelbſten zu ſeiner Ueberſchreitung reizet (1). Wir begehren verbotene Dinge, und der Verbot iſt das Gewürz, welches uns das Böſe nur immer ſchmackhafter macht. Indeſſen iſt das Geſetz allemal gut, wir aber ſind böſe; und da wir unſerer Einbildung nach, zur Unabhänglichkeit gebohren ſind, ſo wollen wir kein Joch

(1) Nitimur in vetitum.

Joch erkennen. Kein gröſeres Unglück mag wol ſeyn können, als einen unwiſſenden oder leichtſinnigen Geſetzgeber zu haben. Seinen Verordnungen wird entweder nicht nachgekommen, oder ſie geſtatten vieles, welches die Bürger verdirbt. Darin beſtund der gröſte Ruhm des Solons bey den Griechen, daß ſeine Geſetze Früchte ſeiner Einſichten und Weisheit waren. Denn es iſt lächerlich, zu glauben, daß der Verſtand eines Geſetzes eine ſchädliche Verordnung entſchuldigen könne. Man urtheilet gewöhnlich nur nach dem Buchſtaben, und nicht nach der Abſicht deſſen, der zu gebieten hat. Und wer wollte die Gedanken eines Geſetzgebers errathen, der öfters ſich ſelbſt nicht kennet? Würde ſolches nicht auf gerathewol gemuthmaſet, und dem berühmten Schriftſteller der **Verſtand des Geſetzes** nachgeahmet ſeyn, der öfters, ungeachtet der Schönheit ſeines Werks, nur ſeine Gedanken mittheilet, anſtatt der Gedanken ſolcher Geſetzgeber, deren Abſichten er rühmet. Nach ſeinem Satz haben die Religionen, ehe ſie ſich veſtgeſetzet, ſich ſolche Himmelsgegenden auserſehen, die mit ihren Gewohnheiten gleichförmig waren. Nach ſeinem Satz waren die Tugenden und Furcht der Urſprung und das Triebwerk der gemeinen Weſen, die ſo wohl ſich ſelbſt vorſtehen als die ein Oberhaupt erkennen. Man lauft jedesmal Gefahr, ein verfälſchtes Werk auszuſtreuen, wenn man ſich auf Abſichten und Folgen gründet, die ſich auf eigenen Geſchmack und Vorurtheil beziehen.

Wie viele murren gegen die göttliche Vorſehung, weil ſie die allgemeine Geſetze nicht kennen; die Ordnung, zum Beyſpiel, bringet mit ſich, daß zehn tauſend Mann einer Anzahl von fünf tauſend überlegen ſeyen: mithin iſt es nicht zu verwundern, wenn ein Tyrann an der Spitze eines zahlreichen Kriegsheers, ſchwächere Feinde, ohngeachtet ihrer Frömmigkeit, unterdrucket. Die Ordnung bringt mit ſich, daß Vorſichtigkeit und Fertigkeit eine Zuſammenverſchwörung von Unwiſſenden, umſtoſe; mithin kann man ſich nicht verwundern, wenn ein Laſterhafter, der voller Geiſt und Liſt, über die Einfalt eines Tugendſamen ſieget. So iſt der Lauf der allgemeinen Geſetze; und ohne ein Wunderwerk könnte ſich das Gegentheil nicht ereignen. Wir ſehen alle Tage den Regen ohne Nutzen auf die Felſen herunter fallen: da aber die Dünſte, die aus der Erden aufſteigen, ſich in Waſſertropfen auflöſen, und aus den Wolken herunter triefen; ſo müſſen durch nothwendige Folge die Felſen, ſo wol als die Wieſen und Felder, naß werden. Ein Hausvater ſtirbt zu einer Zeit, da ſeine Kinder ſeiner Pflege am meiſten bedürfen; weil aber, nach der natürlichen Ordnung, ſeine Krankheit tödtlich war, ſo muß er nothwendig den Geiſt aufgeben. Wir können nochmals behaupten, daß eine immerwährende Umſtoſung der allgemeinen Geſetze vorgehen müßte, wenn dergleichen gefolglichen Ungemach auszuweichen ſeyn ſollte.

Da die beſondere Geſetze nur Nachahmungen der allgemeinen ſind, davon wir reden, ſo hat nie ein Geſetzgeber alle Mißbräuche verhindern können. Sie ſind Schatten, welche die Farbe vorzeigen, und den Tugenden mehreren Werth beylegen. Weil wir aber niemals unſerer ſelbſt genieſen, und kein ander Geſetz, als die Vorurtheile und Eigenſinn eines unabhänglichen und unbändigen Geiſtes kennen; ſo entfahren uns dergleichen Anmerkungen. Wenn wir die Geſetze unterſuchen, ſo ergreifen wir nur diejenigen, die in unſere zeitliche Güter Einfluß haben. Wir denken, die Geſetze der Seele und des Leibes ſind geiſtreiche Erdichtungen, die ein leeres Gehirn einnehmen können. Wie viele Perſonen finden wir nicht, die ſich im ausklügeln der bürgerlichen Geſetze vertiefen. Dergleichen Erlernung iſt zwar allerdings ſehr nöthig; muß man aber den Franzoſen ihre Trägheit hierin vorwerfen, ſo könnte man an der andern Seite hingegen, die Teutſchen und Italiäner eines allzu heftigen Eifers, in dieſer Beſchäftigung, beſchuldigen. Die Wiſſenſchaft der Geſetze vertrocknet das Herz. Wir erlangen eine Fertigkeit in fremden Sprachen und Gebräuchen, anſtatt daß wir von dem Körper und den Sinnen abgezogen, und über alle zeitliche Vortheile erhoben ſeyn ſollten, welche in Vergleichung mit der ewigen Wahrheit, nur als ein Nichts zu achten ſind.

Fünf-

Funfzehntes Hauptſtück.

Von den Sitten.

Ein Menſch von guten Sitten, wenn man die Sache auf das ſchärfſte nimmt, iſt heutiges Tages faſt als ein auſerordentliches Wundergeſchöpf anzuſehen. Der berühmte Bourdaloue ſagte ehemals: „ Es iſt „ keine wahre Aufrichtigkeit, ohne die chriſtli„ che Religion. “ Hat es mit den Sitten nicht gleiche Bewandtniß; und ſind wir nicht ohne Frömmigkeit, als dem Saft und Leben unſerer Werke, nur Heuchler ohne Redlichkeit und Tugend?

Die guten Sitten beſtehen ohnſtreitig in dem Dienſt, den man GOtt leiſtet; in der Liebe unſeres Oberherrns, unſeres Vaterlands, unſerer Eltern, und aller Menſchen überhaupt. Bey demjenigen aber, der keine Religion hat, finden wir alle dieſe Pflichten vernichtiget: denn wer des Lichtes des Glaubens ermangelt, kann weder gegen ſeinen Schöpfer, noch ſeinen weltlichen Oberherrn, noch ſeinen Nächſten, eine ſolche mehr als gemeine Liebe, nach dem Befehl des Geſetzes hegen; einfolglich ſind deſſen Sitten nur mit einer Larve der Weisheit und Wahrheit angezogen.

Die Sitten, oder unſere Gewohnheiten machen das ganze Gewebe unſeres Lebens aus;

und

und wer unter dieſem Wort etwa nur die Tugend der Keuſchheit begreifet, der verſtehet die Kraft und den Nachdruck deſſelben nicht. Denn ein jeder geiziger, neidiſcher, betriegeriſcher, gottloſer Menſch, iſt ein Menſch von böſen Sitten; ein Menſch, den man meiden und fliehen ſoll. Da aber die Welt von einer Menge dergleichen angefüllet iſt, ſo haben wir wohl Urſach die gute Sitten als groſe Seltenheiten in unſern Tagen anzuſehen.

Wenn die Menſchen in ihrer mehr und mehr zugenommenen Verkehrtheit, nicht ihre weſentliche und urſprüngliche Sitten in tauſend ſchändliche thörigte Gewohnheiten, die nach Beſchaffenheit der Zeiten und Orten abgewechſelt, verändert hätten, ſo würden wir noch immer der redlichen Einfalt unſerer Väter genieſen; und dieſe Aufrichtigkeit, nach gerade abgenommen, würde noch ganz und unverſehrt beſtehen. Seitdem aber unſere Leidenſchaften ſich zu Tugenden erhoben, iſt die Welt zur Schule einer verkleideten Sittenlehre geworden. Es ſcheinet, als habe man einſtimmig einen Vertrag gemacht, ſich unter einander zu betriegen, und die Redlichkeit zu zerſtören. Man ſiehet kaum etwas mehr als nur den äuſerlichen Schein derſelben, der vielmehr die Frucht einer noch nicht ganz verwahrloſeten Auferziehung iſt, als etwa das Verlangen, um für tugendhaft angeſehen zu ſeyn.

Warum nennet man das noch Sitten, welches nur bloſe Antriebe ſind? Ein Menſch, der einem Thier gleich geworden, gehorchet nur ſeinen

nen fleiſchlichen Lüſten, und darum zielen ſeine Reden und Schriften nur dahin ab, um uns ſämtlich den Thieren gleich zu machen. Die goldene Sitten, mit welchen unſere Väter bekleidet waren, finden ſich nur noch in den Herzen einiger wenigen Weiſen; und dieſe ſind es nur noch alleinig, welche die Aufrichtigkeit jener beſtens zu vertheidigen und zu ſchützen fortfahren.

Nichts iſt unſerer Auſmerkſamkeit würdiger, als die Sitten eines Weltweiſen, der ſein ſelbſt genieſet. Ein allezeit gleiches Betragen, eine unüberwindliche Geduld, eine ungezwungene Tugend, eine zärtliche Standhaftigkeit, eine anſtändige und gemäſigte Demuth, eine beſcheidene Vertraulichkeit, ſind der Grund ſeiner Lebensart und Weſens. Er verſtehet ſich zu den Gewohnheiten ſeines Landes, nur in ſo weit ſie löblich ſind: keineswegs wird er alle Gebräuche ſeines Aufenthalts rühmen und anpreiſen; er unterſcheidet vielmehr die Gute von den Böſen: ſind derſelben einige neue aufgekommen, die dem Wohlſtand gemäs ſind, ſo wird er ſolche nicht ſchlechterdings mit einer ſtoiſchen Strenge verwerfen, ſondern nach ihrem Werth ſchätzen. Die wilden und groben Sitten, ſind öfters Früchte einer übel eingerichteten Weisheit. Ein ernſthafter Weiſer machet die Tugend, allen die mit ihm umgehen, zum Muſter der Nachfolge. Seine Gegenwart und ſeine Reden ſind Zeugen ſeiner Aufrichtigkeit, und dieſe gewinnet durch ihre Annehmlichkeit die Herzen.

Wie wenig folget die Jugend, welche die Schamhaftigkeit als ihr vornehmſtes Erbgut anſehen ſollte, dieſem Beyſpiel? Man ſiehet Perſonen von zwölf Jahren ſchon ihre Sitten ſchänden, und ſich ſolches zur Ehre rechnen; die Weisheit iſt faſt aus allen Feyerlichkeiten und Geſellſchaften verbannet, als wäre ſie unwürdig, öffentlich zu erſcheinen. Wie viele Väter achten der Unbändigkeit ihrer Söhne gar nicht, entſchuldigen ihre Verſchwendung, und geben ihren Buhlereyen, dem unherbringlichen Verluſt ihrer Unſchuld, Beyfall? Wie viele ſchämen ſich ihrer Zucht und Beſcheidenheit, und rühmen ſich lieber einer Ausſchweifung, wenn ſie gleich keinen Theil daran haben? Wie viele Mütter überreden ihre Töchter, die abſcheulichſten Schlachtopfer des Laſters und der Gottesvergeſſenheit zu werden? Wie oft bemühet ſich die ruchloſeſte Sittenlehre, als die unverwerflichſte Richtſchnur angenommen zu werden, und begegnet den Schülern der Tugend mit der empfindlichſten Verachtung? Wie oft ſtellen ſich die Menſchen den Thieren gleich, folgen blindlings ihrem Trieb, und wälzen ſich, wie die Schweine, im Koth der Sünden? Man ſiehet dieſes überhandnehmende Unglück vor Augen, und bleibet dabey doch ganz ohnempfindlich; eine kleine Zahl auserwählter Seelen ausgenommen, welche die Finſterniß nicht für Licht annehmen können.

O Zeiten! o Sitten (1)! mögen wir billig in dieſen Tagen mit gröſerem Recht ausrufen, als

(1) O Tempora! O mores!

als ehemals der weiſe Cicero. Er eiferte nur gegen die Laſter eines einigen ins beſondere, und wir müſſen über die Unmäſigkeit einer ſolchen Anzahl ſeufzen, die faſt die ganze Welt ausmachen. Die laſterhafteſten Väter wollten ehemals doch, daß ihre Söhne weiſe und tugendſam würden. Die weiſeſten Väter unſerer Zeit, ſorgen wenig ob ihre Kinder die Sitten verderben, wenn ihnen nur dadurch die Gewohnheiten der Welt beygebracht werden. Erweget man aber wol die Folgen, die aus dem laſterhaften Leben eines jungen Menſchen entſpringen? ſiehet man die Wirkungen davon ein? Er laufet Gefahr, auf die ſchändlichſte Unternehmungen zu verfallen, ſeine zeitliche Güter zu verpraſſen, und an den Bettelſtab zu gerathen, nachdem er vielleicht ſchon eine Menge ſeiner Gläubiger in Armuth verſetzet hat; er ziehet ſich viele Leibeskrankheiten zu, die ihn auſer Stand bringen der menſchlichen Geſellſchaft nützlich zu ſeyn; er ſinnet auf Mittel, ein übler Ehegatte, Vater, Vorſteher und Bürger, mit einem Wort, ein Vorwurf aller Aergerniß zu werden, ja ein ſolcher, von dem uns die heilige Schrift ſelbſt ſagt: daß es beſſer wäre, man werfe ihn in die Tiefe des Meeres.

Sechzehntes Hauptſtück.

Von der Auferziehung.

In keinem Stücke ſtimmen die Menſchen weniger überein, als in der Auferziehung; weil kein Vorwurf die Entblöſung von allen Vorurtheilen und den völligen Genuß ſeiner ſelbſt mehr erfordert. Die Grundſätze der Auferziehung ſcheinen das Werk eines Weltweiſen zu ſeyn, welches man annehmen, oder verwerfen kann. Ein ehrgeiziger Vater höret gerne von dem Ehrgeiz reden; ein unwiſſender Vater mag nicht vertragen, daß man die Wiſſenſchaften hochſchätze und ſich denenſelben widme. Eine weltlich geſinnete Mutter ſiehet nur auf die Leibesſtellung und Kleiderpracht; eine andächtige Mutter will, daß man dergleichen Aeuſerliches gänzlich hintan ſetze: ſie leget die geringſte Gebehrde, das geringſte Wort bös aus; ſie begehret, daß die Kinder recht geplaget werden, ſo wie ſie von ihrer eigenen murriſchen Art ſelbſt geplaget wird. So wird einem jeden ſein lächerlicher Eigenſinn, ſein ſeltſamer Geſchmack zur Richtſchnur der Erziehung. Daher entſtehen die verſchiedene Denkungsarten und Gewohnheiten bey der Jugend, und die Beſchwerlichkeit, über die Auferziehung, ſo zu ſchreiben daß es einem jeden gefalle. Wer davon handeln

will,

will, muß an die Stelle eines Vaters, eines Freundes, eines Bürgers treten: er muß die Tugenden und Laſter ihres Standes, in die Waage ihrer Schuldigkeit legen; er muß die Natur mit der menſchlichen Geſellſchaft verglei- chen, ihre Rechte abmeſſen, und die Grän- zen beſtimmen; er muß den perſönlichen Vor- theil, dem gemeinen Beſten zur Seite ſtellen, ihre Unfälle voraus ſehen, ſich zum Richter des Guten und Böſen erheben; er muß die Pflich- ten eines Lehrers, der den Verſtand zieret, von den Pflichten eines Aufſehers, der das Herz bildet, wohl unterſcheiden. Wo ſind aber ſolche, die ſich um die Auferziehung bemühen?

Wenn das Kind aus den Händen der Säugamme, in ſeines Vaters Hauſe zurück kommt, wird es von Hausgeſinde umgeben, die ſich ſeines Geiſtes und Herzens bemächti- gen; es verfällt in eine wirkliche Gefangen- ſchaft. Schädliche Geſpräche und Mährlein werden ihm wechſelsweiſe vorgebracht: die Seele bemühet ſich vergeblich durchzudringen; ſie wird durch den Zufluß vieler Kinderpoſſen dahin geriſſen, die ſie aufhalten, ohne ſie zu beſchäf- tigen, die ſie aufwecken ohne ſie zu erleuchten, die ihr zureden, ohne ſie zu unterweiſen. Die Lehrer kommen demnächſt hinzu, um das Ge- dächtniß mit griechiſchen und lateiniſchen Wor- ten anzufüllen. Der Verſtand wird verwickelt und verwirret, ſo daß die Sinnen allein in unſerer erſten Jugend zu wirken ſcheinen. Ein Vater, dem viele Zerſtreuung eigen, ver-

gönnet ſeinem Sohn keine Zeit zu denken; eine allzu ſtrenge Mutter erſticket alles dasjenige, was ihre Kinder ſagen und ſich einbilden könnten. Anſtatt daß ihre Stimmen ihre eigene Ausdrücke ſeyn ſollten, ſo iſt es nur trauriger Widerſchall von andern; ihre Seele entlehnet Gedanken und Meinungen.

Wäre die Auferziehung nicht ſo beſchaffen, ſo wäre es vielmehr natürlich, daß junge Leute über tauſend Vorwürfe ſich befragten, die ſie beſtürzen, die ihnen als Geſichte und Bezauberungen vorkommen. Es wäre natürlich, daß ſie über dasjenige, ſo ſie in ihrem Herzen empfinden, eine gerechte Befremdung bezeugten, daß ſie zu wiſſen begehrten, woher in ihnen das Verlangen, um glücklich zu ſeyn, die Hochachtung der Tugend, die Neigung zum Böſen entſtünde. Es wäre natürlich, daß ſie über ihren wunderſamen Urſprung, der ihnen noch in friſchem Gedächtniß iſt, Ueberlegungen anſtellten. Man erkundiget ſich um die Umſtände einer Stadt; man iſt begierig tauſend Kleinigkeiten genau zu erfahren: allein an Nachforſchung unſerer ſelbſt, der Himmeln und der Erden, wird bey unſerem Eintritt in dieſe Welt keineswegs gedacht; an ſolchem Anblick findet man nichts merkwürdiges. Da die Vernunft in den früheſten Jahren durchzubrechen ſuchet, und ſich an ſolche Dinge hält, die im Stande ſind ſie zu beſchäftigen; ſo würde es den Kindern gewiß angebohren ſeyn, ihre Augenmerk auf dergleichen Vorwürfe zu richten, wenn ſie nicht davon abgehalten würden.

Es wäre ſehr dienlich, daß ein Vater, der ſeine Kinder wol erziehen wollte, ſie mit verſchiedenen Perſonen von mancherley Ständen, die ſeinem Anſehen gemäs wären, täglich umgehen lieſſe, und nach Verlauf einiger Jahren in ſolchem Umgang, ihnen etwa den Vorſchlag thäte: „ Ihr kennet nunmehr die verſchiedene „ Arten eines Berufs, die euch geziemen kön„ nen; erwählet daraus einen, welcher euch „ der angenehmſte, und der ſich am meiſten auf „ eure Neigung beziehet. Es ſey euch ein „ ganzes Jahr vergönnet, um euch zu ent„ ſchlieſen. “ Der Ordensmann würde bey ſolcher Gelegenheit gewiß ſein möglichſtes thun, um junge Leute GOtt zu gewinnen. Ein Kriegsmann würde dagegen ohnfehlbar mit ſeinen Vorſtellungen das Kloſterleben zu überwiegen ſuchen. Dergleichen Streit wäre eben hier beſonders wohl angebracht. Ein junger Menſch würde alle Einwürfe vernehmen, die man von beyden Seiten hervor bringen könnte. Seine Entſchlieſung wird einfolglich dadurch deſto ſtandhafter ausfallen.

So werden junge Leute den Papagayen ähnlich gemacht: ſie geben Töne von ſich und ſprechen Worte aus; ſie begreifen aber dabey nicht, was ſolches alles bedeute. Ein Kind verrichtet Morgens und Abends ſein Gebet zu GOtt, ohne zu wiſſen, in welcher Beziehung es auf GOtt ſtehe. Es ſtellet ſich das allerhöchſte Weſen, als ein vorbildliches entferntes Weſen vor, welches auf uns nur ſo wirke, wie

wie man es zu beſtimmen für gut finde. Es höret die Seele und den Leib nennen, ohne davon eine gründliche Erklärung zu finden, noch eines von dem andern unterſcheiden zu können; es ſiehet ſein Beſtehen ohne es zu empfinden.

Gehen wir von dem väterlichen Hauſe zu öffentlichen Schulen über; ſo ſehen wir leider mit gröſtem Verdruß, daß man ſo wenig in dieſen als in jenem ſein ſelbſt zu genieſen lerne. Ja dieſer Ausdruck, ſein ſelbſt genieſen, mögte wohl den meiſten Lehrmeiſtern ſelbſt ein Räthſel ſeyn. Wie viele ſtrenge Schulfüchſe geben durch ihr finſteres Ausſehen der Seele keinen andern Eindruck, als Verdruß und Furcht. Sie machen die Uebung in Wiſſenſchaften ohnerträglich, anſtatt daß ſie angenehm ſeyn ſollte, wenn ſie das Leſen und Ueberſetzen eines Schriftſtellers zur Strafe auflegen; ſie unterdrucken das Gedächtniß durch vielerley Aufgaben, die ſchwerlich zu vergeſſen ſind; und wenn auf dieſe traurige Uebung gar die Lehre der Weltweisheit folget, ſo erſcheinet ſie unter der Geſtalt einer tyranniſchen Beherrſcherin des Verſtandes. Welch eine Weltweisheit wird hier öfters angebracht! eine unverſtändliche Zänkerey, ein nichtswürdiger Haufen von lächerlichen Fragen, die man gleichwol für die Wahrheit ſelbſt auszugeben keine Scheu trägt. Ein jeder öffentlicher Lehrer empfiehlet ſein Lehrgebäude als das einzige, dem man folgen ſolle; nach Maasgab ſeiner Nei-

gung verpflichtet er ſeine Schüler zu Anhängern des Carteſius oder Neuton; und aus Furcht der Geiſt eines Schülers möge etwa ſeine Freyheit ſuchen, giebt man ihm gewiſſe Aufgaben, die er von Wort zu Wort herſagen muß.

Gewiß ein ſchlechter Schauplatz, um den Verſtand junger Leute zu üben! Man redet mit ihnen die Sprache der Geiſterlehre ſolchergeſtalt, daß ihnen dieſe wundervolle Lehre eckelhaft wird. Man ſtellet ihnen Locke als den Racher der Seelen und ihrer Rechten vor, entweder weil man ihn nie geleſen, oder die Gefahr ſeiner ſinnlichen Weltweisheit nicht kennet. So kommen wir gewöhnlich aus den öffentlichen Schulen ohnerleuchtet, leer von Vernunft, und voll von Worten zurück.

Indeſſen gehet man aus dieſer Schule in die Schule der Welt über, und läſſet ſich in derſelben irrdiſches Getümmel ein. Hat ein junger Menſch das Glück einen weiſen Hofmeiſter anzutreffen, der die Ueberlegung mit der Gabe des Umgangs zu vereinigen weis, dabey aber weder ſpielen noch tanzen kann; ſo wird er als ein ſchwaches Werkzeug angeſehen. Es muß ein Hofmeiſter ſeyn, der öffentliche Tänze, Schau- und Singſpiele, feyerliche Mahlzeiten und dergleichen liebet; der Ehrgeiz anpreiſet, den Groſen ſchmeichelt, nach Hoheit und Würden ſtrebet, ſich mit Zierlichkeit aufputzet; der in allem unwiſſend, ausgenommen in der Weiſe, mit einer eigenſinnigen ſchwachen Weibsperſon

umzugehen. So muß dieſer würdige Menſch entweder beſchaffen ſeyn, oder man verfällt gar auf der andern Seite in gegentheilige Ausſchweifung, und beſtellet durch die Folgen einer übel eingerichteten Andacht, einen ſtrengen Schulfuchs zum Hofmeiſter, der anſtatt das Zutrauen der Jugend zu gewinnen, ſie ſcheu und verzagt machet.

Man findet leider häufige von dergleichen Art, die durch vieles Zureden und Vorſtellen ihre Untergebene zu Heuchlern, wie ſie gewöhnlich ſelbſt ſind, und die Religion auf immer verhaßt machen. Junge Leute, den man ſtets vorprediget, und die man mit allzu groſer Behutſamkeit und Strenge bewachet, ſind weit mehr der Verführung unterworfen als andere. Man muß in ihrer Erziehung eine gewiſſe Geſchicklichkeit anwenden, die ſie glauben macht, man beobachte ſie am wenigſten, wenn man ſie am wenigſten aus den Augen läſſet. Die meiſten Eltern gehen in dieſem Stück thörigt zu Werk: theils erkennen ſie den Werth des Hofmeiſters bey ihren Kindern nicht; viele unterhalten ſich mit ihnen hauptſächlich in Mittelung ihrer ſeltſamen Denkungsarten, beunruhigen ſie ohne Urſache, und nöthigen ſie einigermaſen Tirannen ihrer Kinder zu werden; andere ſehen den Hofmeiſter nur als einen ehrbaren Kammerdiener an. Wenn man betrachtet, wie in ganzen Ländern, als Deutſchland und dergleichen, ſo viele Perſonen, die zu Hofmeiſtern gebrauchet werden, ſo wenig geachtet ſind; ſo iſt es zum Erſtaunen.

Mit

Mit Zittern muß er ſich ſehen laſſen, und darf der Tafel nicht beywohnen: gleich als wenn es weniger rühmlich wäre einem jungen Herren zu befehlen, als einige Soldaten unter ſeinem Gehorſam zu haben. Wie thörigt ſind die Menſchen!

Es iſt alſo leicht zu begreifen, was die Jugend, ſo wol unter einem ſchulfüchſigen als flüchtigen, unter einem von den Eltern allzu ſcharf angetriebenen, oder verachteten Hofmeiſter für Fortgang haben könne. Die Seele wird ohnvermerkt in ſolchen Schulen ſo verdorben, daß ſie gleichſam ihre Natur ändert; die Vergnügungen vermengen ſich mit der Beſchäftigung, und der Fleis mit dem Müſiggang in Unordnung; der urſprüngliche Menſch verſchwindet nach gerade, und die Welt ſtellet der Betrachtung eines Weltweiſen nur eine Verſammlung künſtlich verfertigter Menſchen vor, die das Werk einer üblen Auferziehung ſind, und mit der erſten Einrichtung des Schöpfers keine Gleichheit mehr haben. Wir ſind gewöhnlich nicht mehr dieſelbige, die wir ſeyn ſollten, ſondern vielmehr ſeltſame Abdrucke unſerer Eltern und Hofmeiſter.

Wie ſehr muß es die menſchliche Vernunft erniedrigen, daß man ſo mancherley Stufen beſteigen, ſo oft unter andern Meiſtern ſtehen muß, und es dennoch dahin bringet, daß man in ſich ſelbſt verirret, und mehrentheils ſich ſelbſt nicht wieder finden kann! Unſer Verſtand ſcheinet die Wiederholung des Verſtands vieler andern

dern zu ſeyn; wir wiſſen gewöhnlich nicht mehr, als man vor hundert Jahren gewuſt. Die Welt iſt eine Folge nachahmender Geiſter, die uns keinen erfindenden Geiſt zeiget: kaum fängt man an Vernunftſchlüſſe zu machen; ſo wird man von allen Seiten umgeben, entweder von Gauklern, die ſich bemühen uns von der Unterſuchung unſerer ſelbſt abzuhalten, oder von Unwiſſenden, welche die Mittel für den Endzweck anſehen, und deren Ausſehen ſich nur bis an die Gränzen dieſes elenden Lebens erſtrecket.

* * * * * * * * * * * * * * * * *

Siebenzehntes Hauptſtück.

Von den Vorurtheilen.

Nichts fällt dem Menſchen ſchwerer als ſich der Vorurtheile zu entſchlagen. Wenn ſie ſich ſeiner in der Jugend bemächtigen, ſo wachſen ſie mit ihm auf, und begleiten ihn gewöhnlich bis ins Grab. Man findet alte abgelebte Männer, die noch die lächerlichen Erzählungen ihrer Säugammen glauben, bey dem Anblick eines Todtenkörpers ſich entſetzen, ſich aller Orten Geſpenſter vorſtellen, und zur Nachtzeit nicht allein bleiben können. Die Vorurtheile ſind nicht nur beſondern Perſonen eigen, wir finden ganze Völker, die ihrer Ausſchweifung ergeben ſind. Ganz Engelland hat lange Zeit geglaubet, der Papſt ſey der Anti-

chriſt, und man verbrennet alle Jahre ſein Bildniß. Ungarn glaubet noch heutiges Tages an Vampiren. Ein Volk, welches zu benennen vergeblich ſeyn würde, glaubet allen Verſtand allein zu beſitzen. Ganze Schulen ſehen den Malebranche als einen Träumer, den Locke hingegen als den gründlichſten Geiſterlehrer an, obſchon jener der Widerſchall der Wahrheit, und dieſer der Meiſter unglaublicher Sätze iſt.

So bald etwas, ſo uns vorkommt, die Larve der Wahrheit angeleget, und ſich uns in dieſer Geſtalt vorgeſtellet hat, auch ſo von uns angenommen worden; ſo können wir deſſen nicht wieder los werden. Der Geiſt und das Herz haben ſich dazu unterſchrieben; und weil man nicht gerne Unrecht zu haben geſtehet, ſo liebet man ſeinen Fehler, und verharret darin mit Hartnäckigkeit. Das Vorurtheil iſt der Wegweiſer des Urtheils, weil es der Ueberlegung zuvor kommt. Es iſt ohnſtreitig, daß die Uebereilung, ſo wol im Denken als Reden, traurige Folgen habe, und daß ein Weiſer, der ſich vor dieſem zwiefachen Ungemach in Sicherheit ſtellet, den Zunamen eines Glücklichen verdiene. Er wendet ſeine Zunge hin und her bevor er ſich in Geſpräche einläſſet; er berathſchlaget ſich mit ſeinen innerſten Sinnen, bevor er ſeine Meinung ſagt. Er hat gelernet, daß die Natur ihre Larve, die Wiſſenſchaft ihre Dunkelheit, die Welt ihre Kunſtgriffe, das Verdienſt ſeine Feinde habe, gefolglich entſchlieſet und erkläret er ſich nicht ohne vorhergegangenes

gangenes gründliches Nachdenken. Er ziehet von jedem Vorwurf die auswendige Schale ab, und ſiehet, daß es thörigt ſey, bey dem erſten Anblick zu beurtheilen. Und wie würde es ſtehen, wenn wir nur allein mit unſern Augen zu Rath gingen, und alles ſo zu ſeyn glaubten, wie wir es anſehen; die Sonne würde ſich umwenden, die Erde ohnbeweglich bleiben; der Mond würde gröſer ſeyn dann die Sterne; die Farben würden aus den Vorwürfen entſtehen, und die Hitze aus dem Feuer; die Thiere würden Seelen haben; die Fäulniß würde Ungeziefer erzeugen; eine Perſon von ſchöner Geſtalt wurde vielen Verſtand beſitzen; der gröſte Theil der Menſchen würde aufrichtig, und die in Aemtern ſtehen rechtſchaffen ſeyn.

So betrieget man ſich, wenn man nicht ſein ſelbſt genieſet, und nur an der Oberfläche aller Vorwürfe hangen bleibt: mit welchem gröſten Erſtaunen muß man aber nicht wahrnehmen, daß es noch ſolche Menſchen giebt, welche die unwiderſtreitliche Wahrheiten der göttlichen Offenbahrung noch unter die Vorurtheile rechnen? ſie ſind thörigt genug nur zu glauben, ein Chriſoſtomus und Auguſtinus ſeyen von aller Vernunft und Weltweisheit entblöſet geweſen; daß der Geiſt des Menſchen nicht körperlich, und daß er unſterblich ſey, zählen ſie unter die Irrthümer der Einbildung; unſere heilige Religion ſchätzen ſie für eine menſchliche Erfindung; heiſet das nicht ſeine Seele erſticken, und die Beſchaffenheit der kriechenden und vierfüſigen

Thiere

Thiere annehmen, wenn man in ſolche Ausſchweifung verfällt? Ja dergleichen Leute machen ſich wirklich den Thieren ähnlich, wenn ſie mit einem entſcheidenden und vergnügten Tone bekannt machen, der Menſch ſey von einer Auſter oder Schnecke in nichts unterſchieden. Man wird ſich noch viel mehr verwundern, wenn man weis, daß diejenigen, die alles ein Vorurtheil zu ſeyn behaupten, um auch die Religion in einen ſo allgemeinen Satz mit einzuſchlieſen, entweder Kriegsleute ſind, die niemals ein Buch eingeſehen, oder Kaufleute, die nur Wechſelbriefe und ihre Schuldbücher leſen.

Die Wahrheit erfordert Unterſuchung, und die meiſten Menſchen lieben ein gemächliches faules Leben; man genüget ſich lieber an ſeinen Sinnen und bleibet in einem Abgrund von Zweifeln und Ungewißheiten vergraben, als daß man die Wolken der Leidenſchaften und Vorurtheile durchſtechen ſollte. Man empfindet wohl, daß man ſein ſelbſt nicht genieſet; man genieſet aber des Vergnügens, der Ehre und der Beluſtigungen dieſer Welt, und dadurch ſcheinet man wegen der Unwiſſenheit, darin man lebet, hinlänglich ſchadlos geſtellet zu ſeyn.

Wollen wir uns von den Sinnen losmachen, und unſere Seele gleichſam ganz nackend darſtellen; ſo werden wir bald in uns den Strahl eines Lichtes gewahr werden, welches uns die Wahrheit ſo ſchön, ſo lieblich, ſo einnehmend vorſtellen wird, daß wir es uns ſelbſt zur Schande rechnen müſſen, ſie nicht zu kennen. Je mehr

wir uns derſelben nähern, je mehr werden wir ſpüren, daß wir unſerer ſelbſt genieſen. Alles, was Verſtellung, Irrthum und Vorurtheil heiſet, wird uns in Schrecken ſetzen. Wir werden erkennen, daß wir dürftige, verwieſene und blinde Menſchen ſind, wenn wir dem Strom der Meinungen nachhangen, welche die Welt glaubet und verehret.

Achtzehntes Hauptſtück.

Von den Wiſſenſchaften.

So erhaben uns die Wiſſenſchaften vorkommen, ſo müſſen ſie doch ſo ausnehmend preiswürdig nicht ſeyn, weil die ewige Weisheit in ihren Unterweiſungen uns davon nichts vorſchreibet. Sie gehet die Welt mit allen ihren Wortſtreiten vorbey, und gebietet uns, nur GOtt und den Nächſten zu lieben. Wer dieſe gedoppelte Pflicht erfüllet, iſt den Gelehrten, die den Lauf der Geſtirne und Erzeugung der Erze beobachten, weit vorzuziehen, Die Wiſſenſchaft macht aufgeblaſen, die Liebe erbauet; und wo wir nicht täglich unſer vermeintes Wiſſen ablegen und die Einfalt der Kinder anziehen, ſo ſind wir nur tönende Schellen.

Man geſtatte ſeinem Verſtand alle mögliche Freyheit, man befleiſige ſich auf die ſeltſamſte

ſamſte und nützlichſte Erfahrungen; man wende ganze Nächte an, zur Erlernung der alten und neuen Weltweisheit; ſo wird der ganze daraus entſpringende Nutzen ſeyn, daß man ſo viel lernet, um überzeugt zu ſeyn, daß man nichts wiſſe, und daß der Geiſt des Menſchen, wenn er ſich ſchon gleich einem ungeſtümen Meere erhoben, doch ſeine Gränzen habe, darin er ſtill ſtehen müſſe.

Descartes hat gewiß die Welt erleuchtet, und Newton die Weltweisheit in beſſeren Stand gebracht; und was war dem ohngeachtet ihre Wiſſenſchaft in Vergleichung der Wahrheit? Der eine mit ſeinem Körperlehrer, der andere mit ſeiner anziehenden Kraft, haben uns nur an ſchönen Muthmaſungen bereichert. Die Alten waren mit ihren verborgenen Urſachen mehr oder weniger dunkeler, und unſere Bücherſäle ſind voll von Irrthümer des menſchlichen Verſtandes. Ein Jahrhundert ſtreitet wider das andere, und eines widerſpricht dem andern. Was heute ein Streit heiſet, wird morgen zum Grundſatz. Der Umlauf der Zeiten bringet uns ſtündlich neue Meinungen hervor, deren eine mit einer unbegreiflichen Behendigkeit der andern folget, und von den vorhergehenden bleibet kaum ein leeres Andenken mehr übrig. Man vergißt, nach Verflieſung einer kurzen Zeit, derer Bücher und Schriftſteller, die man erſt für unſterblich gehalten. Eine Wiſſenſchaft, die für ohnfehlbar angenommen wurde, verlieret ſich unter der Thorheit des menſchlichen Geſchlechts.

Es bedarf nur ein gemeines Anſchauen des Sternenhimmels, um einen Sternſeher zu verwirren; eine einfältige Betrachtung eines Stücklein Brods, welches wir zu uns nehmen und ſo viele Wunder in uns wirket, um den geſchickteſten Meiſter in der Zergliederungskunſt zu unterbrechen. Wer, und wo ſind wir? was thun wir? und wie wandeln wir? wir ſind uns ſelbſt wahre Räthſel, welche in der Welt, die ſich nur auf ſeltſame Erdichtungen befleiſiget, ins verborgene verwieſen ſind. Wir kehren dem uns eingeſchaffenen Lichte den Rücken zu, und verwenden unſere Zeit ein Sandkorn wahrzunehmen, ein Ungeziefer zu zerlegen, und wollen demnächſt bey dieſen Kleinigkeiten für Weiſen und Lehrer angeſehen werden. Wir bringen unſer Leben zu, ein Wort vor das andere in abgemeſſenem Tone zu ſetzen, und nennen es Dichtkunſt; wir ſchämen uns nicht bey ſolcher ſchwachen Verrichtung unſere Stimme zu erheben, und unſere Lehre mit hochtrabenden Schritten zu begleiten. Wir ſchwache und ohnmächtige Geſchöpfe ſollten einſehen, daß wir nur ſtammeln, und daß alle unſere Erkenntniß auſer der Erkenntniß GOttes und unſerer ſelbſt nur ein Stolz ſey, mit dem Namen einer Lehre oder Weltweisheit gezieret; daß wir fruchtbar in Grundſätzen ſind, und doch nur muthmaſen können; und daß die Wiſſenſchaften, die wir zur Reife gediehen zu ſeyn glauben, vielleicht nur noch in ihrer erſten Blüte ſtehen, in Anſehung der Entdeckungen, die noch in der Folge der Zeit gemacht werden.

So kann unſer vermeintes Wiſſen erkläret werden: alles was die Erkenntniß dieſer Welt, dieſes kleinen Körpers, in ſich enthält, wenn es noch ſo deutlich erwieſen, wird demjenigen, der ſeines Weſens genieſet, doch nur als eine eitele Erdichtung vorkommen. Man verberge ſeine Unwiſſenheit unter dem Schatten eines groſen Bücherbandes; man unterſtütze ſein Wiſſen mit den herrlichſten Ferngläſern; man prange mit Erfindung der Werkzeuge die Luft zu pumpen, oder Töne zu geben; man erſcheine mit einem Vergröſerungsglas und Winkelmas in der Hand; ſo wird es doch immer wahr bleiben, daß all unſer Fleis und Erfindung öfters nur Spielwerk iſt, womit man den Kindern die Zeit verkürzen könnte; dienet es nicht zur Erniedrigung der Gelehrten, wenn ſie ſehen, daß kürzlich eine hohe Schule ein Werk bekannt gemacht, darin man darthun will, daß die Wiſſenſchaften dem menſchlichen Geſchlecht eher ſchädlich als nützlich geweſen? Wir wollen keineswegs einem ſolchen Urtheil Beyfall geben, deſſen ganze Würde nur in ſeiner Seltſamkeit beſtehet; inzwiſchen aber erfolget doch hieraus, daß unſere Wiſſenſchaften, ſo herrlich ſie uns ſcheinen, öfters gefährlich ſind.

Die Welt iſt voll von Gezänken; die unverwerflichſten Glaubenswahrheiten ſind in Streitſätze verwandelt, die ſtärkſten Beweiſe in Reimgedichte verkleidet, ja der Menſch ſelbſt entartet, vernichtiget, und für eine Pflanze oder Gebäude erkläret; und dieſes alles beweiſet uns, daß ein

Gelehrter wol Urſache habe, mit Zittern auf ſeiner Hut zu ſeyn: Eine Meinung findet tauſend Widerleger. Was dieſer fur wahr hält erkläret jener für falſch. Unſere Schulen ſind ein unbeſchreiblicher Irrgarten. Eine kleine Entfernung von Zeit uud Ort ſtöſet ein Gebäude um, welches unbeweglich ſchiene. Ohngeachtet aller dieſer Ungewißheiten, müſſen wir die Wiſſenſchaften doch lieben, und uns in denſelben befleiſigen: denn, je mehr man weis, je mehr erkennet man ſeine Schwachheit; da überdas, die Wiſſenſchaften mit vielem Fleis und Mühe hervorgebracht werden, ſo ziehen ſie uns von ſinnlichem Vergnügen ab, und erinnern uns öfters an GOtt, von dem ſie in uns abflieſen. In Ihm allein wohnet die Fülle aller Wiſſenſchaften; in unſerm Verſtand werden ſie durch Vorſtellungen gebildet, und in unſerm Fleis und Bemühung knieſen wir ihre Früchte.

Wie viele thörigte Meinungen aber laſſen ſich anſtatt der Wiſſenſchaften verehren; wie viele Irrthümer erſcheinen auf unſerm Schauplatz, die ſich mit den Namen der Weltweisheit und Gelehrſamkeit zieren. Ein ſicherer Schriftſteller hat uns davon eine deutliche Erzählung vor Augen geſtellet (1). Seit ſechs tauſend Jahren her, wühlet man unter den Steinen, und wälzet ſie vergeblich um; man durchgrabet alte eingefallene Gebäude, um Schätze zu ſuchen, und man kann keine finden. Dieſe Unterſuchungen beſchäftigen den Menſchen zu ſeinem

(1) La Charlatanerie des Savans par Mr. Menken.

ſeinem weit gröſeren Vergnügen, als die Erkenntniß der ewigen Wahrheiten. Man findet an falſchen Vorſpiegelungen, die in unſerer Einbildung erzeuget werden, mehr weſentliches als an der nöthigen und ohnbeweglichen Vorſtellungen den allgemeinen Schlüſſen des Verſtands. Die meiſten Lehrgebäude der Weltweiſen, ſind liebliche Geſpenſter, die uns verführen, die aber verſchwinden wenn wir ſie unterſuchen und am hellen Tage betrachten wollen. Man redet nur von der Natur, und nur die Natur will man kennen; da doch die Natur ohne die Gottheit nur ein leeres Wort iſt, welches von ſich ſelbſt nichts wirket noch bedeutet.

Wir können demnach urtheilen, ob dasjenige was man Wiſſenſchaft nennet, ein Vorwurf der Eitelkeit ſeyn dürfe, und ob einige mehr oder wenigere Worte, welche die Menſchen mit Nachdruck ausſprechen, einen Weiſen, der ſein ſelbſt genieſet, einnehmen können. Wird er nicht den Stolz unſerer Weltweiſen mit Mitleiden anſehen; wird er ſich nicht ſelbſt rühmen, daß er ohne Bücher und Meiſter ein Mittel gefunden, ſich in der Schule ſeiner eigenen Seele gründlich zu unterweiſen. Obſchon er die Wiſſenſchaften ehret und ſich darauf befleiſiget, als auf Mittel die zu GOtt führen; ſo iſt er doch dabey überzeuget, daß wenn man denenſelben zuſehr oblieget, die geſunde Vernunft geſchwächet und öfters entſtellt wird. Man könnte hierin die Türken anführen, bey denen man die Spuren einer deſto geſetz-

teren Vernunft antrift, weil dieſelbe nichts auſer ſich entlehnet, ſondern in ſich ſelbſt hervorziehet. Durch vieles Leſen unordentlicher Sätze verwirret man ſeine Gemüthsbilder und geſellet ſich zu dem zweifelnden Anhang des Pyrrhus. Die Wiſſenſchaft iſt gefährlich, wenn ſie ihre Gränzen überſchreitet. Sie lauft von einem Weltende zum andern fort, ihren Gift auszuſäen, und viele zu bekehren, die gleich den Kindern Noah thörigterweiſe an den Himmel ſteigen wollen.

Neunzehntes Hauptſtück.

Von der Gottesgelehrtheit.

Kann man wol glauben, daß eine ſo ohnfehlbare Wiſſenſchaft, als die Gottesgelehrtheit, den Menſchen zur Rührung ihrer Leidenſchaften dienen könnte? es iſt indeſſen nur zu gewiß; und ohngeachtet der Wahrheit der Glaubenslehre und der Heiligkeit ſicherer Grundſätzen, mißbrauchet man derſelben ohnendlich. Haß, Streit und Mißgunſt verkleiden die Gottesgelehrtheit in eine Art von Widerſprüchen, ſo, daß man die Würdigkeit nicht mehr finden kann, die dieſe vortreffliche Wiſſenſchaft zieret. Die Geiſter erhitzen ſich, und erheben entweder unnütze oder lächerliche Fragen; ſie ſind Urſach, daß die groſen und herrlichen Beweiſe unſerer heiligen Religion ohnvermerkt verſchwinden. Sie überſchwemmen

men dieſe Wiſſenſchaft mit ihren Leidenſchaften, die dieſe doch verwirft, und die, an ſich ſelbſt einfältig und aufrichtig, nur erhabene Dinge lehret. Man fängt an mit der Vertheidigung der Sache GOttes, und behauptet im Verfolg ſeine eigene. Die Wahrheit verſchwindet, und die Hartnäckigkeit kommt an ihre Stelle, und läſſet ſich als ein Evangelium verehren.

Wenn wir die Geſchichtsbücher der Kirche aufſchlagen, ſo finden wir faſt auf allen Blättern traurige Beyſpiele ſolcher grauſamen Wortgezänke, die, unter dem Vorwand der Religion vorzuſtehen, ſie verfolgen, zerreiſſen und läſtern. Die Trennungen und Ketzereyen haben nie ermangelt, die Gottesgelehrtheit zur Gegenwehr zu ergreifen, als den Wall, welcher ſie in Sicherheit ſtellte: doch um dieſes zu beweiſen haben wir nicht nöthig auſer unſerer Kirche zu gehen; wir wiſſen ja, wie ehemals die ganze Schule des Scoti ſich zum Ruhm rechnete, der Lehre des heiligen Thomas zu widerſprechen; und haben wir nicht einen Molina ſich in jüngern Zeiten als den Widerſacher der Wahrheiten aufwerfen ſehen, die der groſe Auguſtinus verfochte. Sind unſere Sätze nicht täglich die Quellen des Streits, als wäre die Religion uns nur zum Zeitvertreib unſerer Leidenſchaften und zur Vermeidung des Müſſiggangs gegeben? Die Unſinnigkeit, die ſo viele Städte in die Aſche geleget, welche die Seele eines ohnerhörten Bündniſſes unter den Franzoſen war, die in dem verwichenen Jahr-

hundert das heilige Abendmahl denen mit Gewalt aufdrunge, die es nicht begehrten, und in unſern Tagen ſolches denjenigen weigert, die es verlangen: dieſe Unſinnigkeit entſpringet blos aus dem perſönlichen Haß der Gottesgelehrten; und man kann mit Recht ſagen, daß die geiſtliche Kriege weit gefährlicher ſind als die weltliche Feldſchlachten: der Gottesgelehrte erſtrecket ſeinen Haß weit über dieſes Leben hinaus, und verdammet ohne Barmherzigkeit alle diejenige, die ſeinen Sätzen nicht beypflichten. Was ſind die Folgen davon anders, als daß man die Gewiſſen erſchrecket, den Glauben der Einfältigen erſchüttert, und einer Menge ſo genannter Freygeiſter als traurigen Zeugen der Zänkereyen unſerer Lehrer, den Weg bahnet, und noch mehreren Anlaß giebt zu ſpotten, und gar nichts mehr zu glauben.

So herrlich die Gottesgelehrtheit auch ſeyn mag, ſo iſt ſie ſolchemnach nicht hinlänglich, uns den Genuß unſerer ſelbſt, und die Unterdruckung der Vorurtheile zu lehren; wo man nicht dabey Sorge trägt, ſich aller Eitelkeit, alles Neides, und allzu groſer Neugierigkeit zu entſchlagen: ſo findet man auch mitten in dieſer Erbauung Steine des Anſtoſes und Aergerniſſes; und man kann ſich nicht befremden laſſen, daß ſo viele gegen die Gottesgelehrtheit ſchreyen und ſie lächerlich machen. Sie haben nur obenhin ein mit Zankſchriften und Beſchreibungen bewachſenes, und durch Leidenſchaften ganz entfleiſchtes Gerippe geſehen; und

haben ſolches einfältiglich für diejenige Wiſſenſchaft gehalten, die ſo wol Göttlich in ſich ſelbſt, als in ihrem Urſprung und Entzweck iſt, und allen denen, die ſie kennen, erhabene und erleuchtete Wahrheiten darbietet.

Lächerliche Sätze und überflüſſige Fragen geben gewiß von der Gottesgelehrtheit keine allzu gute Vorſtellung; man ſollte ſolche unterdrucken und als Irrthümer der Einbildung und Thorheiten des menſchlichen Verſtands verbieten. Daß unſere Schwachheit in Vorwürfen der Naturkündigung und Geſchicklichkeiten ſich übe, oder ſeltſame Lufterſcheinungen den Gelehrten zum Anlaß einiger Wortſtreite geben, iſt uns von GOtt ſelbſt erlaubet; daß man aber in einen Streitſatz bringe, ob ein GOtt ſey oder nicht? ob die Religion ein Betrug oder Wahrheit ſey? giebt Gelegenheit den Verſtand junger Leute vielmehr zu verderben, als ſie rechtmäſig zu üben. Und wie ſoll GOtt, deſſen dreymal heiliger Name uns durch ſeinen Glanz und Herrlichkeit zu Boden ſtürzen kann, dem Gezänk der Schulen, dem Zeitvertreib des Verſtandes zum Stoffe dienen?

Ohngeachtet aller Mißbräuche dieſer Wiſſenſchaft, beſtehet ſie dennoch, und wird ferner jederzeit in aller Lauterkeit beſtehen; ſie iſt der Götterſpruch der Kirche, welche die Wahrheit ohnfehlbar lehret. Die Schulen, in welchen die tomiſtiſche Lehre blühet, können unſre Unglaubigen überzeugen, daß die Gottesgelehrtheit keiner Worte bedarf, um ſich zu erhalten.

Es iſt unleugbar, daß, ſeitdem die Zwiſtigkeiten des dreyzehnten Jahrhunderts ſich in der Kirche ausgebreitet, man alle Tage ſolche Fragen aufkommen ſiehet, die der Religion ohngeziemend ſind. Die Wiſſenſchaft, von GOtt, iſt zu einer noch geringeren als menſchlichen Wiſſenſchaft gediehen; und dieſes Uebel wird täglich noch mehr um ſich greifen, wenn man den Schulen die bisherige Freyheit, in einer ſo wichtigen Sache als die Gottesgelehrheit, noch fernerhin geſtattet. Wenn über die Gnade und die Zuvorbeſtimmung nur einerley Sprache und Unterweiſung wäre geführet worden, ſo würde alles Gezänke bald aufgehöret haben.

Wenn ein Gottesgelehrter ſeiner ſelbſt genieſet, ſo ſchöpfet er aus der Urquelle; er iſt weder Kephiſch noch Apolliſch, ſondern Chriſtiſch, nach Anweiſung des heiligen Apoſtels Pauli (1). Er folget der Ueberlieferung; er unterſcheidet die **Lehre** von der **Unterweiſung**, und den **Glauben** von einem andächtigen **für wahr halten**; er nimmt die Sprache der Kirchenväter an; er redet und denket, wie jene; er weis, daß die in der Religion neu aufkommende Meinungen gefährlich ſind, daß die wahre Gottesgelehrtheit alt und ohnveränderlich ſeyn müſſe. Da GOtt, der geſtern, heute und in alle Ewigkeit, nicht nach dem Ort und den Umſtänden verändert werden kann; und man nur dasjenige lehren ſoll, was von je her geglaubet worden.

(1) 1. Corinth. 1. v. 12.

Zwan-

Zwanzigſtes Hauptſtück.
Von der Geiſterlehre.

Da die Abſicht der Geiſterlehre eigentlich auf die Erkenntniß GOttes und unſrer ſelbſt gerichtet iſt, und ihre Stelle zwiſchen dem Himmel und uns einnimmt; ſo wieget ſie in einer Waage die Rechte des Schöpfers, und die Pflichten des Geſchöpfs gegen einander, um uns zu lehren, daß wir GOtt geben was GOttes iſt, und uns was unſer iſt. Sie erhebet ſich über die Geſtirne, vergißt die Welt, und betrachtet nur Geiſter; ſie ſchwinget ſich zu dem empor, der ihr Urſprung und Licht iſt. Indeſſen mag es erlaubt ſeyn zu ſagen, daß nichts ſo ſehr mißbraucht werde, als die Geiſterlehre.

Hier bedienet ſich Locke derſelben, um das Reich der Sinnen aufzurichten; dort brauchet ſie Leibnitz, um den Proben einer ſeltſamen Einbildung Verehrung zuzuziehen; diejenigen, die man der Geiſterlehre am gründlichſten kundig zu ſeyn glaubet, ſind Menſchen, die nur am Auswendigen bleiben, und diejenigen, ſo ſie am beſten wiſſen, ſind Träumer. So urtheilet man von der Geiſterlehre: und dieſe Wiſſenſchaft iſt faſt gänzlich verlaſſen, oder der Unwiſſenheit einiger Unverſtändigen preis gegeben, die ſie entkräften und verſtellen, ſie iſt

nur noch ein Todtengerippe in den hohen Schulen ſelbſt, wo man ſie zu kennen und zu lehren glaubet.

Descartes war der Wiederherſteller der wahren Geiſterlehre; und indem er uns die Heldengeſchichte der Natur mittheilet, giebt er uns zugleich die Geſchichte der Seele; nachdem aber dieſer Weltweiſe nicht mehr von der neueſten Art war, ſo glaubte man, ſeine Lehre müſſe auch verworfen werden. Malebranche, der unſchätzbare Schriftſteller, bemühete ſich den Geiſt des Descartes wieder zu beleben, zu verbeſſern und auszuzieren; allein die Sinnen erhielten die Oberhand; und da eben die Seele den Sieg zu erhalten ſchien, ſo fiel ſie wieder in Vergeſſenheit. Die Schulen gaben zwar bey der erſten Einſicht ſeiner Lehre vollkommenen Beyfall; allein, daß man ſtets auf GOtt zurück ſehen, und alles in ſeinem Weſen betrachten mußte, benahm den ſinnlichen Weltweiſen den Muth, und war ihnen beſchwerlich. Sie wendeten ſich lieber zu Locke, der in ſeiner Vorſtellung von der menſchlichen Empfindung, welche er Verſtand nennete, dem körperlichen Weſen alle Kraft zuſchreibet, und es für vermögend hält zu denken. Sie merkten die Widerſprüche dieſes engliſchen Weltweiſen nicht, ſo ſehr waren ſie von der wiederaufkommenden Ehre der Körperlehre eingenommen.

Niemals aber iſt es mehr an Tage gekommen, wie ſehr die Menſchen dem körper-

lichen zugeneigt ſind, als da Berckeley, ein engliſcher Biſchoff, die ganze Welt geiſtlich machte. Ein jeder zitterte für Furcht einen Körper zu verlieren, der ſein Abgott war; man las mit Murren und Verzweifelung, daß man den Menſchen desjenigen Weſens berauben wollte ſo ihm am meiſten am Herzen liegt. Es ſchiene ſchon alles verlohren zu ſeyn; nicht ſo wol aus Urſache der traurigen Gefolgen eines ſolchen Lehrgebäudes, ſondern in Anſehung des körperlichen, welches geſtürzet, und zernichtiget zu werden, Gefahr lief. Iſt es möglich, daß ein elender Körper unſerer Vernunft ſo viel Schaden zufüge? Der Körper iſt es ohne Zweifel, der uns verhindert, uns der Geiſterlehre zu ergeben, und uns dieſelbe, als eine ſchwache Bemühung unſerer Einbildung anſehen läßt. Man denke indeſſen auf welche Art man will, ſo muß man jederzeit zu dieſer Wiſſenſchaft zurück kehren, wenn man ſein ſelbſt genieſen will. Ihre Urquelle lebet in dem Grund unſerer Seelen und ſuchet alle unſere Unternehmungen zu erleuchten. Wenn wir die Uebung unſerer Sinnen unterbrechen, ſo werden wir ſolches bald gewahr werden. Es gehöret ein anhaltender Fleis und viele Meiſter dazu, um zur Erkenntniß der Wiſſenſchaften zu gelangen. Die Geiſterlehre aber bedarf nur unſerer Seelen; dieſe lehret ihr durch Hülfe der Ueberlegung, alles was erhaben und hellleuchtend genennt werden mag.

GOtt iſt unſerer Seele vertrauter als ſie ſich ſelbſten iſt: er wirket in uns ohnaufhörlich nach der wahren Geiſterlehre, doch ſo, daß alle unſere Empfindungen blos aus der Wirkſamkeit der göttlichen Vorſtellungen herkommen; denn wir müſſen uns nicht einbilden, daß unſere Seele nach Maasgabe ihrer Vereinigung mit dem Leib, ſich ſelbſt alle Begierden und Gedanken verſchaffen könne, welche ſie will. Unſere Begierden und Gedanken ſind ſo viele Weſen, die ein Geſchöpf nicht erſchaffen kann; die einen allwiſſenden und allmächtigen Geiſt unterſtellen, welcher im Stande iſt, alles dasjenige in uns hervorzubringen, was ihm gefällt. Wenn man von dieſen wichtigen Wahrheiten recht überzeugt wäre, ſo würde man in der Geiſterlehre eine himmliſche Unterweiſung finden, und man würde ſich ſchämen, wenn man ſie nicht vor allen andern Wiſſenſchaften vorzüglich annähme.

Der wahrhaftige Genuß unſerer ſelbſt beſtehet darin, daß wir GOttes genieſen; dann wohnet GOtt, unſer Leben und Seligkeit, in uns auf eine ſolche Weiſe, die alle unſere Fähigkeit einnimmt. Die wohl eingerichtete Geiſterlehre verhilft uns zu dieſem unſchätzbaren Gut. Sie verſtopfet unſere Sinnen, damit unſere Aufmerkſamkeit allein auf die Wahrheit gerichtet ſey; dann ſpüren wir, daß der urſprüngliche Menſch wieder in uns gebohren werde, und der entlehnte aus Leidenſchaften gebildete Menſch ſich verberge und verſchwinde. Wer gleich

alle Bücher durchginge und alle Lehrer um Rath fragte, würde in einer ſolchen Unternehmung nicht auskommen; weil dergleichen Vorwürfe zu uns nicht anders als durch Hülfe der Sinnen gelangen, die einigermaſen körperlich werden und ſich verfälſchen: da hingegen die Seele ſich ſelbſt zum Unterweiſer dienet, und ganz geiſtliche Gedanken hat, welche mit GOtt weit mehr übereinſtimmen.

Wenn man nur recht einſähe, wie ſehr die Geiſterlehre den Menſchen erleuchtet und befriediget; ſo würde gewiß ein jeder dieſer Wiſſenſchaft nachhängen. Dieſe Wiſſenſchaft iſt die fleiſige Ergründung der Seelen. Die Seele vergnüget ſich an dieſer Uebung, und belohnet einen jeden, der in ſich ſelbſt zurück gehet, mit innerlichem Licht und Zufriedenheit. Malebranche fand mehr Vergnügen derer Strahlen ſeines Geiſtes zu genieſen als der Sonnen Strahlen; einſam mit ſich ſelbſt, mit Augen die dem Tag verſchloſſen, ſchöpfte er aus dem Grund ſeines Herzens Glückſeligkeit und Licht, die deſto reiner waren, weil ſie auf die Sinnen keine Beziehung hatten. Er ſchiene ohnermeßlich zu werden, nach gerade er ſich dem höchſten ohnendlichen Weſen näherte und in ſeinen Begierden und Gedanken deſſen Wirkung verſpürte. Er ließ die Vorurtheile verſtummen; und indem er den ganzen Geſichtskreis ſeiner Seelen entdeckte, lehrete er den Geiſterlehrern, daß ſie die Thaten und Zeichen ihrer Vernunft anhören, und dieſe vor

die wahre Dollmetſcher der Geiſtlichkeit der Vernunft annehmen ſollten. So iſt dieſer unvergleichliche Name aus den dickſten Wolken, die den Schulen in Anſehung der Seele ein Anſtos waren, hervor geſtiegen, um unſere Finſterniſſe aufzulöſen, und uns von der Welt und unſeren eigenen Leibern abzuweiſen.

Nie hat man die Geiſterlehre mehr verhandelt, als in dieſem Jahrhundert, und nie hat man die wahre Geiſterlehre weniger gekannt, als in demſelben. So bald man ein Werk verfaſſet, verlieret man ſich in einem Irrgarten der Auslegungen, Hauptabtheilungen und näheren Abtheilungen. Alles ſoll aufgelöſet, und unſre Sinnen, Leidenſchaften, ja unſer ganzes Weſen vielen Unterſuchungen von mancherley Art unterworfen werden. Man findet in unſern Tagen faſt keine Geiſterlehrer mehr. Mir ſind eigentlich nur der Pater Gerdil, ein Barnabite und öffentlicher Lehrer zu Turin, ſamt dem Abt des Breux (der unter dem Namen de Lignac berühmt iſt) als ſolche bekannt, die mit Recht Geiſterlehrer genennet werden mögen: der eine in ſeiner Widerlegung des Locke und Vertheidigung des Malebranche, der andere in ſeinen Briefen an einen Körperlehrer, legen hellleuchtende Proben ihrer erhabenen Erkenntniß in derſelben ab.

Wir wünſchen nur, daß diejenigen, welche die Lehre von GOtt und unſerer Seelen verachten, und für eine überflüſſige Beſchäftigung erklären, uns nun deutlich ſagten, ob es nützlicher und rühm-

rühmlicher ſey, wenn man lerne viele tauſend Menſchen um ein elendes Stück Land umzubringen, einen Palaſt auf einige Tage zu bauen, ſich an den Ueberbleibſeln vieler Unglücklichen gros zu machen, und Liebes- und Heldengeſchichte in Reimen zu verfaſſen, als daß man daran arbeite, um ſich ſeines ewigen Heils zu verſichern und ſich von den Thieren durch eine erhabene Lebensart zu unterſcheiden. Der Geiſterlehrer, den man für unnütze hält, wird die wichtigſten Stellen beſſer als jemand begleiten, und in weit höherem Grad ein wahrer Held ſeyn, als alle die Prahler, die man uns davor angiebt. Er wird der vortrefflichſte Staatskluge werden: denn da er gelernet hat, ſich ſelbſt zu erkennen, wird er auch andere kennen. Er wird ein guter Kriegsmann ſeyn; er iſt von der Welt und ſeinem eigenen Leibe abgezogen, und wird GOtt und ſeiner Seelen nachhangen. Er wird ein guter Fürſt ſeyn: denn da er es für die gröſte Würde eines Menſchen hält, daß er ein Menſch iſt; ſo wird er ſeine Unterthanen ehren, ſie lieben als ſich ſelbſt, und in allem dahin abzielen, ſie glücklich zu machen. Er wird ein guter Haushälter ſeyn; weil er den Reichthum verachtet, ſo begnüget er ſich mit Nahrung und Kleidung. Er wird ein zärtlicher Freund ſeyn; da er von allen Leidenſchaften und Eigennutz befreyet iſt, welche die Welt in Uneinigkeit verwickeln, ſo wird er ein reines und aufrichtiges Herz haben. Wie bedauernswürdig iſt das Geſchrey unſerer

Freydenker, gegen die Geiſterlehre; ſie verachten ſie, weil ſie von derſelben nicht den geringſten Begriff haben, und einfolglich ihrer ſelbſt nicht genieſen. Wäre unſere Seele eine Blume, oder ein Edelgeſtein, man würde ſie bewundern, und lieben: ſo aber iſt ſie zu geiſtlich, um ſinnliche Menſchen einzunehmen.

Ein und zwanzigſtes Hauptſtück.

Von der Mathematik.

„Ein Menſch, der nur mit ſeinen Augen „ſiehet, ſagt Malebranche, iſt gewiß „in ſeinem eigenen Lande fremd.“ Er bewundert alles und kennet nichts. Wir ſind das Spiel ſinnlicher Vorwürfe, und ſehen die Seele nur an, in Abſicht auf den Leib. Nur die Vernunft verſtellet nichts, und ohne Zweifel ſollte man ſie in der mathematiſchen Wiſſenſchaft antreffen, die durch die Fruchtbarkeit ihrer Beweiſe eine völlige Ueberzeugung zuwege bringt; man irret ſich aber öfters in der Mitte der Wahrheiten ſelbſt. Wie viele der erwehnten Kunſt befliſſene, bey ihrem Punktenmacherey und Winkel und Zirkelnentwerfen, verwirren ihre Seele ſelbſt mit denen Punkten und Aufſätzen die durch die Wirkung ihrer Seelen hervor kommen. Sie wollen die Wiſſenſchaft ſelbſt, der Ausrechnung

und Auflöſung unterwerfen, durch deren Hülfe ſie nur auflöſen und ausrechnen können. Sie wollen, daß dasjenige Weſen welches ihnen zur Erweiſung alles deſſen was beſtehet dienet, ſelbſt nicht ſeyn und beſtehen könne, wenn es ihnen nicht bewieſen wird; ſie behaupten ſo gar, daß alles ſo keiner Länge, Breite und Tiefe fähig, nur eine Erdichtung ſey, und daß alles, ſo nicht nach der Meßkunſt erkläret werden könne, für auſer der Vernunft beſtehend verurtheilet werde.

So verlieret man ſich in dem Körper, zu einer Zeit, da man gänzlich davon entſchlagen zu ſeyn glaubet. Man meinet, daß die Sinnen, um uns zu verführen, nur helle und glänzende Vorwürfe anwendeten; ſie wiſſen aber auch darin mit elenden und öfters unanſehnlich ſcheinenden Punkten zurechte zu kommen. So ſiehet ſich öfters die Seele, die doch allein in der Welt ſich ſelbſt zum Beweiſe dienen kann, der Prüfung der Sinnen unterworfen. Man bringet ſeine Tage dahin mit Linien ziehen, ohne andern Nutzen, als daß man den Zirkel wohl zu führen gelernet. Man findet den Mittelpunkt; man merket den Umfang, und man kann nicht entdecken was eigentlich in und um uns ſey. Die Mathematik ſoll unſern Verſtand zieren, unſere geſunde Vernunft einzurichten, unſer Urtheil herzuſtellen, uns zur genauen Ordnung zu gewöhnen, und zum wahren zu führen; wir lernen ſolche aber gewöhnlich nur, um unſere Finſterniß noch dicker zu ma-

chen, unſere Zweifel zu vermehren, und in die dunkelſte Nacht zu verfallen. Eine jede Wiſſenſchaft hat ihre abgemeſſene Gränzen. GOtt hat in der Welt den Geiſt der Ordnung eingeſetzt, und wer alles unter einander verwirrt, zerſtöret eben dieſe Ordnung. Wer den menſchlichen Leib der Erdbeſchreibung einſchalten wollte, würde eben ſo lächerlich handeln, als wer die Religion den Beweiſen der Feldmeßkunſt unterwirft. Man braucht keine Beweiſe beyzubringen bey demjenigen, ſo man ſchlechterdings für wahr halten muß. Der Glaube kann ſein Weſen nicht verändern und zur Wiſſenſchaft werden. Durch einen Ausſpruch der Sittenlehre wird es nicht zu erweiſen ſtehen, daß die Erdkugel ſich umdrehe, und noch vielweniger iſt dadurch, daß zweymal zwey, vier machen, zu beweiſen daß der Sohn GOttes iſt Menſch geworden.

Malebranche machte einen herrlichen Gebrauch von der Mathematik. Er bedienete ſich derſelben weder um den Himmel auszumeſſen, noch den Viereck eines Zirkels zu ſuchen, noch die immerwährende Bewegung; er wendete ſie vielmehr an, ſich ſelbſt zu meſſen, und das Triebwerk ſeiner Verrichtungen zu unterſuchen. Er entdeckte vollkommen die kleinen Umkreiſe der Körper, und die weite Ausdehnungen der Seelen; und nachdem er unſere Empfindungen und Vorſtellungen völlig aufgelöſet, und unſere Tugenden und Laſter ausgerechnet hatte, ſtellete er den Menſchen ganz natürlich vor, ſo wie er

aus

aus den Händen des Schöpfers gekommen, und wie er zu demſelben wieder zurück kehren ſoll.

Man laſſe die Meßkünſtler ſich in ihrer Arbeit vertiefen, und ihre Aufgaben auflöſen, die keinen andern Urſprung noch Endzweck haben als die Neugierigkeit; man laſſe ſie ſterben, ohne daß ſie weder ſich ſelbſt noch der Welt im geringſten nützlich geweſen; man laſſe ſie ihre Wiſſenſchaft ſelbſt rühmen, und die Geiſterlehre als einen Zeitvertreib der Einbildung anſehen. Ein jeder ſuche ſeine Beſchäftigung nur in ſeiner eigenen Seele, die, um ſich zu ſehen und zu erkennen, keiner Striche noch Punkten noch Zahlen bedarf. So wird man ſeines Weſens weit beſſer genieſen als alle Gelehrten, die weiter von ſich ſelbſt entfernet leben, als von der Welt, welche ſie verlaſſen zu haben ſcheinen. Dadurch wird man nicht beſſer und gröſer, wenn man die Feld- und Winkelmeßkunſt verſtehet; es wäre oft beſſer gar nichts davon zu wiſſen. Wer aber in der Erkenntniß GOttes und ſeines ſelbſten ſich befleiſiget, der verdienet Lob und Ruhm.

Zwey und zwanzigſtes Hauptſtück.

Von der Naturkündigung.

Das Lehrgebäude der Weltweisheit iſt die deutlichſte Probe der Unbeſtändigkeit und Schwachheit des menſchlichen Verſtandes: man nimmt ſolches nicht gerne an, wenn man ſeiner ſelbſt genieſet. Die Welt iſt

ſeit ſechs tauſend Jahren her den Streitſchriften und Grundſätzen preis gegeben; ſie verändert ihren Auftritt von einem Jahrhundert zum andern, und ſtellet uns zuletzt einen unordentlichen Haufen von Zweifeln und Muthmaſungen vor. Der Geiſt aller Lehrgebäude erzeuget eine gewiſſe Art von Entzückung; und wenn man in den Schulen deſſen Betrug erkennet, ſo erhebet ſich der Zweifel, als der Waagbalken der Lehrgebäuden, ſelbſt zum Lehrgebäude, und in dem Fortgang wird es zur allgemeinen Regel. Pythagoras hielt alles für wahr, Pyrrhon alles für zweifelhaft, weil beyde mehr die Weltweiſen, als die Weltweisheit unterſuchten.

In ſo vollkommenen Stand man auch die Naturkündigung gebracht, und ſo ſehr man uns mit heller Stimme zuruft, daß alles erwieſen ſey; ſo werden wir doch nur ein Gewölk gewahr, wenn wir die Urſachen ſuchen und ergründen wollen. So viele nach einander gefolgte Weltweiſen haben uns hintergangen, ſo wie ſie ſelbſt öfters von ihren ſchönen und ſtarken Einbildungen hintergangen worden; es mußten auſerordentliche Kräfte angewendet werden, um etwa zu überzeugen, daß Ariſtoteles ſich öfters geirret: er war der Newton unſerer Väter; welch ein Mittel iſt dieſes, um zu ſagen, daß Newton die Irrthümer für Wahrheit angenommen?

Anſtatt daß wir durch die Nothwendigkeit, darin wir uns befinden, alles durch Vergleichungen zu erörtern, von unſerer Schwachheit über-

überzeuget werden ſollten, ſo wird ſie vielmehr der Grundſatz unſerer Lehrgebäuden. Eine Sache wird uns in Anſehung eines gewiſſen Vorwurfs erwieſen, und wir glauben, daß dieſer Beweis, auf alles, nach unſerem Gefallen angewendet werden könnte. Iſt aber dasjenige, was in Abſicht einer Sache wahr iſt, nicht öfters in Abſicht einer andern ganz falſch? Da alſo die meiſten Lehrgebäude nur auf gewiſſe Beziehungen, die wir uns durch beſondere Einbildungen vorſtellen, gegründet ſind, ſo ſind ſolche gewöhnlich die Früchte einer zur unrechten Zeit und übel angebrachten Beſchäftigung.

Wir breiten uns in alle Länder aus; wir betrachten die Geſtirne, Bergwerke, Pflanzen, Metalle, Blumen und Kräuter; da inzwiſchen in uns ſelbſt aller Glanz der Sternen, die hellen Scheine der Luftzeichen, die köſtlichen Früchte der Erden, die feinſten Gewürze weit vorzüglicher zu finden ſind, als in allen Vorwürfen, die unſere Bewunderung anziehen. Abbadie in ſeinem ſchönen Werk, genannt, die Kunſt ſich ſelbſt zu kennen, ſagt: „Alle Graden der Farbe und des Lichts, wie auch alle „Töne der Zuſammenſtimmung kommen aus „unſerer Seele hervor.“ Sie zieret die Welt ſolchergeſtalt, daß wenn wir nur mehr unſerer ſelbſt genöſen, ſo würden wir ſpüren, daß alle Vollkommenheiten und Schönheiten dieſer ſichtbaren Welt aus unſerm Geiſt hervor ſchieſſen; und ſich hiernächſt vor unſeren Augen verbreiten.

Die Naturkündiger, die nicht zugleich auf die Geiſterlehre ſehen, bilden ſich ein, daß dieſe Welt, der Sammelplatz aller verdorbenen Vorwürfe uns ganz nahe, und GOtt hingegen weit von uns entfernet ſey. Sie denken daran nicht, daß GOtt nothwendig zwiſchen der Welt und uns wirken muß, weil die körperlichen Vorwürfe zu unſeren Gedanken und Empfindungen durch den Weg wirkender Urſachen durchaus nichts beytragen. Sie ſind nur die ſchwache Gelegenheit dazu: die göttliche Allmacht iſt es allein, die in uns Gedanken und Meinungen bey dem uns aufſtoſenden Vorwurf erwecket; die Seele alſo, die ſich in der Flamme erfreuet, an der Sonne ſich blendet, vor dem Blitze erſchrickt, an den Regenbogen ihr Wohlgefallen hat, iſt ein ſelbſtſtändiges, von der ewigen Weisheit erleuchtetes Weſen. Die Naturkündigung des Geiſtes muß jederzeit vor der Naturkündigung des Leibes vorher gehen, wenn man ein wahrer Gelehrter will werden; und es iſt billig, daß wir unſere Seele unterſuchen und auflöſen, da ſie der Schatz aller Schönheiten iſt, die unſere Sinnen beſchäftigen und entzucken. Schwache Augen, die umher leuchten und nur die Oberfläche der Körper ſehen, ſollten ſich nicht den Augen der Weltweiſen gleich ſtellen: allein wir ſind in der Finſterniß; und wenn wir in derſelben gleichſam unſere Augendeckel reiben, ſo erblicken wir etwa einige rothe und weiſe Strahlen, die wir vor das Licht ſelbſt annehmen, und dar-

in beſtehet unſere ganze Entdeckung. Welch ein Vorwurf der Beſtürzung werden wir nicht hierin!

Wir machen uns faſt mehr zu Einwohnern der Planeten, als unſerer ſelbſt; wir gehen dem Sternhimmel näher als unſerer eigenen Seele; wir bringen unſer Leben zu, mit Streiten über ei- einen Trabanten des Saturnus und Jupiters, über die Wiederkunft oder Aufenthalt eines Schwanzſternes; wir handeln hierin als ob unſere Seele zu Grunde geben ſolle, und nicht die Welt, und als ob unſere ganze Glückſeligkeit, und die Wohlfahrt aller Länder lediglich von einer Entdeckung in der Naturkündigung abhinge. Mögten wir unſeres Weſens nur recht genieſen, ſo würden wir gewiß alle die Tage herzlich bereuen, die wir in der Unterſuchung ſo vieler Luftzeichen und dergleichen angewendet, welche doch alle nur geringe Vorwürfe der Neugierigkeit ſind.

Drey und zwanzigſtes Hauptſtück.

Von der Arzneykunſt.

Da der Leib mit der Seele in einer genauen Verbindung ſtehet, ſo gehöret die Erkenntniß ſeines Gebäudes und ſeiner Theilen ohnfehlbar mit zur Erkenntniß unſerer ſelbſt. Man kann ſeines ganzen Weſens nicht genieſen, ohne ſeinen Leib, ſo wol als ſeine Seele

zu beſitzen, und ohne zugleich jenen ſamt dieſer zu ihrem letzten Endzweck zu leiten. Dieſe beyde Theile machen den Menſchen aus. Und wie wollte man anders in einem Leibe leben, der uns durch tauſend Mängel warnet, durch tauſend Lüſte reizet, durch tauſend Empfindungen uns betrübet oder erfreuet; ohne nach ſeiner Bildung zu fragen, ohne ſeine Liſt zu unterſuchen, und ohne ſeine Abſichten zu ergründen. Wie würden wir wiſſen, daß unſere Seele von dem Umlauf unſeres Geblüts abhängt, von der Erſtarrung oder Federkraft der Muskeln, ohne die Urſach und Wirkungen dieſer Bewegung zu ergründen. Wir müſſen Krankheiten zuvor kommen oder ſie heilen; wir müſſen uns nach Mitteln umſehen, die Uebereinſtimmung zwiſchen Leib und Seele zu unterhalten.

Da die Arzeneykunſt zu dieſer Abſicht dienen ſoll, ſo muß man billig ihren rechtmäſigen Gebrauch hochſchätzen. Was iſt herrlicher als daß wir dem Innerſten unſerer ſelbſt Hülfsmittel beybringen können, die unſere Schmerzen lindern; daß wir das Gebäude unſeres Fleiſches wieder herſtellen, wenn es ſcheinet einſtürzen zu wollen; daß wir ſeine Theile wieder beleben, und die Adern und Nerven wieder beveſtigen. Dieß iſt eigentlich das Werk eines Arztes; allein hierbey bleibt man nicht ſtehen; denn durch das häufige ſehen und berühren der Körper, waget man es zu glauben, daß alles körperlich ſey. Wie viele Aerzte, die einen

Todtenkörper zergliedern geſehen, haben geſchloſſen, daß die Seele eine Zuſammenſetzung von Nerven, ein Wiederſchall von Muskeln und Zäſerlein ſey; anſtatt, daß man aus der Unmöglichkeit unſere Seele zu ſehen und zu berühren, vielmehr ſchlieſen ſollte, daß ſie in der That ganz geiſtlich iſt. Scheinet ſie ſchon zu leiden, wenn der Leib krank iſt, und niedergeſchlagen zu ſeyn, wenn es dieſer auch iſt, ſo zeiget dieſes wohl ihre genaue Verbindung und Einigkeit, nicht aber die vermeinte Gleichheit des Weſens.

In ſo weit die Arzneykunſt in ihren Schranken bleibet, iſt ſie vernunftmäſig, nöthig und unſeres Zutrauens würdig; ſo bald ſie ſich aber ſolche Erleuchtungen zueignet die ihr nicht eigen ſind, ſo entartet ſie ſich entweder in Marktſchreyerey oder in übertriebene Streitſucht. Ein Arzt ſollte ſich jederzeit erinnern, daß ſeine Wiſſenſchaft ihre Gränzen habe; und daß dieſelbe von der Unterſuchung der Kräuter und Erzſäften die man ſiehet, zu dem Innerſten des menſchlichen Körpers fortſchreitet, welcher nicht durchſichtig, und deſſen innerliche Krankheiten durch ein gewagtes Errathen öfters geſuchet werden, dahingegen man in andern Wiſſenſchaften nach und nach von geringerer Erkenntniß zu mehrerer gelangen kann. Man muß öfters ein Mittel verſuchen und wagen, und daraus folget, daß die Arzneykunſt manchmal in Anſehung des Leibs ſelbſt auf Muthmaſungen gegründet iſt, obſchon dieſer ihr einiger Vorwurf

wurf ſey; mithin es denſelben nicht wohlanſtändig, von der Seele zu wollen urtheilen, welches ohnehin zu ihrem Gebiete und Amte nicht gehöret. Inzwiſchen wiſſen diejenigen Aerzte, die ihrer ſelbſt genieſen und ſich kennen, die Seele wohl zu unterſcheiden und ihr hellglänzendes Weſen wohl einzuſehen. Ein berühmter Aſtruc, welcher uns erwieſen daß die Seele nicht körperlich, daß ſie unſterblich und in wahrer Freyheit ſey, iſt ein Zeuge davon.

Vier und zwanzigſtes Hauptſtück.

Von der Geſchichte.

Nichts iſt unnützer als die Erkenntniß der Menſchen, wenn ſie nicht dazu dienet, um ſich ſelbſt zu erkennen. Die meiſten haben ſo ſeltſamen Geſchmack, lächerliche Meinung und thörigte Leidenſchaften, daß man öfters beſtürzt werden muß, wenn man ſich ebenfalls in ihre Art verwickelt ſiehet. Die Geſchichte der Welt iſt keine Schilderey, die eben der Menſchlichkeit ſo groſe Ehre macht. Der Menſch erſcheinet darin gewöhnlich in einer heßlichen Farbe. Die Abwechſelungen der Begebenheiten, die einmal die Welt verfinſtert, ein andermal wieder aufheitert, giebt uns deutliche Proben von der Unbeſtändigkeit der hinfälligen Dinge, und von unſere Erbitterung um uns auf anderer Koſten zu vergröſern, zu

wüten, und uns ſelbſt zu verderben. Man ſiehet, wie ſich die Menſchen von allen Zeiten her, als ehrſüchtig, betriegeriſch und wollüſtig öffentlich dargeſtellet. Man findet nur eine geringe Anzahl von Weiſen, von dem groſen Haufen abgeſondert, die ihr Jahrhundert durch beſondere Tugenden oder nützliche Schriften zieren.

Es ſcheinet, als ob alle Bewegungen und Einbildungen der Sterblichen von Anfang der Welt her ſich zuſammen verſchworen, den Genuß seiner ſelbſt zu verhindern. Wer hierin ein Jahrhundert durchlieſet, hat alle überhaupt inne. Die nemliche Begierden, nemliche Vorſchläge und nemliche Thaten in allen gleich: die Leidenſchaften ſind ſtets neue Wiederholungen; und ſo bald ſie ſich geſtoſen, zerfallen oder vernichtiget hatten, ſo bringet ſie der Eigennutz wieder hervor, und läſſet ſie unter neuen Geſtalten erſcheinen. So fruchtbar man in Vorſchlägen, Entdeckungen, Lehrgebäuden und Bosheiten iſt, ſo iſt man doch nicht ohnerſchöpflich. Oft ahmet man, ohne es ſelbſt zu wiſſen, andern, die vorher gegangen, nach. GOtt hat bey Erſchaffung der Welt eine Kette von Menſchen gebildet, deren Glieder einander ähnlich ſind; und obſchon etliche Menſchen ſich als die einzigen ihrer Art und ohnvergleichlich ausgeben, ſo finden ſie doch ihres gleichen.

Die Eigenliebe hat über die Helfte derer Dingen, die wir bewundern, hervor gebracht. Sie hat unſere Staaten gegründet, die mehreſten unſerer Geſetzen angeſtellt, und unſere Gebräuche geſtif-

geſtiftet. Die Wiſſenſchaften ſelbſt haben ihr einen groſen Theil des erhaltenen Anſehens, die Kriege faſt alle Siege zu verdanken. Mögten nur ſolche Vortheile nicht jederzeit zum Nachtheil des Genuſſes unſerer ſelbſt erlangt worden ſeyn; allein leider! es wurde die Stimme der Seele mehrentheils unterdruckt, daß ſolche nicht zu vernehmen war; und der Menſch, obſchon er ein König, ein Geſetzgeber, ein Gelehrter geweſen, hat gewöhnlich ſeine Tage verſtreichen laſſen, ohne ſich zu kennen. Konnte der Menſch, der über den Vorrechten ſeiner Perſon ſo aufgeblaſen, nicht auch derſelben eigenes Einſehen dabey behaupten, und dachte er öfters lieber an nichts, um ſich nur jenes zu entſchlagen? Ja dergleichen finden wir in den Jahren der Unwiſſenheit, und die Geſchichte liefert uns davon vielfältige Beyſpiele, die im Stande ſind uns zu erniedrigen und zu demüthigen.

Fünf und zwanzigſtes Hauptſtück.

Von der Dichtkunſt.

Wer die Dichtkunſt für eine göttliche Sprache ausgiebt, muß zugleich geſtehen, daß ſie ſich gänzlich entartet. Man bedienet ſich der Reimen mehrentheils zur Feyerlichkeit einer weltlichen Liebesgeſchichte, oder dem Hochmuth der Groſen zu ſchmeicheln. Die männliche und erhabene Dichtkunſt, ſo wie ſie in den

Pro-

Propheten hervorleuchtet, hat mit unſern ſchwaches Reimen und kraftloſen Ausdrücken nicht die geringſte Aehnlichkeit. Ob wir uns gleich als die unvergleichlichſten Dichter darſtellen, und unſere Gedichte mit wohlklingenden prächtigen Worten aufblähen, ſo macht doch die Gottloſigkeit und Ausſchweifung, welche gröſtentheils derſelben Vorwürfe ſind, uns höchſt verachtungswürdig. Man hat der Wahrheit ſelbſt ihre eigene Sprache geraubet und ſolche in den Mund der Lügen und Eitelkeiten geleget; man hat die Laſter mit ſolchen Beſchreibungen ausgezieret, die nur allein den Tugenden angehören; man hat elende Menſchen mit ſolchen Liedern und Lobgeſängen erhoben, die unſre Väter dem ewigen GOtt alleine widmeten:

Wenn die Kunſt zu Dichten, das iſt Schlußreimen zu finden, die Worte wohl anzuordnen, und einen Gedanken in eine gewiſſe Zahl von Sylben einzuſchränken, nicht durch den Anlaß derſelben rühmlich und anſehnlich wird; ſo iſt ſie nur eine gemeine und gefährliche Naturgabe. Man frage einen jeden Weiſen, was er von ſolcher Wiſſenſchaft denke. Der Verfaſſer des **Schauplatzes der Natur** antwortet uns hierauf in ſeinem erſten Theil von der **Geſchichte des Himmels**: „ Wer in dieſer Welt ſich für einen „ Mann ausgiebt, der Wiſſenſchaften beſitzet, „ und nichts weiter aufweiſet, ſtellet eine ſchlechte „ Perſon vor. Die Wiſſenſchaften ſind ſehr „ gut, um zu etwas beſſers zu gelangen; hält „ man ſich aber dabey auf, ſo beſchäftiget man

„ ſeine

„ ſeine Seele in nichtswürdigen und leeren Din-
„ gen.“ Die Handlungsart der meiſten Dichter bekräftiget dieſe Wahrheit: gewöhnlich bringen ſie blos ihre Naturgabe hervor, und wollen in ihrer Thorheit für ſolche angeſehen ſeyn, die alles wiſſen.

Unter allen in der Welt ausgebreiteten Schriftſtellern kann wohl niemand ſeiner ſelbſt weniger genieſen, als ein Dichter. Er bleibet ſtets ein Märtyrer einer Einbildung, die ihn quälet; er bringet Tag und Nacht zu, um Reime in einander zu wirken; und um Worte zuſammen zu feſſeln, leget er ſich ſelbſt Ketten an: er iſt nicht ſein eigen, ſondern hänget von tauſend verwirrten Vorſtellungen ab, die ihm nicht erlauben ſtill zu ſtehen, wenn und wo er will; wenn er öfters von dem Klang einer neuen Redart verblendet iſt, ſo wird er der Unrichtigkeit und Widerſprüche ſeiner Gedanken nicht gewahr. Wie viele Dichter nehmen öfters einen ungefehren Einfall für einen Beweis, und glauben durch ein künſtliches Reimgedichte über die gründlichſten Vernunftſchlüſſe den Sieg behaupten zu können.

Ein Menſch, der ſein ſelbſt genieſet, und von dem verkehrten und zum theil gefährlichen Geiſt der Dichter überzeuget iſt, ſiehet ſie gleichſam als Flöten an, die mehr oder weniger liebliche, auch öfters falſche Töne von ſich geben, und die kaum im Stande ſind auf eine viertel Stunde zu beluſtigen: will er die wahre und erhabene Dichtkunſt erkennet, ſo lieſet er die Lieder Moſis

oder

oder Davids, derer hohe Eigenſchaft alle Dichter dieſer Welt zu Schanden macht. Er überläſſet niederträchtigern Geiſtern die Sorge, elenden Geſchöpfen durch Reimen Ehre zu erweiſen, und damit Städte und Höfe anzufüllen; er betrachtet mitleidend die lächerliche Liebesgeſchichten, die den Gegenſtand ſo vieler Gedichte und Trauerſpiele ausmachen; er ſpottet ihrer ſo gezwungen und übel angebrachten Gedanken.

Nichts iſt geſchickter dieſe Kunſt eckelhaft zu machen, als der darin eingeriſſene häufige Mißbrauch. Man kann ein leider ſehr bekanntes gewiſſes franzöſiſches Gedicht (1) nicht ohne Schauder des Abſcheues leſen. Der Verfaſſer trägt in demſelben allen ſchändlichen Unflath und Läſterung zuſammen, um müſſige Köpfe zu thörigtem Lachen zu bewegen. O! mögten vielmehr alle Gedichte und Dichter der Welt vertilget ſeyn, als daß ſolche ſchädliche Früchte dieſer Kunſt bekannt werden, die ſamt ihren Urhebern zum Feuer verdammt zu ſeyn verdienen.

(1) La Pucelle d'Orleans.

* * * * * * * * * * * * * * * *

Sechs und zwanzigſtes Hauptſtück.

Von dem Studieren.

Man ſtudieret nicht mehr nach richtiger Weiſe, weil die Abſicht nicht mehr iſt etwas zu lernen. Man ſuchet in dieſer Beſchäftigung nur einen gemeinen Zeitvertreib,

treib, oder nur einige Erkenntniß, um damit zu prangen, und Unwiſſende zu blenden. Ein junger Menſch, der aus der Schule kommt und ſich dem Studieren widmen will, berathſchlaget ſich nicht mit erfahrnen Gelehrten über die Wahl, worauf er ſeinen Fleis wenden wolle, noch über die Ordnung, welche dabey wahrzunehmen; er folget vielmehr ſeinem Eigenſinn, und wird zugleich Schüler und Meiſter.

Es würde, ohne Zweifel, ſehr ſchwer fallen, allgemeine Geſetze über die Einrichtung des Studierens veſtzuſtellen. Ein jeder hat ſeine beſondere Naturgabe, und nach dieſer muß man öfters zu Werke gehen; überhaupt aber ſind diejenigen höchſtens zu beklagen, die nur an angenehmen Theilen des Studierens Geſchmack finden. Die Liebe der ſchönen Wiſſenſchaften ſtehet einem jungen Menſchen wohl an, und ſie ſind ihm nützlich. Bey anwachſenden Jahren aber iſt es nicht ſo erträglich; es ſey denn, daß man in einiger Art derſelben gründliche Unterweiſung geben wolle. Von Männern, die an Alter zugenommen, kann man mit Recht ernſthaftere Erkenntniſſe fordern. Alles wird aber demjenigen unanſtändig, der keinen dazu abgerichteten Verſtand hat. Man beſchäftiget ſich öfters in ganz unnützen Wiſſenſchaften, und verlieret ſich in der Uebung, wenn man ſich zu ſehr darin vertiefet. Man ſollte ſeine Zeit ſo eintheilen, daß man auf das Studieren, das Nachſinnen folgen ließ. Wenn man einige Jahre nach einander geleſen hätte, ſo ſollte man ſich demnächſt

auf

auf einige Zeit des Leſens enthalten; und da man nicht unerſchöpflich iſt, ſodann wieder dem Studieren obliegen, wenn man in ſich ſelbſt nichts hinlängliches mehr widerzukäuen verſpüret. Ein Geiſt, der ſich übet, iſt gleich einem Acker, den man bauet. Man kann denſelben zwey auch drey Jahre nach einander beſäen, und muß ihn ſodann ruhen laſſen. Sonſt wird man in ſich ſelbſt eine Menge von falſchen Schlüſſen und Widerſprüchen aufwachſen ſehen, die gleich dem ſchädlichen Unkraut den guten Saamen erſticken.

Wie viele Perſonen ſtehen in dem Wahn, daß man allein aus Büchern nützliche und gründliche Erkenntniß ſchöpfen könne. Allein die Seele, als der Verfaſſer aller Werke, muß nothwendig den Kern aller Wiſſenſchaften und Betrachtungen in ſich enthalten. Es kommt nur darauf an, daß wir uns zu dieſer Quelle wenden, ſo können wir uns ſolcher Erfindungen, Auflöſungen, Einwürfe und Erläuterungen verſichern, die uns Erſtaunen erwecken und allen Zweifel aufheben.

Wir ſind uns ſelbſt ein Räthſel, und ſo werden wir bis an unſer Ende bleiben, wenn wir nicht darnach ſtreben uns ſelbſt aufzulöſen. So lange finden wir in uns eine Zuſammenſetzung von Widerſprüchen und Irrthümer, bis daß eine Zurückkehr in uns ſelbſt uns ausleget, was wir ſind, was wir können, und was uns zu thun oblieget. So lange man nur die Oberfläche ſeiner Seele betrachtet, bleibet man, auch bey

der groſten Gelehrſamkeit, unwiſſend. Unſere Sinnen ſind Verleger die man beſchämen muß, unſer Herz ein Streitſatz den man auflöſen, unſer Leib ein Stoff den man zergliedern, und unſer Geiſt ein Beweis den man gültig ſeyn laſſen muß.

Sieben u. zwanzigſtes Hauptſtück.
Von dem Leſen.

Welch ein weitläuftiges Feld iſt das Bücherleſen. Die Welt iſt reichlich mit Büchern verſehen, die (ſie ſeyen gründlich oder unbeſonnen, ernſthaft oder lächerlich, wahr oder mährhaft, gottſelig oder gottesvergeſſen) von der Unterſchiedenheit des Verſtandes und Geſchmacks Beweiſe ablegen. Hier gewinnet eine aufrichtige Schilderey der Tugend die Herzen; dort ein abgeſchmacktes Gedicht, welches GOtt ſelbſt ſeine Herrſchaft und Wahrheit ſtreitig macht; hier machet ein Erweis aus der Geiſterlehre uns die Gegenwart unſerer Seelen empfindlicher als die Sinnen ſelbſt; da greifet ein künſtliches Lehrgebäude ihre Unſterblichkeit heimlich an: hier errichtet eine geſetzte Gottesgelehrtheit, die ſo helle als der Tag erleuchtet, in uns eine unverwerfliche Lehre und Unterweiſung; dort wird die Wahrheit in einer verwirrten Schullehre, unter einem Haufen ausſchweifender Fragen erſticket. So iſt das Weſen einer ſo groſen Menge Bücher be-

beſchaffen, welche die zahlreichſten Bücherſäle ausmachen, und welche ſo viele Auslegungen erzeugen. Dieß iſt der Anlaß ſo vieler Zwiſtigkeiten, die Kirche und Staaten beunruhigen; der Vorwurf der Beſchäftigung und des Zeitvertreibs der Menſchen: dieß iſt der Einbegriff aller Fragen die man in den Schulen abhandelt; aller der Werke, die ſo eine Menge Leſer, entweder erleuchten oder blind machen. Unter ſo vielen verſchiedenen Meinungen ſuchet der Menſch ſeine Zeit dahin zu bringen, ſo wie es mit ſeinem Geſchmack und ſeiner Erziehung übereinkommt; allein der allgemeinſte Geſchmack iſt leider verderbt und die gewöhnlichſte Auferziehung iſt laſterhaft.

Werfen wir einen Blick auf die groſe Anzahl derjenigen die leſen, oder wenigſtens zu leſen ſcheinen; ſo werden wir deutlich ſehen, daß kaum der tauſendſte Theil gute, wohlangebrachte Sachen, und dieſe mit Ueberlegung leſe. Einige fangen die Gedanken eines nichtswürdigen Schreibers auf, um ſich ſolche zuzueignen, und damit einen Damm gegen die Ehrbarkeit und Wahrheit zu machen. Andere laufen alle Seiten der Bücher unbedachtſam durch, ohne daß das Gedächtniß das geringſte davon bey ſich behält. Man glaubet von vielen, die ein gutes Gedächtniß haben, daß ſie mit groſem Nutzen leſen, und unterſtellet dadurch, daß die Entſinnung einiger Jahrbegebenheiten den rechten Leſer ausmachten. Man lieſet recht, wenn man gründliche Dinge lieſet, und ſolche zur Nah-

rung ſeines Verſtandes und Herzens anwendet, wenn man dadurch ſeinen Geſchmack wohl einrichtet, ſeine Sitten verbeſſert, und der Wahrheit mehr zugethan wird. Der Weltweiſe achtet keiner flüchtigen Gelegenheitsſchriften, keiner berüchtigten Helden- und Liebesgeſchichten, dem thörigten Zeitvertreib des Pöbels; nein, er ſchöpfet ſeine Bewunderung aus der Wahrheit ſelbſt; er überläſſet das wahrſcheinliche denen, welchen es an Muth fehlet, den geraden Weg zum wahren ſelbſt einzuſchlagen; er gönnet den Unwiſſenden die Ehre, ein Buch nach Verlauf einer Stunde durchgeleſen, oder durch Wörter- und Tagebücher die Kunſt gelernet zu haben, einige Töne von Wiſſenſchaften und Geſchicklichkeit von ſich zu geben.

Unſer Leben verflieſet ſo übereilig, daß es kaum zureichend iſt, um uns von den vortrefflichen Büchern, womit ſo viele Weltweiſen uns bereichert, eine Vorſtellung zu machen; in dieſer Beſchäftigung ſchöpfet der Weiſe einen Theil ſeiner Glückſeligkeit, obſchon er eigentlich mehr darauf bedacht iſt, ſich ſelbſt, als alle Bücher zu leſen. Er findet in ſeiner Seele erleuchtete Quellen, die ihn recht leiten, und ihm Genüge geben. Man ſollte nicht glauben, wie leicht man bey ſolchem leſen, welches man öfters für das nützlichſte hält, von dem rechten Weg abirret. Der Geiſt überladet ſich mit einer ſolchen Menge Gemüthsbilder, die ihn erſticken, und ihm keine Freyheit übrig laſſen, in ſich zu gehen, und ſich ſelbſt einzuſehen. Man

heget keine eigene Gedanken mehr, ſondern nur fremde, und ſetzet ſeinen Verſtand in den Fall, daß er nicht mehr ſich ſelbſt angehöret. Die Unmäſigkeit im leſen iſt deſtomehr zu befürchten und zu vermeiden, weil dadurch die Seele verhindert wird, ihre eigene Gedanken zu verdauen, und das Nachſinnen, als das erſte und nöthigſte Werkzeug dazu, geſchwächet und ohnvermerkt verlohren wird. Der Verſtand eines Menſchen, der nichts als Begebenheiten nach ihrem Verlauf und Zeit weis, hat vor den gezifferten Blättern eines Buchs keinen Vorzug. Er bekommt nur einen allgemeinen groben Eindruck, der demjenigen, ſo dem Papier gegeben wird, ganz gleich und in nichts unterſchieden. Der nützlichſte Rath bey dem leſen iſt, daß man öfters ſeine eigene Gedanken, den Gedanken des Schriftſtellers entgegen ſetzt, und ſeine eigene Betrachtungen mit jenen untermiſchet.

Es iſt unglaublich, wie begierig die heutige Jugend auf ruchloſe und abſcheuliche Bücher iſt. Sie durchlaufen alle Bücherläden, und fragen mehrentheils nur nach ſolchen Werken, die man nicht öffentlich feil bieten darf. Unglücklicher Gebrauch! daß man die Früchte einer guten Erziehung durch unzüchtiges und ehrvergeſſenes Leſen erſticket; daß man ſeinen Verſtand nur anwendet, um ſein Herz zu verwüſten.

In unſern Zeiten iſt es vornemlich höchſtnöthig, bey dem Leſen, viele Vorſichtigkeit zu gebrauchen. Wie viele Werke werden dem Glauben und der Unſchuld zu Fallſtricken gelegt?

legt? Man begnüget ſich nicht damit, daß man ſchändliche Dinge ſchreibet; man bedienet ſich nebſt der Feder auch eines Grabeiſens, um ſeinen unerhörten ſchändlichen Ausbrüchen ein ewiges Denkmal einzugraben. Briefe, Reim- und Denkgedichte, Liebes- Helden und andere Weltgeſchichte ſind den Laſtern zu Ehren angewendet worden. Die heiligſten Pflichten heiſen menſchliche Erfindungen. Der Menſch iſt ein Weſen, ſo einem Maulwurfe gleich. Die Religion iſt erfunden, um das gemeine Volk und die Kinder zu erſchröcken. Wir ſollten als Thiere in den Wäldern leben. Die menſchliche Geſellſchaft hat ihr Beſtehen unſerem Hochmuth und Verdorbenheit zu verdanken. So lauten die Ausſprüche der neuen Weltweisheit, die der Grund aller Werke dieſes Jahrhunderts ſind; die anfangs ſich bey einem gewiſſen Volk einſchlieche, welches man beſchuldigen kann, daß es zu viel denke, nachher aber, aller Enden, gleich einer anſteckenden Seuche, ausgebreitet worden. Es iſt unglaublich, wie ſehr die neuen Gebräuche ihren Fortgang unter den Menſchen, die Leibeigene der Neuerungen ſind, befördert. Anfangs wollte man ſich nur am leſen ganz ſonderlicher Meinungen beluſtigen; doch gar bald ſind ganze Geſchlechter zu ihrer eigenen Beſtürzung zum Unglauben verführet worden. Man wuſte noch nicht, daß je ernſthafter und gewiſſer die Sachen ſeyen, je mehr ſie Gefahr liefen lächerlich zu werden, wie ein engliſcher Schriftſteller ſolches ſehr bündig erwieſen.

Acht und zwanzigſtes Hauptſtück.

Von den Weltweiſen.

Die Weltweisheit ſollte zwar billig den Menſchen zum Genuß ſeiner ſelbſt leiten, weil ſie die Liebe der Klugheit iſt; ſie ſollte ihn unterweiſen zur Einrichtung ſeines Verſtandes und Herzens, und ihm lernen ſich in den Beſitz desjenigen Theils der Glückſeligkeit zu ſtellen, den uns die göttliche Vorſicht anbietet, und wobey es alleine darauf ankommt, daß wir uns ſolchen zueignen. Allein, die Menſchen, dieſe ſtets fortwährende Schlachtopfer ihrer Sinnen, bildeten ſich ein, daß, wenn ſie dieſem ihnen beſtimmten Mittelpunkt noch mehrere an die Seite ſtellten, würden ſie zum völligen Genuß ihrer ſelbſt gelangen. Sie verſicherten ſich, daß die Eitelkeit ſie zu ſo vielen Göttern erhübe; daß ſie dann wirklich gros und angeſehen ſeyn würden, wenn ſie ſich dafür angeben. O ſeltſame Thorheit! alles Glück verſchwindet, ſo bald es von dem Urtheil des gemeinen Haufens abhänget.

„Die Weltweisheit, ſagt Fontenelle, die „an ſich ſelbſt eine herrliche Sache iſt, gefället den Menſchen nur in ſo weit ſie ihren „Leidenſchaften ſchmeichelt.“ Sie verweiſen ſolche an den Himmel, nur die Planeten in Ordnung zu bringen, und deren Bewegun-

gen abzumeſſen, ſo daß ſie derſelben ihre Beſchäſtigung jedesmal, ſo weit es möglich, von ihnen entfernet, anweiſen. Der Sternſeher denket an das Geſtirne, der Naturkündiger an die Natur, und der Weltweiſe an ſich ſelbſt. Man hat alſo die Weltweiſen ihrer Pflicht entſchlagen, Weltweiſen zu ſeyn, und ſich begnüget, daß ſie Sternſeher und Naturkündiger wären: welche Verwandelung! Wir finden in der That an dem meiſten Theil derjenigen die man uns für Freunde der Weisheit anrühmet, nur ſolche Perſonen, die ſich in dem körperlichen vertiefen. Entweder ſind es Scheidekünſtler oder Naturkündiger. Sie ſetzen ihre Seele beyſeite, als einen ungemächlichen und überflüſigen Vorwurf. Sie nehmen ihre Zuflucht zu Augen und Ohren, um ihre Verrichtungen zu thun. Kommt etwa ein Werk von ihnen zum Vorſchein, ſo iſt es gewöhnlich eine Quelle des Streits; und wie Fontenelle ſehr wol anführet, kann ein langes Wortgezänke über einen weltweiſen Vorwurf öfters ſehr wenige Weltweisheit in ſich enthalten.

Weder die Streitigkeiten, noch Nachtwachen, noch lang anhaltender Fleis machen einen Menſchen zum Weltweiſen; der Genuß unſerer ſelbſt iſt es, welcher dazu erfordert wird. Wer ſind aber diejenige, ſo ſich ſelbſt beſitzen, und die man Weltweiſen nennen kann? Die, welche kaum bekannt ſind; die weit von der Welt und überhaupt von allem, ausgenom-

men

men von ſich ſelbſt, weit entfernet leben; die nur die Weisheit hochſchätzen, und ein mittelmaſiges Betragen beobachten; die, welche der Ehrgeiz beklaget und die Welt verlachet; die, ſo bey ihrer Seele wohnen, ſich mit ihr berathſchlagen und ihr Gehör geben; ja die, welche den Abwechſelungen der Zeit überlegen, ihre Ewigkeit ſchon angefangen haben. Was iſt demnach der Menſch, der ſeines ganzen Weſens genieſet? Ein Menſch, der ſich durch die Zufriedenheit mit ſich ſelbſt, vollkommen Genüge leiſtet, bey allen Anträgen, Lobeserhebung und Verachtung ohnempfindlich, und bey den heftigen Bewegungen ſeiner Zeit, ohnbeweglich bleibet; der Menſch der ſich, als ſchon von dem Leibe, der ihn umgiebt, aufgelöſet, anſiehet; der keinen Freund hochſchätzet, als deſſen Tugenden unverfälſchlich ſind; der durch die Stärke ſeiner Ueberlegung die Wirkung des Schmerzens oder Vergnügens zu unterbrechen weis; der Menſch, der ſeine Seele weit mehr als andere Empfindungen empfindet; der ſich in GOtt, und alle erdenkliche Weite und Ausdehnung in ſeiner Unermeßlichkeit, alle Zeiten in ſeiner Ewigkeit, alle Zahlen in ſeiner Unendlichkeit, alle ſcheinbare Unordnung in der Ordnung der allgemeinen Geſetze ſiehet, ja der ſich in den Schoos des ewigen Weſens verſenket, und alles leidet, weil alles gut iſt.

Wer einmal ſeiner ſelbſt genieſet, der denket nicht mit Vorurtheil, der redet nicht aus Gewohnheit, und handelt nicht aus Uebereilung.

Man

Man gehet zu der Quelle aller Dingen zurück, man hütet ſich wol, daß man nicht etwa ſage es ſey alles Uebel, wie zum Beyſpiel bey Gelegenheit eines Erdbebens, einer Feuersbrunſt: man iſt vielmehr überzeugt, daß alles in ſeiner Ordnung zugehe. Iſt es dann wol ein Unglück zu nennen daß Häuſer einſtürzen? es werden derer täglich eingeriſſen. Daß Menſchen ſterben? wir müſſen ja alle ſterben. Was uns als ein Uebel vorkommt, liegt öfters nur an unſerer Meinung. Wir ſuchen dergleichen Uebel auſer uns, durch den Mißbrauch, den wir von unſerer Fähigkeit zu denken machen, durch Ueberlaſſung unſeres ganzes Weſens an Sinnen und Leidenſchaften, durch die Unterdruckung unſerer Vernunft, ohngeachtet das Uebel in uns ſelbſt ſein weſentliches Beſtehen hat.

Man ſchätzet ſich für einen Weltweiſen, und kennet öfters nicht einmal die Kraft der Worten: **ſein ſelbſt zu genieſen.** Denn, was eigentlich genieſen heiſet, iſt, daß man ſein Beſtehen und ſich ſelbſt, ſo wie man iſt, empfindet, ſich in ſeinem eigenen Weſen betrachtet, ſich in ſeiner eigenen Gröſe bewundert, und in ſeiner wahren Schwäche vorſtellet, den ſeltſamen Streit zwiſchen Niedrigkeit und Hoheit ſchlichtet und vereinbaret, ſich in dem Allmächtigen anſchauet, der uns das Geſicht gegeben, und in demſelben Athem ſchöpfet, der uns den Athem eingeblaſen. **Sein ſelbſt genieſen**, heiſet ſich von dem

Körper

Körper losreiſſen; ſeinen Leib in die Reihe der Luftſtäublein ſtellen; und ſeine Seele in die Ordnung der Wiſſenſchaften; keine andere Ehrenbenennung zu achten, als nur ein Menſch zu heiſen; keine andere Reichthümer als die Schätze des Verſtands; keine andere Würde als die, daß man alle weltliche Hoheit und Anſehen ſeiner Zeit gering ſchätze und verſchmähe; eine unwandelbare Gemüthsruhe beſitzen; ſeine Sinnen ohne Unordnung und Beſchwerde abweiſen und wieder herzurufen; zwiſchen dem vergangenen und zukünftigen leben, ohne nach dieſem zu verlangen, noch jenes zu betrauern; ſich ſelbſt lieben und verleugnen könne.

Wer ſeines Weſens recht behörend genöſſe, würde das Triebrad ſeiner Thaten erkennen; er würde auf den Grund ſeiner Begierden ſehen, die eigentliche Bewegurſache ſeiner Hoffnungen auszeichnen; er würde jeden Augenblick bereit ſeyn, ſein Gewiſſen öffentlich aufzudecken, und deſſen verborgene Winkel zu durchſuchen; er würde ſein Herz ſehen, und es andern vorzeigen können; er würde ſeine Bruder lieben, wie es ſich geziemet, weil er ſich ſelbſt liebte, wie er ſoll: er würde ihnen in der Noth beyſtehen, weil er deutlich in ſich ſpürte, daß er geboren ſey um ihnen zu helfen, er würde keinen Augenblick verlieren, weil jeder Augenblick eine Ewigkeit vorſtellet; er würde ſich über den Ruf einer Neuigkeit oder Anzeige nicht beunruhigen, weil alle Geſpräche ihm als von einer Unermeßlichkeit verſchlun-

ſchlungen vorkommen werden, welche die Welt ſelbſt zernichten wird; er würde ſich zu GOtt erheben, und ſeine Abſicht und Sehnſucht würde ſich nur nach GOtt ausſtrecken.

Tugenden von erwehnter Beſchaffenheit ſind es, die einen Weltweiſen zieren; keinesweges aber jene ſchwermüthige Neigung, die man für die wahre Weisheit angeben will. Die Welt wird jederzeit durch ihre Vorurtheile hintergangen; ſie ſtellet ſich den Weltweiſen als ein wildes ungezähmtes Geſchöpfe vor, der die menſchliche Geſellſchaft nicht ertragen mag: ſie überredet ſich, daß er ein ganz unnützes Weſen ſey, der als einen Grundſatz unterſtelle, daß man durchaus zu nichts geſchickt ſey, wenn man nicht alles verſpotten, und vieles ſchwätzen könnte. Ohngeachtet dieſer Vorurtheilen findet man Leute von mancherley Art, die ſich Weltweiſen nennen. Sie wollen dadurch ihrer Perſon einen Firniß anſtreichen, der ihnen das Anſehen von vorzüglichen Naturgaben zuwege bringe. Wie viele ſehen wir nicht, die ohne die geringſte Erkenntniß und ohne die geringſte Einkehr in ſich ſelbſt, Mittel finden für Weltweiſen gehalten zu werden. Allein, was ſind dieſes für Weltweiſen! entweder Menſchenfeinde, deren Weisheit in ſchwermüthigen Säften beſtehet, oder eitle Windbeutel derer ganzen Klugheit nur auf Geberden beruhet.

Alle öffentlich ausgeſchriene Verdienſte müſſen bey uns Mißtrauen erwecken. So bald man einen Menſchen ſiehet, der für einen

Weltweiſen angeſehen ſeyn will, ſo kann man mit Sicherheit ſchlieſen, daß er keiner ſey; die Weiſen vermeiden alles ſorgfältig, ſo nach Ruhmredigkeit ſchmecket. Sie begehren von ihrer Einſamkeit und ihres Aufenthalts bey ſich ſelbſt keinen andern Zeugen, als ihr eigen Gewiſſen: ſie ſuchen nicht die Zahl der Höflingen zu vermehren, noch dem Ungeſtüm der neuen Gewohnheiten und Vergnügungen zu folgen; ſie theilen ſich andern nur zu gewiſſen Zeiten mit; ſie wiſſen ſehr künſtlich die Frohndienſte, welche die Welt uns aufleget, von ſich abzulehnen, ohne die eingeführte Gebräuche umzuſtoſen. Sie ſind, mit einem Wort, ſo beſchaffen, wie uns darin der berühmte Abbadie zum Muſter dienet; ernſthaft in ihren Werken, angenehm in ihrem Umgang, und wiſſen ſich nach eines jeden Fähigkeit zu richten.

Neun und zwanzigſtes Hauptſtück.

Von den Schriftſtellern.

Wenn man einen Schriftſteller nach dem erſten Anblick beurtheilet, ſo ſcheinet nichts herrlichers als ſeine Eigenſchaften. Er errichtet ſich einen Richterſtuhl, auf welchem er ſelbſt über Könige Recht ſpricht, die Todten auffordert, und ſie ihres guten Namens beraubet, ja wo er dem ganzen menſch-

lichen

lichen Geſchlecht gebieteriſche Geſetze vorſchreibt. Er tadelt die Schreiber, die ihm mißfallen; er verringert die Begebenheiten, die ihm zu wider ſind; er preiſet ſein Lehrgebäude als ohnfehlbar an; er ſetzet Meinungen veſt, die mit ſeinem Geſchmack übereinkommen; er entſcheidet als der Scharfſinnigſte; er ſtellet eine wichtige Perſon in der menſchlichen Geſellſchaft vor; er höret ſich anführen, er ſiehet ſich leſen, und er lieſet ſich ſelbſt; ſeiner Einbildung nach wird er in ſeinen Nachkommen noch leben, und man wird das Glück ſeiner Zeitgenoſſen beneiden. Dieß ſind ſolche Dinge die der Selbſtliebe ſchmeicheln, und in ſehr vielen das Verlangen und die Luſt erwecken, auch auf der Rennbahn der Schriftſteller einen Lauf zu wagen.

Wer aber die Sache von einer andern Seite anſiehet, wird finden, daß wer andere richtet, öfters ſelbſt gerichtet wird; anſtatt daß man ſich gegen vernünftige und erleuchtete Menſchen zu verantworten habe, muß man vielen tauſend Narren von ſeinem Vorbringen Rechenſchaft geben, die ſich mit leſen aufhalten, es nicht verſtehen, und doch tadeln wollen. Sie legen ſein Werk aus und umſchreiben es; ſeine Ausdrückung wird ganz anders verſtanden als ſeine Gedanken geweſen; ſie meſſen ihm die boshafteſten Streiche bey, und kündigen ihm endlich den Krieg öffentlich an.

Verlanget man einen Schriftſteller zu ſehen, ſo geſchiehet es hauptſächlich um ſich ſelbſt zu

jenem Schreiber einen Beſuch erhalten. Mit einem Tanzmeiſter oder Schauſpieler wird man ein gleiches thun: ja man könnte wol deutlicher ſagen, daß die Menſchen begierig ſind einen Gelehrten mit einem Blick zu ſehen, ſo wie man aus Neubegierde gerne ein Schattenſpiel oder einen Rhinoceros anſiehet. So verkehret die Welt das zum Zeitvertreib, was zu ihrem Unterricht dienen könnte, und machet aus einem Schriftſteller, der im Stande iſt ſie zu erleuchten, ein Schauſpiel der Eitelkeit: die Werke ſelbſt werden dann nicht beſſer behandelt; man läſſet ſie einige Zeit zum Schau auf dem Tiſche oder Camine liegen, gleich den täglichen Zeitungen; dann kommen ſie in die Hände des Geſindes, und demnächſt werden ſie zum Haarkrauſen gewidmet.

Wer alſo den Namen eines Schriftſtellers für ſo zierlich und hochverehret hält, der ſchreibe nur immerfort: nur darauf muß er bedacht ſeyn, daß er Mährlein und Poſſen verfaſſe, wenn er nicht verachtet und mitleidig angeſehen ſeyn will. Wäre ſeine Weltweisheit der Widerſchall des vortrefflichſten Verſtandes und der Kern aller geſunden Vernunft, ſo wird ſie doch lächerlich bleiben. Daran findet niemand Geſchmack: nein, man will Liebesgeſchichten, Schauſpiele und liſtige Gedichte gegen die Religion und ihre Diener.

Iſt alſo nicht die Feder vieler Schriftſteller das Werkzeug ihrer Leidenſchaften? Sind nicht die prächtigen Aufſchriften, die

ihre Werke bekannt machen, Lockſpeiſen, die bequem ſind zu verführen. Man ſchreibet um Gift auszuſtreuen; es ſey in Reimen oder ungebundener Art, ſo ſuchet man die Ruchloſigkeit und Körperdienſt zu befördern. Unterfangen ſich auch einige Schreiber, die ihrer ſelbſt genieſen, dieſem ungeſtümen Strom Einhalt zu thun, und wagen es, die Rechte der geſtürzten Seele und des verſpotteten Glaubens zu rächen; ſo müſſen ſie als ſchwache Geiſter, die von Aberglauben und Vorurtheilen eingenommen ſind, ausgeſchrien werden. Niemals iſt eine ſo öffentliche Verkehrtheit unter den Schriftſtellern gefunden worden. Die Buchdruckerey ſcheinet der Unmäſigkeit und Bosheit des Verſtandes und Herzens offen zu ſtehen und gänzlich Preis gegeben zu ſeyn, ſo daß man heutiges Tages die gröſte Mühe anwenden muß, einen Drucker zu finden, der ſich zur Auflage eines ernſt- und tugendhaften Werkgens gebrauchen laſſen mögte.

Was mögten unſere Väter von dieſen unſern Zeiten ſagen; könnten ſie wohl die gegenwärtige Lage dieſer Sache glauben? Sie, die in vorigen Jahrhunderten in ihren Schriften ein reines und lebendiges Licht leuchten lieſſen; die der Wahrheit jederzeit getreu, und einfältig im Glauben blieben; die ihre Fähigkeiten ſo anwandten, daß ſie ſich bey rechtſchaffenen Nachkommen Ehre davon verſprechen konnten. Wo fande man in vorigem Jahrhundert Schreiber, die das Chriſtenthum

ſchimpf-

ſchimpften und verſpotteten, zu welchem ſie ſich ſelbſt bekennten; die ſich ſelbſt lächerlich machten, indem ſie mit der Religion, in welcher ſie gebohren, ihren Scherz trieben? Und ſiehet man heutiges Tages einen Türken gegen ſeinen Alkoran, einen Juden gegen die Bibel, oder einen Proteſtanten gegen ſeine Glaubens-Gemeine ſchreiben? Nein, nur Chriſten unterſtehen ſich dieſes zu thun, und nur Catholiſche laſſen ſolches zu.

Was glauben aber immer ſolche kirchenräuberiſche Schriftſteller für einen Sieg zu erhalten, wenn es ihnen gegen alle Möglichkeit ja gelingen mögte, die chriſtliche Religion zu vertilgen; eine Religion, welche uns lehret allen Menſchen gutes zu thun, unſere Feinde zu lieben, und alle Tugenden auszuüben. Eine Religion, deren richtige Beobachtung das Anſehen der Welt erneuern, und ein weit vortrefflicheres Alter zuwege bringen würde, als die goldne Zeiten nach Einbildung der Dichter. O! wie würde es um uns ſtehen, wenn die Sittenlehre der Zucht- und Gottloſen ein Anſehen erlangte? Der Stärkſte würde das gröſte Recht haben; der Knecht würde, in der Einbildung, daß wir vor den Thieren, nichts vorzügliches hätten, ſeinen Herrn umbringen, wie man ein Vieh ſchlachtet; die Völker würden ihre Oberherren vertilgen, ſo bald ſie einigermaſen unzufrieden wären. Für dergleichen Folgen muß man zittern und beben, und aus dieſer Urſache macht

ſich ein jeder ruchloſer Schreiber der beleidigten Majeſtät ſchuldig. Er ſtöret die menſchliche Geſellſchaft, und indem er die Religion einer Thorheit beſchuldiget, ſo ſtellet er ſich vielmehr als den Unſinnigſten von allen Menſchen dar: denn er ſuchet die eingeführte Regierungsform aufzuheben, Meuterey anzuſtiften, und den Zaum wegzunehmen, welchen er ſelbſt für nöthig erkennet, um das Volk im Gehorſam zu halten.

Man will ſich zwar damit rechtfertigen, daß man vorgiebt, man lehne ſich nur gegen den äuſerlichen Dienſt der Kirche und ihre Gebräuche auf; allein, würde nicht alles in der Welt verwirret werden, wenn man die äuſerliche Zeichen der Ehrerbietung und Liebe abſchaffen wollte? Man würde den Königen ſelbſt keine Ehrbezeugung wiederfahren laſſen, und andere Nebenmenſchen nicht begrüſſen; man würde bey keiner Freude lachen, noch bey Traurigkeit weinen; man würde die Muſik von unſern Feyerlichkeiten, Trommeln und Pfeifen von unſern Kriegsplätzen verbannen, und allen erlaubten Pracht und Ehrenbegleitungen, als kindiſche und überflüſſige Sachen verbieten. Dahin laufet die ſchöne Weltweisheit derjenigen hinaus, die den äuſerlichen Gottesdienſt verwerfen. Sie ſind ſinnlicher und fleiſchlicher als jemand, und wollen nur unſeren Sinnen Stillſchweigen auflegen, wenn es die Religion betrift.

Sie reden nur von der Staatsklugheit und von der Wohlfahrt der Länder; ſie glauben aber, daß

daß dieſe und die Macht der geiſtlichen Diener ſich nicht zuſammen ſchicken: da wir doch, im Gegentheil, ſehen, daß ein Amboiſe, Ximenes, Richelieu, Mazarin, Alberoni und andere mehr, die Wiederaufrichter und ſtärkſten Stützen der Königreiche waren. Sie verlachen die Prälaten, die ſich der Kutſchen bedienen, und verſpotten die Mönche, ſo ärmlich leben und zu Fuſe gehen. Sie ſchimpfen ſtets auf den ledigen Stand der Prieſter, wenn ſie gleich ſelbſt unverheirathet ſind. Iſt dadurch dann die Welt unglücklich, weil ſie etliche Millionen Menſchen weniger enthält? Muß dazu die Erde etwa mehr bevölkert werden, um den Erdbezwingern mehr Schlachtopfer zu verſchaffen, die ihr Vergnügen daran haben, ihren Brüdern das Leben zu rauben? Die ſchändliche Unzucht und Unmäſigkeit verringern das menſchliche Geſchlecht weit mehr, als der ledige Stand der Prieſter. Wir können alſo ohngeſcheut, und ohne zu fürchten, daß wir uns zu weit auslaſſen, dergleichen Spottſchreiber bey raſenden Hunden vergleichen, die alles, was ſie erreichen können, beiſſen und vergiften. Können ſie jemanden, der ein erbauliches Leben führet, nicht angreifen, ſo muß es wenigſtens heiſen, er wiſſe ſeine Fehler beſſer zu verbergen, ſeye aber in der That eben ſo lausſchweifend: ſie unterſtehen ſich die Abſichten zu ergründen, welche doch allein dem ewigen GOtt bewuſt ſind. Bey dem allen machen ſie dem Weiſen wenigen Eindruck; er ſiehet ſie für ſolche Menſchen an, die vor dem Gericht

richt der Vernunft und des Glaubens ihren Rechtshandel verlohren, und aus Rache mit Gegenſchelten ihre eigene Richter anklagen.

Es iſt alſo nicht hinlänglich, nur ein Schriftſteller zu ſeyn, um gerechten Beyfall zu verdienen. Wie viele wären weit beſſer berathen geweſen, wenn ſie nie geſchrieben hätten. Wenn man bey Verfaſſung eines Buchs nicht ſeines eigenen Weſens genieſet; wenn man ſich nicht mit dem innerlichen Lichte, welches uns die Fähigkeit des Unterſcheidens giebt, berathſchlaget; ſo wird man nichts als Irrthümer und Vorurtheile ausgeben. Es iſt wahr, man ſchreibet ein gründliches und erleuchtetes Werk vielleicht nur für einige wenige Weiſen, und das Vergnügen, welches ein Schüler der Wahrheit dabey genieſet, erſetzet jenen Schaden vielfältig: ja, nichts mag wohl der reinen Wolluſt eines Weltweiſen gleich kommen, der von der Aufrichtigkeit ſeiner Abſichten und Sittenlehre überzeuget, mitten in der Welt ſeine Einſamkeit findet, wo er der Erden ſo fremd iſt, als wäre ſie gar verſchwunden; wo er ſeine Seele gleichſam als von neuem hervor bringt, und ſeine eigene Gedanken ſich vor Augen mahlet. Seine Feder iſt ein Werkzeug des Vergnügens, und ſein Papier ein Zweig der Betrachtungen. Die Stunden verlaufen ihm ohnvermerkt, und in ſteter Verwunderung, daß er, ſchon am Ende des Tages, beſchlieſet er ſein Leben aufs lieblichſte.

„ Der beſte Schreiber dieſer Welt kann „ ſich keinen Ruhm und Bewunderung zuzie„ hen. Man liebet gewöhnlich nur mittel„ mäſige Leute, und achtet hingegen die fä„ hige Geiſter nicht. Man findet mehr Ver„ gnügen an einer Schüſſel Erdbeeren oder „ Kirſchen, als an allen vortrefflichen Bü„ chern, “ nach dem Ausdruck des Herrn Montesquieu.

Das Vergnügen zu ſchreiben iſt ſo anreizend, daß wer es einmal geſchmecket, kein anderes weiter verlanget. Wer geſchrieben hat, wird ferner ſchreiben. Es wäre zu wünſchen, daß junge Leute, die dazu Fähigkeit beſitzen, ſich dieſer angenehmen und nützlichen Beſchäftigung mehr widmeten. „ Wie viele Schüler „ ſagt ein Gelehrter, würden in der Folge die „ vortrefflichſten Schreiber werden, und uns „ die berühmteſten Männer des Alterthums wie„ der entwerfen, wenn ſie bey Verlaſſung „ der Schulen ihre Naturgaben ausarbeiteten „ und ſich gründlich und nützlich beſchäftigten. “ Man verlanget nicht, daß alle Menſchen Schriftſteller werden: es ſind leider derſelben von allen Arten nur zu viel; man wünſchet nur, daß gewiſſe Köpfe ihrer angebohrnen Neigung zu nützlichen Gedanken freyen Lauf lieſſen. Der Adel glaubet nun nicht mehr, (einiger weniger Städte ihren thörigten Stolz ausgenommen) daß man ſeiner Würde durch das ſchreiben Abbruch thue, ſeitdem ein Stanislaus König von Polen, ein Friederich König von Preuſ-

ſen, die Welt mit ihren Werken dargeſtellt. Scheinet der Namen eines Schriftſtellers ſchon ein wenig verächtlich zu ſeyn, ſo kann ſolches nur in Anſehung des Mißbrauchs, den man davon machet, ſtatt finden.

Das Amt eines Schriftſtellers iſt eine öffentliche und geweihete Bedienung, dazu ganz unſträfliche und ſich ſelbſt ganz eigene Menſchen erfordert werden. Man ſchreibet nicht allein für diejenigen, die in ſelbigen Tagen leben, ſondern auch für die zukünftigen Zeiten, ſo daß man allen Zeiten und Orten gegenwärtig wird.

Wenn man redet, ſo kann es ohne Folgen geſchehen: denn dieſes beſtehet nur in vorbey ſtreichenden Tönen. Wer aber ſchreibet, der ſtellet Dinge ans Licht, die ferner fortdauern, und ſich in alle Länder verbreiten. Ein Schriftſteller, der ein ſchädliches Buch heraus gegeben, kann dergleichen Unglück niemals wieder erſetzen. Seine Arbeit hat in das menſchliche Betragen ſolchen Einfluß, daß man einen ſolchen, der die Religion anzugreifen und eine falſche Sittenlehre vorzutragen ſich unterfängt, nach den ſtrengſten Geſetzen ſtrafen ſollte.

Ludwig der XV., König von Frankreich, hat ſich erſt neulich gewiß einen unſterblichen Ruhm erworben, indem er, durch eine öffentliche Verordnung, alle diejenigen, die gegen die Religion und Sitten ſchreiben, zum Tode verdammt. Schon längſt hätten alle Königreiche und Staaten einſehen ſollen, daß jene ruchloſe Schreiber, die den Unglauben ausſtreuen, den

Geſetzen

Geſetzen widerſtreben, nur Aufruhr in den Staaten erregen; und wenn ſie die Vorſtellung von der Religion aus den Gemüthern ausgelöſchet, auch das Anſehen der Oberherren vernichtigen würden: Wer GOtt nicht fürchtet, ehret auch den König nicht. Die ehrloſe Stachelſchriften gegen unſere Fürſten, Väter und Vorſteher, die erſchröckliche Frevelthaten, die ſelbſt an ihre geheiligte Perſonen die Hände legen, ſind lauter Folgen der Gottesvergeſſenheit, die man öffentlich verkündiget; nirgends anders wo muß man die Urſache davon ſuchen.

Dreyſigſtes Hauptſtück.

Von verſchiedenen Geſellſchaften.

Die Eigenliebe, die jederzeit geſchickt iſt, uns zu verführen, hat unterſchiedene Geſellſchaften erfunden, zu welchen ſich die Menſchen fügten, um ſich in Anſehen zu ſetzen. Die Reizungen eines beſondern Namens, die Neuigkeit einer aufgekommenen Sekte; mit einem Wort, das Vergnügen ſich zuſammen zu verknüpfen, gewannen Menſchen von allen Ständen und Orten. Die Vorurtheile der Auferziehung, und die beſonderen Vortheile eines Geſchlechts verſchwanden, um den Strom neuer Leidenſchaften auszubreiten, die durch ihre genaue Uebereinſtimmung heimliche Verſtändniſſe und

und Zuſammenkünfte zuwege brachten. Dergleichen Geſellſchaften waren es, in welchen die alten Weltweiſen ihre jugendliche Meinungen und Geſchmack verlieſſen, um andere noch weit lächerlichere anzunehmen. Es waren keine ſelbſtſtändige Urtheile mehr, die in Beziehung auf einen jeden ſich als beſondere darſtellten, ſondern vereinigte Neigungen, die mitten in den wirklichen gemeinen Weſen, noch andere eingebildete zuſammenſetzten. Ein jeder befleiſigte ſich einer Sekte zugethan zu ſeyn, die ihm gefiel, und dieſer Fleis machte die Bewährjahre des Bekenntniſſes aus, dem man beypflichten wollte.

Wir finden davon die Beyſpiele auf unſern hohen Schulen, da man gewiſſermaſen gezwungen iſt, ſich einer Geſellſchaft zu unterwerfen, die, ſo erleuchtet ſie auch vorkommt, doch ohne Vorurtheil nicht beſtehen kann. Man muß ihre Grundſätze annehmen, ihre Meinungen verehren, ihre Sprache reden, und beynahe derſelben gemäs denken. Durch ſolche Abhänglichkeit wird öfters der Verſtand eingeſchränket und aufgehalten, wenn er ſich erheben wollte. Wir tadeln hierin nur den Mißbrauch der hohen Schulen, welche, da ſie an ſich ſelbſt löblich, zur Nacheiferung reizen würden, wenn ſie einem jeden die Freyheit lieſſen ſich zu erklären, und wenn ſie nicht einen Zuſammenhang der Leidenſchaften auswirkten, die ſich ſelbſt im Wege ſind, und öfters aus einem Schüler vielmehr einen ſeltſamen als einen groſen Mann machten.

Es iſt bekannt, wie die Brüder des Roſenkreuzes, zur Nachahmung der hohen Schulen, eine ganz beſondere Geſellſchaft aufrichten wollten, und tauſend Vorurtheile zuſammen raften, um in der Welt die einzige Perſonen ihrer Art zu werden. Die ſchönſten Schildereyen ſind öfters ſchlecht nachgemalet. Es iſt kein Einfall von dem Stein der Weiſen oder der allgemeinen Arzeney ausgebrütet worden, den ſie nicht angenommen. Sie haben geglaubt und glauben noch, daß ſie mit der Zeit die ganze Welt erleuchten könnten: indeſſen arbeiten ſie an der Erreichung ihres Zwecks; ſie ſuchen das Hauptwerk, und theilen ſich andern nur mit dem vorſichtigſten Hinterhalt mit; ſie verwickeln ſich in Geheimniſſe, deren Kraft darin beſtehet, daß ſie uns der Erkenntniß ihrer Träumerey berauben. Die Vorurtheile eines einzigen Menſchen können ſich leichtlich verlieren; wenn ſie aber zum Grundſatz einer ganzen Geſellſchaft geworden, die ſich darum zuſammen verbunden, um nur den Vorurtheilen Anſehen zu verſchaffen, ſo iſt kein Mittel gegen dieſelben übrig.

Die Abſicht eines gemeinſchaftlichen Fleiſes und Ruhms war nicht immer die Bewegurſache der entſtandenen Geſellſchaften; es waren derſelben von verſchiedener Gattung. Bald waren die Menſchen des Studierens überdrüſſig, auch nicht alle im Stande die Wiſſenſchaften auszuarbeiten; ſie errichteten demnach an die Stelle der Weltweiſenſekten, hohe Schulen des Vergnügens, darin ein jeder aufgenom-

genommen werden konnte. Alle Völker vereinigten ſich alſobald zum Sieg der Wollüſte; Tanz- und Spielgeſellſchaften kamen ſo ſtark in Schwang, daß man alles dasjenige, ſo nur nach Weltweisheit ſchmeckte, ſchlechterdings verſpottete. Man könnte deutlich zeigen, wie von einem Jahrhundert zum andern, die Brüderſchaften des zeitlichen Vergnügens, ſich bis zu unſern Tagen unter verſchiedenen Namen und neuen Einkleidungen fortgepflanzet. Man begnüget ſich nur, die Orden der Hoffnung, der Glückſeligkeit und der Freymäurerey hier anzuführen. Man erkennet ſogleich an dieſen Muſtern, daß die Wolluſt, ſowol als die Wiſſenſchaft, die Stifter verſchiedener Geſellſchaften ſind. Die heutige Weltmenſchen befleiſigen ſich auf das irrdiſche Vergnügen, ſo wie man in vorigen Zeiten ſich auf die Weltweisheit befleiſigte; diejenigen, die für vernünftig mitgehen, machen die Wolluſt zu ihrem Lehrgebäude; ſie genieſen ſie mit Ueberlegung; ſie lehren ſie nach richtiger Weiſe, und beſtätigen ſie durch Erfahrungen.

Nur allein der Genuß unſerer ſelbſt hatte faſt niemand eingenommen; man bekennte ſich zu den Freymäurern, und beobachtete lieber ihre lächerlichſten Satzungen, als daß man ein chriſtlicher Weltweiſe heiſen wollte. Gewiß eine recht ſeltſame Sache, daß man die Schüler einer Religion, die durchaus Liebe iſt, dieſelbe Religion ganz vergeſſen, und die Sekte der Freymäurer ergreifen ſiehet, die man als

eine

eine Geſellſchaft rühmet, die dazu geſtiftet iſt, um ſich nur unter einander wechſelsweiſe zu dienen. Wenn man ſich aber ſeinen Brüdern, nicht aus Hochachtung für eine Religion darin man gebohren iſt, verbindlich macht; ſo wird es gewiß wohl weniger geſchehen, in Abſicht eines Ordens, den man aus Eigenſinn erwählet.

Dieſes muß uns überzeugen, daß die Freymäurer ſolche Menſchen ſind, die ſich allein verſammeln und eine beſondere Gemeine ausmachen, um ſich zu beluſtigen; und dieſes wird dadurch ſo viel gewiſſer, da man tauſende von ihrer Geſellſchaft aus Mangel faſt verſchmachten ſiehet, ohne den geringſten Beyſtand von ihren Brüdern zu erhalten, die ſich doch rühmen ſo liebreich zu ſeyn. Ihre Mildthätigkeit iſt ſo weſentlich, als ihr Geheimniß; welches nur dadurch noch beſtehet, daß man ſich keine Mühe giebt, es zu erforſchen. Das Geheimniß der Freymäurer, nemlich einer Menge Menſchen, die aller Orten zerſtreuet ſind, und darunter ſich gewiß, wie in allen andern Geſellſchaften, unmäſige, unbeſcheidene, verliebte und eigennützige finden werden, könnte durchaus nicht verborgen bleiben. Das mächtigſte und ohnumſchränkteſte Oberhaupt würde es dahin nicht bringen können, daß ein Geheimniß durch ſo verſchiedene und viele Menſchen verborgen gehalten würde, und man mag ſich noch einbilden, daß die einzige Freymäurerey, durch ein beſonderes Vorrecht, der Unbeſcheidenheit nicht unterworfen ſey. Wäre es der Eid,

der ſie zurück hielt? man findet ja aller Orten Menſchen die ohne Sitten, und weder Treu noch Glauben halten. Wäre es die Furcht der Strafe? wie viele bieten dem Tode täglich Trotz, und ziehen ſich denſelben muthwillig zu. Mithin iſt das vermeinte Geheimniß eine bloſe Erdichtung: es ſcheinet dadurch wirklich zu ſeyn, weil es nicht iſt; es ſey dann, daß ein jeder Freymäurer verbunden ſey, ein Geheimniß zu verwahren, welches ſich auf ihn ſelbſt beziehet, welches perſönlich, und von dem Geheimniß derer andern, ganz unterſchieden iſt.

Da die Welt jederzeit das wunderbare und die Vorurtheile liebet, ſo iſt ſie von dieſem vermeinten Geheimniß ſo überzeuget, daß im Fall es ja beſtünde und man es auflöſete, ſo würde ſie es doch nicht glauben. Es wäre hinreichend, daß ein Freymäurer mit ernſtlichem Geſicht verſicherte, daß es damit errathen wäre. Man könnte alſo deutlich erweiſen, daß es eben ſo ohnmöglich ſey, dieſes eingebildete Geheimniß zu erfahren, als es ohnmöglich iſt, daß es weſentlich beſtehe. Wenn man aber nach dem Wortverſtand des Ausdrucks, Freymäurer, nur zu dieſer Sekte ſich bekennet, um den Laſtern Gefängniſſe, den Tugenden Tempel zu bauen; ſo iſt dennoch die chriſtliche Religion allen andern Geſellſchaften weit vorzuziehen. Ihre Sittenlehre iſt heilig, ihr Dienſt göttlich; ſie erhebet und reiniget die Seele, und dieſe umarmet die Liebe der Weisheit. In die Tugenden derjenigen Weltweiſen, denen das Chriſtenthum zum

Namen rechtſchaffener Männer nicht hinlänglich iſt, muß man billiges Mißtrauen ſetzen.

Man ſuchet ſich alſo nur mehr ſich ſelbſt zu entziehen, indem man ein Mitglied ſolcher Orden zu werden trachtet, die wenigſtens die Zerſtreuung und Eitelkeit befördern. Man wird uns niemals überreden können, daß Perſonen, die kaum eine kurze Zeit mit einander umgehen können, ohne von Eitelkeiten zu ſprechen, in einer ihrer gewöhnlichen Zuſammenkünften, die vier oder fünf Stunden dauert, ihre Geſpräche nur über die Sittenlehre und Erbauung erſtrecken ſollten. Ja, wer wollte dem Freymäurerſaal mehr Heiligkeit und Vorrecht als der Kirchen ſelbſt beymeſſen.

Will man Zuſammenkünfte machen, und ein Mitglied einer Brüderſchaft werden: ſo erkläre man ſich zu einem Geiſterlehrer; man ergreife deren Unterweiſung, man entſchlage ſich nemlich des körperlichen ſo viel möglich, man räche ſeine Seele und ihre Rechte, und führe einen ganz geiſtlichen Wandel. Malebranche hätte billig mehr Schüler ſeiner Lehre erhalten ſollen, als die Engelländer Freymäurer geworben. Allein, die Menſchen, dem Fleiſch und Blute nach betrachtet, finden ihre Rechnung beſſer bey dem Vergnügen und der Zerſtreuung der Welt, als bey der Beſchäftigung ihres Verſtandes und Erhebungen ſeiner Würde. Die Geiſterlehre iſt gleichſam verlaſſen und aus der Welt verbannet; die Weltweisheit der Sinnen aber findet allerwegen ſtatt.

Ein

Ein und dreyſigſtes Hauptſtück.
Von gutem Gerüchte.

Mit gutem Gerüchte und einer Lotterie hat es gleiche Bewandniß. Man gewinnet oder verlieret öfters, ohne zu wiſſen warum. Ein Schelm wird täglich für einen ehrlichen Mann, ein Unwiſſender für einen Gelehrten angeſehen. Einige verwirrte Stimmen erheben ſich in einer Verſammlung, und verkündigen die Verdienſte oder die Fehler einer Perſon, und damit iſt er gerichtet. Der groſe Haufen wird dadurch eingenommen, und dabey muß es bleiben. Wer in öffentlichen Würden ſtehet, iſt eines guten Gerüchts verſichert, obſchon manchmal auf Unkoſten der Frömmigkeit; wären es auch nur ſeine Kundſchafter oder ſeine Bedienten, Leute die von ihrer Seele nichts wiſſen, ſo werden ſie gewiß Wunder von ihm erzählen. Indeſſen hat eben derſelbe Menſch öfters keinen Schein von Tugenden; denn, fällt er in Ungnade, ſo greifet die Wahrheit wieder nach ihren Rechten, und ſtellet denjenigen als ein bloſes Gerippe vor, der vorher voller Naturgaben und Verdienſte zu ſeyn ſchiene.

Weil man mit ſich ſelbſten nicht genug bekannt iſt, ſo glaubet man die Tugenden zu beſitzen, welche die Schmeichler uns zuſchreiben,

und entrüſtet ſich, wenn man uns böſer Abſichten beſchuldiget. Soll uns das Urtheil unſinniger Leute Friede und Ruhe verſchaffen, wenn Aufruhr und Unordnung in unſerm eigenen Herzen wohnet, und kann uns jenes hingegen derſelben berauben, wenn unſere Seele ſich beſitzet und kennet? Der gute Name iſt gemeiniglich nur ein Firniß, den der Eigenſinn dieſem vorzüglich vor jenem anſtreichet; wer ſeine Pflichten wohl wahrnimmt, hat nach allen ſolchen Geſprächen nichts zu fragen. Das Lob oder der Tadel verändern das Weſentliche unſerer ſelbſt im geringſten nicht. Der Weiſe ſiehet den groſen Haufen nur als einen Schwarm von Schnacken an, die ſtechen und brummen. Er öffnet ſich die weite Rennbahn der Ewigkeit, und ſiehet um derſelben her, als in dem Feld, die Menſchen und ihre Reden in den tiefſten Abgrund ſtürzen.

Wenn wir dieſe Umſtände in der Nähe mit der Wahrheit vergleichen, ſo ſiehet man, daß bey dem Lob der meiſten Helden, man die Vernunft ihrer Würde beraube und die Tugend verächtlich mache. Unſer inwendiges Licht würde dieſen äuſerlichen Schein, der uns blendet, gewiß vertreiben, wenn wir auf daſſelbe mehr acht hätten. Ein Menſch, der in der Welt ſich einen groſen Namen zu machen ſuchet, wird einem Narren nicht unähnlich ſeyn, der ſeine Tage damit zubringet, daß er hin und her vier oder fünf Silben ſchreibet, und vergeblich ſich bemühet, ſie vor dem Untergang zu bewahren. So ſehr man ſich aber bemühe, ein allgemei-

nes gutes Gerücht zu erhalten, ſo wird der Weiſe doch ſeine Stimme ſo ſchlechterdings nicht verſchwenden; er wird durch die ſchönſte Scheintugenden des Menſchen bis zu ſeinem verborgenen Innerſten hindurch ſehen, und ihn ſehr vorſichtig unterſuchen, bevor er ſich entſchlieſ- ſet, über deſſen Verdienſt ein Urtheil zu ſprechen. Er vergißt allen äuſerlichen Pracht und Ehrenbegleitung eines Vornehmen, um nur die Perſon zu betrachten; er löſet ſie wohlbedächtlich auf, und läſſet ſich durch nichts hintergehen.

Newton war einer von denen, die in einem guten Gerüchte geſtanden, und wird in ſolchem jederzeit bleiben; in den Augen der Wahrheit aber würde er ein weit gröſerer Mann geweſen ſeyn, wenn er vielmehr an Erkenntniß der wahren Religion, als an Erfindung einer neuen Weltweisheit gearbeitet hätte. Er ſuchte auſer ſich ſelbſt ein vergängliches körperliches Licht, und bemerkte nicht in ihm ſelbſt ein göttliches Licht, durch welches er alle ſeine Irrthümer hätte einſehen können. Man ſiehet überdas, daß Newton bey allem Glanz ſeines guten Namens, weder ſo bekannt noch berühmt geweſen, als der kleinſte Held unſerer Religion. Darin lieget die Kraft der Wahrheit, daß ſie die groſen Geiſter, die in Irrthum verfallen, herunter ſetzet; die Einfältigen hingegen zur höchſten Ehre erhebet. Man kann jedem Weltweiſen Trotz bieten, ob er zu ſolchen Ehren gelangen könne, als man den Heiligen erweiſet. Man richtet ihnen Tempel auf; man rufet ſie an; man

feyert mit Pracht die Verjährungen ihres Todes, welcher GOtt angenehm war. Man theilet ihre Namen den Kaiſern und Königen mit, die ſichs zum Ruhm gereichen laſſen dieſelben zu tragen. Franciſcus, jener arme Mann, iſt weit bekannter als Newton.

Die unverſtändige Welt mag alſo nur den Gelehrten und Völkerbezwingern ihren Beyfall geben. Die Wahrheit rächet ſich deßfalls, und erhebet nur den Weiſen, der GOttes und ſeines eigenen Weſens zu genieſen weis: den ſtellet ſie im Triumph dar, als den Vorwurf der Verehrung; weil alles gute Gerüchte, welches allein auf Reichthum, auf Verſtand, Würde und menſchliche Wiſſenſchaften gegründet iſt, nur ein eiteler Rauch, der ganz vergehet. Unſere Namen ſollen in dem Himmel ſelbſt angeſchrieben ſeyn und nicht auf dieſer elenden Erde, die ſamt den Blättern, auf welchen man uns rühmen kann, vergehet.

Wir ſagen **auf der Erden**; dieß iſt für unſere Namen noch zu allgemein; denn, ohngeacht er ſie in Vergleichung mit andern Himmelskörpern nur ein Stäublein, ſo ſind wir doch in dem allergröſten Theil derſelben unbekannt. In wie vielen bewohnten Gegenden weis man davon nichts, daß jemals ein **Peter der Groſe**, ein **Carl der XII.** geweſen? So grosmüthige Helden auch dieſe Fürſten waren, ſo waren ſie doch kaum der gröſten Hälfte ihrer Unterthanen bekannt; ja kaum wuſten ſie ihre Namen, zu geſchweigen ihre Thaten. Die auf dem Felde wohnen, und

die gröſte Menge ausmachen, wiſſen von weiter nichts, als ihren Dörfern. Wie betrieget man alſo ſich ſelbſt durch Hochmuth, wenn man glaubet groſes Aufſehen in der Welt zu machen. Unſer Name iſt nur ein Ton, unſer Gedächtniß ein Traum, die Zeit unſers Lebens nur ein Augenblick. Wir können anders nicht gros werden, es ſey denn, daß wir uns mit dem Weſen aller Weſen aufs genaueſte vereinigen, und unſerer Seelen genieſen, deren Unſterblichkeit weit höher zu ſchätzen iſt, als alle vergängliche Hoheit und Ehre.

Zwey und dreyſigſtes Hauptſtück.

Von dem Verdienſt.

Verdienſt iſt ein gleichlautendes Wort, welches eine jede Leidenſchaft nach ihrer Art ausleget: doch dem ſey, wie ihm wolle, ſo beſtehet ein weſentliches Verdienſt, welches von Gewohnheiten, Zeiten, und Vorurtheilen ohnabhänglich, den Menſchen Verwunderung erwecket, und den Neid zittern macht, weder in einem beweglichen Verſtand, noch ſcheinbarer Tugend, noch allgemeiner Wiſſenſchaft. Oefters findet es ſich bey dem einfältigſten gemeinen Menſchen, der die geringſten Naturgaben zu beſitzen ſcheinet. Wer ſich ſelbſt erforſchet und ſich ſelbſt kennet,

net, der hat wahren Verdienſt. Eine allezeit gleiche Lebensart, eine vortreffliche Aufrichtigkeit, eine gemeſſene Einrichtung des Verſtands, der alle Vorurtheile übertrift, eine in allen Begebenheiten ohnwandelbare Grosmuth der Seelen, machen das wahre Verdienſt aus, welches man in unſern Tagen gerne verwahrloſet, und nur nach falſchem Blendwerk ſtrebet. Das wahre Verdienſt ſchmachtet öfters in der Armuth, wenn das falſche und entlehnte Verdienſt in den gröſten Würden pranget. Doch, ſo wollen wir es ſelbſt eingerichtet wiſſen: denn anſtatt daß man den Chineſern nachahmen ſollte, und nur denenjenigen, deren Weisheit und Tugend durch alle Grade auf die Probe geſetzt und bewährt befunden worden, Würden und Belohnungen beylegen ſollte; ſo verkaufet man die Aemter. Die Reichſten ſind jederzeit die fähigſten: ja das Geld iſt noch nicht einmal das einzige Mittel, zu ſeinem Zweck zu gelangen, den Richterſtuhl zu beſteigen, Kriegsheeren vorzuſtehen, und die wichtigſte Stelle in einem Staat zu begleiten; Gunſt und Schmeicheley haben gleiches Vorrecht. Dieſe ſind die drey Triebfedern an Höfen und in Städten. Wer nicht reich iſt, keine Gönner hat, und nicht zu ſchmeicheln weis, hat ſich keiner Beförderung zu verſehen. Iſt etwa hier oder da ein Höfling, der das wahre Verdienſt zu entdecken, und aus der Finſterniß hervor zu ziehen wiſſe, ſo iſt ſolcher eine Art von Wundergeſchöpfe,

Geſchöpfe, welches man in den Geſchichten mit groſem Aufſehen anführet.

Nichts iſt mehrerem Mißbrauch unterworfen, als das Wort Verdienſt. man verſchwendet es ſo ſehr, daß verdienſtliche Männer aller Orten ausgebreitet zu ſeyn ſcheinen, obſchon groſe Städte öfters derſelben kaum zwey oder drey enthalten. Weil aber die Menge der Unwiſſenden, damit die Welt angefüllet iſt, zum unterſcheiden keine Fähigkeit hat; ſo erlangen die Narren Beyfall und Sieg. Wo ſich etwa noch einige erleuchtete Perſonen finden, die Mittel gefunden, ſich von unſerer Nichtswürdigkeit los zu reiſſen; ſo fliehet und verſtöſet man ſie. Die Groſen ſcheuen ſich vor denen, die fähige Naturgaben haben, aus Furcht daß ihr Weſentliches entdecket, und ihnen der äuſere Schein eines guten Gerüchts entzogen werde, welche ihnen die Hochachtung der Unwiſſenden noch beybehält. Die Sinnlichen wollen lieber die härteſten Speiſen verdauen, als eines erleuchteten Menſchen Geſpräche anhören. Die Narren finden mehr Vergnügen an einer Karte, als an den vortrefflichſten Büchern. So ſcheinet das Verdienſt aller Orten Aufſehen zu machen, da doch allein die Kraft der Wahrheit in gewiſſen Gelegenheiten, als bey Widerwärtigkeiten oder im Tode, der Tugend Gerechtigkeit wiederfahren läßt; da greifet ſie wieder zu ihren Rechten, und gefällt ſich ſelbſt in den Feinden.

Ohne Zweifel wird dieſe Abſchilderung diejenigen, die in ſich ſelbſt zurück zu gehen wiſſen, in Schröcken ſetzen. Man ſiehet öfters in Städten eine gewiſſe Art von Thieren, die den Namen und die Geſtalt von Menſchen haben, dabey aber weder menſchliche Sitten noch Vernunft haben. Setzen wir in der That vor einen Augenblick voraus, daß alle Weſen, die wir vernünftig nennen, auf einmal Affen oder Papageyen würden, und daß unſere Städte keine andere als dieſe Einwohner hätten; ſo würde (man muß es mit Zittern geſtehen) die Lebensart von der itzigen nicht unterſchieden ſeyn. Die Papageyen ſprechen Worte, deren wir uns auch in unſern Reden bedienen; die Papageyen prangen mit ſchönen Federn, und unſere Eitelkeit leuchtet aus unſern Kleidern hervor: ſie eſſen und ſchlafen; wir thun ein gleiches. Die Affen beſchäftigen ſich den ganzen Tag, eine Nuß oder Stückgen Papier in ihren Pfoten herum zu drehen: die Menſchen wenden immerfort Karten in ihren Händen herum; ſo daß ein wohl unterrichteter Affe ihre Lebensart vollkommen nachzuahmen wiſſen wird. Ohne Wein, Taback und Karten, ſcheinen wir nicht zu beſtehen.

Gewiß iſt in dieſen Betrachtungen nichts übertriebenes, und ſie zeigen ſich ſo natürlich, daß die meiſten unſerer heutigen Schriftſteller, die von ſolcher Unordnung gerühret ſind, uns ohne Scheu verſichert haben, wir ſeyen gleicher Natur mit denen Thieren. Sie haben

unſere Thaten mit unſerm Weſen vermengt; und obſchon ſie hierin gros Unrecht haben, ſo haben wir vielleicht noch weit gröſer Unrecht, daß wir ihnen dazu Anlaß gegeben.

Es iſt unglaublich, wie viel unſere nur obenhin wahrgenommene Auferziehung dazu beytrage, daß wir uns ſelbſt und andere Dinge auſer uns, nur obenhin ſehen und betrachten. So körperlich die Welt auch ſey, ſo würde ſie uns doch die Wirkungen unſerer Seelen ſtets von neuem entwerfen, wenn wir darauf ſorgfältig acht hätten; wir würden die vortrefflichſte Beziehung der natürlichen Welt auf die geiſtliche Welt entdecken: allein wir bleiben Sklaven des irrdiſchen, und wollen weder geiſtlich werden, noch uns durch Betrachtung der ſichtbaren Geſchöpfe zu unſichtbaren Dingen erheben; indeſſen iſt nur dieſe Beſchäftigung ein wahres Verdienſt zu nennen. Iſt es nicht in Wahrheit bewunderungswürdig, daß man in ſich ſelbſt das Muſter und Urbild aller Wunderzeichen und aller Wirkungen der Natur findet? in ſeiner Einbildung die Gährung der vier Elemente; in ſeinem Willen die anziehende Kraft; in ſeinem Verſtand die Blitzſtrahlen; in ſeinen Leidenſchaften ein Erdbeben; in ſeinen Abſonderungen die Finſterniſſe; in ſeinen Werken die Arbeit des Bergſaltzes und der Metalle; in ſeinen Begierden die Blumen; in ſeinen Tugenden die Früchte.

Die ewige Weisheit, die uns zu den Ameiſen führet, um uns unſere Schuldigkeit zu zeigen,

zeigen, hat alle Theile dieſer körperlichen Welt ſo eingerichtet, daß ſie alle zu Mittel dienen, uns an uns ſelbſt zu erinnern. In den geringſten Wirkungen der Natur, finden wir einen Abdruck unſerer Säfte, unſerer Neigungen und unſerer Handlungsweiſen. So trägt ein jedes vernünftige Weſen einen kurzen Begriff des Weltkreiſes in ſich, und der Verdienſt beſtehet darin, daß man dieſes wol einzurichten weis, gleich wie GOtt, die ewige Weisheit, die ganze Welt, die wir bewohnen, weislich eingerichtet hat. Wir müſſen alſo dahin wol bedacht ſeyn, daß wir in uns den Tag auf die Nacht mit genauer Sorgfalt folgen laſſen: das iſt, unſere geiſtliche Wirkungen mit den zeitlichen Beſchäftigungen vereinigen; unſere Sinnen durch unſere Seele erleuchten, gleichwie die Sonne den Mond; gute Früchte herbringen, wie uns die Erde auch dergleichen hervor bringt; die Dürre unſeres Herzens befeuchten, gleichwie der Regen die Felder erfriſchet; reden und ſchweigen, wo es nöthig und nützlich zu rechter Zeit, gleichwie die Witterungen auch ihre Zeiten der Abwechſelung halten.

Seine Seele in Friede und Ruhe beſitzen, iſt die Kunſt eines Weiſen. Alle Erkenntniſſe und alle Naturgaben, die uns von uns ſelbſt abziehen, oder in uns ſelbſt ſtreiten, ſind zu befürchten und zu fliehen. Der wahre Verdienſt befindet ſich lieber alleine, mit einer einfältigen, reinen und friedfertigen Seele gezieret, als daß er die Laſt einer hochmüthigen aufrühriſchen Wiſſenſchaft ertragen müſſe.

Drey und dreyſigſtes Hauptſtück.

Von der Gütigkeit.

Wenn wir nur auf der Menſchen Gütigkeit acht haben, ſo können wir nicht glauben, daß ſie GOttes Ebenbild ſeyen. GOtt öffnet ſeine Schätze der ganzen Welt; und die Menſchen beſitzen einen ohnerhörten Geiz. GOtt ſiehet keine Perſon an; und die Menſchen lieben nur die Hohen und Schmeichler. GOtt vergiebt, wenn man ſich zu ihm bekehret; die Menſchen ſind über ein angethanes Unrecht unverſöhnlich und unvergeßlich. GOtt tröſtet uns in unſern Widerwärtigkeiten; die Menſchen aber unterdrucken den Armen in ſeinem Elend.

Wir werden noch ärgere Dinge ſehen, wenn wir weiter gehen, da die Menſchen aus Furcht gut zu werden, und um andere davon abzuhalten, die Gütigkeit ſelbſt lächerlich gemacht. **Ein guter Mann** heiſet heutiges Tages ſo viel als ein dummer Kopf. Will man ſich nach der neuen Art einſtellen, ſo muß man liſtig und erfahren ſeyn in zeitlichen Geſchäften: denn ſo man ſeinen Brüdern gerne Hülfe und Dienſt leiſtet, mit ſeinem Geſinde freundſchaftlich redet, ſich aufrichtig und gegen alle Menſchen leutſelig bezeuget; ſo wird man für thörigt und ohnverſtändig gehalten. Wie ſehr ſind

ſind wir von jener erſten urſprünglichen Gütigkeit entartet? Wir müſſen geſtehen, daß wir noch deren Spuren bey unſern Grosvätern zur Zeit unſerer Kindheit gefunden; die Merkmale der aufrichtigen Einfalt, die aus ihren Seelen hervor glänzten, machten ſie allen und jeden werthgeſchätzt. Sie wurden geliebt von ihrem Geſinde und Nachbarn, und die Redlichkeit bahnte allen ihren Tritten den Weg. Die Kunſt der Verſtellung war ihnen ganz fremde; und wo ſie ja einmal eine hohe Sprache annahmen, ſo geſchahe dieſes gegen ihren Willen gezwungen, und aus Furcht den Sitten, die dazumal ſich ſchon zum Verderben neigten, etwa ſonſt zu widerſprechen. Die urſprüngliche Gütigkeit, die in unſer Herz eingegraben, iſt leider nach und nach gänzlich verfälſchet worden. Man iſt geſelliger und höflicher worden; allein zum Nachtheil der Gütigkeit. Die Wiſſenſchaften ſelbſt, durch anhaltendes Einflöſen des Hochmuths und Schmeicheley, haben die Vertraulichkeit zernichtet, die unter Leuten von gleicher Art herrſchen ſollte.

Indeſſen iſt die Gütigkeit keine willkührliche Eigenſchaft, die wir nach eigenem Gefallen annehmen oder verlaſſen können. Sie iſt die Menſchlichkeit ſelbſt, nemlich unſer Weſen, weil wir dazu erſchaffen ſind, GOtt und unſern Nächſten zu lieben und Barmherzigkeit zu üben. Die Gütigkeit geziemet ſich in allen Religionen und an allen Orten, weil ſie die vorzügliche Eigenſchaft aller Menſchen ſeyn ſoll.

ſoll. Ein Werk der Gütigkeit gefället gewiß allen Völkern, von welcher Sekte ſie auch wohl ſeyn mögen.

Ein Menſch, der ſein ſelbſt genieſet, muß nothwendig und in der That gut ſeyn, weil die Gütigkeit ſein Weſen iſt. Die Leidenſchaften verhindern uns, zu uns ſelbſt zu kommen, und zu erkennen, was wir ſind. Wir ſetzen die Redlichkeit, dieſe urſprüngliche Tugend, beyſeite, und unterſchieben eine gewiſſe Zweyfältigkeit, welche wir für den Grund unſerer ſelbſt anſehen. Gefolglich können diejenigen die über uns geſetzt, die uns gleich, und die uns untergeben ſind, uns insgeſamt nicht ertragen. Wir ſind Sturmwinde, anſtatt daß wir gutthätige Wolken ſeyn ſollten. Beſitzet ein Weiſer keine Reichthümer, davon er mittheilen kann, ſo giebt er wenigſtens gute Beyſpiele zur Nachfolge, ſein Unvermögen weis er durch tröſtliches Zureden zu ergänzen, mit welchem er ſich an die Nothleidende wendet, und dieſelben als ſeine eigene Angehörige betrachtet.

So erkläret und beweiſet ſich die Gutthätigkeit. Sie hängt weder von Schätzen noch Gunſt ab; und welch trauriges Schickſal würde es auch in der That ſeyn, wenn dieſes wäre.

Der gröſte Theil der Reichen und Vornehmen hat keine Seele, und es iſt ohnmöglich ihnen eine einzuflöſen. Sie leben mitten unter ihrem Hausgeſinde als Wüteriche, und öfters wäre es beſſer ihr Hund als ihr Diener zu ſeyn; man behandelt ſeine Untergebene als ob ſie von

Eiſen, oder von ganz anderm Stoff als andere Menſchen wären; man redet mit ihnen auf das ungeſtümſte, um ſie zu unterdrucken, und man fraget wenig darnach, ob ſie leben oder umkommen. Kann ein wilder Heide wol härter ſeyn dann wir?

Wo findet man ſolche Gütigkeit, die nicht mißtrauiſch, die alle Menſchen als ehrbare und fromme anſiehet, die ſich der Wahrheit freuet, die weder Eigenſinn noch Hochmuth beſitzet? Die Gütigkeit, die alles erduldet, die ſich niemals beklaget, die ſich demüthiget und erniedriget, die alles vergiebt, die alle tröſtet? Ja wo findet man ſie anders als in dem Herzen eines chriſtlichen Weltweiſen? Dieß iſt der Einbegriff der ganzen Religion, und daraus mag man urtheilen, ob ſo viele leichtfertige Geſchöpfe gegründete Urſache haben, ſich gegen das Chriſtenthum aufzulehnen und es abzuſchwören. Ihr Geſchrey, ihre Schmähſchriften, ihre Läſterungen können doch nichts mehr ausrichten als ein Herz entdecken, welches ganz verdorben und ein Feind des menſchlichen Geſchlechts iſt. Ein gutthätiger Menſch iſt dem ſinnreichſten, gelehrteſten, und hochangeſehenſten weit vorzuziehen. Wir ſind in Wahrheit nicht alle gebohren, um groſe Herrn und Gelehrte zu werden; dazu ſind wir aber alle erſchaffen, gut zu ſeyn und gutes zu thun, als die Knechte eines weſentlich guten Meiſters, eines höchſtgütigen GOttes, deſſen Wege und Werke alle gut ſind.

Vier und dreyſigſtes Hauptſtück.

Von Heldenthaten.

Weil es ein eingeführter Gebrauch iſt, den Ehrennamen Heldenthaten nur denen Thaten eines Mannes beyzulegen, der im Krieg Leute umbringet, und ſich ſelbſt umbringen läſſet; ſo wollen wir auch itzt den allgemeinen Weg der Vorurtheile einſchlagen, und die kriegeriſche Verrichtungen nach der Billigkeit betrachten. Wir bringen zuforderſt eine Abſchilderung bey, die uns die Vorſtellung des Herrn la Bruyere von unſern Schlachten und Siegen mittheilet, wenn er ſich folgendermaſen erkläret: „ Wenn man uns ſagte, daß „ alle Katzen des Landes ſich mit tauſenden in „ einer Ebene verſammelt hätten, und nach dem „ ſie aus allen Kräften ihre Katzentöne ausge- „ ſchrien, mit der gröſten Wuth auf einander „ losgegangen wären, und mit Zähnen und „ Klauen feindſelige Thätlichkeiten ausgeübet „ hätten, daß in dieſem Gefechte von beyden „ Seiten neun oder zehn tauſend Katzen geblie- „ ben wären, durch deren Geſtanck die Luft „ verunreiniget worden; würde man dieſes nicht „ als das abſcheuligſte Gemetzel, ſo zu erdenken „ wäre, anſehen? Wenn man uns weiter hin- „ terbrächte, daß dieſe Thiere um Ruhm und „ Ehre föchten; würden wir nicht von Herzen „ lachen?

„ lachen? Indeſſen iſt doch dieſes unſere eigent-
„ liche Abbildung; man hat noch überdas Pfeile
„ und Säbel erdacht, weil wir ſchwächer als
„ die Thiere, und mit unſern Händen mehr
„ nicht ausrichten konnten, als die Haare aus-
„ reiſſen und das Geſicht zerfetzen.“

Wenn wir dieſem Gleichniß die Urtheile verſchiedener Schriftſteller des Alterthums über dieſen Anlaß hinzufügen wollten; ſo würden wir in eine ohnangenehme Weitläuftigkeit verfallen. Doch Seneca kann hier in aller übrigen Namen auftreten, und um ſo vielmehr, da er öfters ihre Gedanken zuſammen faſſet. „ Alexander,
„ ſagte er, war von Jugend auf ein Räuber;
„ er wurde in der Folge der Zerſtörer aller
„ Völker, die Geiſſel des menſchlichen Ge-
„ ſchlechts, der Untergang ſeiner Freunde
„ und Feinde.“

In dieſen wenigen Worten, welche die Tapferkeit der Todtſchläger entwerfen, erkennet man ſo gleich das Ebenbild der meiſten Helden. Wir wiſſen alle, daß die Kriegskunſt, durch die Leidenſchaften und Ungerechtigkeiten der Sterblichen, ein nothwendiges Uebel geworden. Wir wiſſen, daß GOtt ſich den HErrn der Heerſchaaren nennt; daß er öfters ſeinem Volk befohlen in Streit zu ziehen, und durch augenſcheinliche Wunderwerke die Niederlage der Philiſter beförderte. Wir wiſſen aber auch auf der andern Seite, daß unter ſo manchen angekündigten Kriegen, ſehr viele ungerecht, boshaft und ausſchweifend ſind.

Es geziemet Leuten von mittelmäſigem und niedrigem Stande nicht, davon zu urtheilen (wie leider dieſe übertriebene Gewohnheit in unſern Tagen aufs höchſte eingeriſſen iſt): denn wenn die Sache zweifelhaft, ſo erkläret ſich das Vorurtheil jedesmal auf die Seite ſeines Oberherrns. Doch überhaupt bleibt es gewiß, daß in jedem Jahrhundert bey dem geringſten Vorwand von Beleidigung ganze Ströme Bluts vergoſſen worden; und daß der Krieg ohne Ausnahme eine Ruthe des Himmels, eine gerechte Ahndung des göttlichen Zorns ſey. Ein Völkerbezwinger und ein Wüterich ſind nur einen Grad von einander unterſchieden; eine Heldenthat kommt einem willkührlichen Todtſchlag ſehr nahe, und man kann ſich öfters in ſolchen Umſtänden einen Argwohn zuziehen, in welchem man ſich ſehr ſchwerlich rechtfertigen mag.

Wenn wir die Heldenthaten in ihrem gröſten Glanz betrachten, ſo iſt es noch zweifelhaft, ob ſie ihr Anſehen nicht der Ruhmredigkeit zu verdanken haben? Denn da alle Augen auf einen Kriegsheld gerichtet ſind, ſo kann ſeine Tapferkeit leichtlich nur im äuſern beſtehen, und mehr eine Scheintugend als ein innerlicher und weſentlicher Muth ſeyn. Wir finden vielfältige Beyſpiele in den Geſchichtsbüchern, daß Helden, die man ſelbſt für Götter angeſehen, gefehlet haben, wenn keine Zeugen ihrer Thaten vorhanden waren. „Der „Heldenmuth iſt eine Tugend, ſagt Abbadie,

„die

„ die einem Kunſtwerk zu vergleichen, wel-
„ ches durch Federn ſteiget und abläuft.“

Diejenigen alſo, die man Helden nennet, haben gemäs dem ſo uns die Erfahrung lehret, öfters eine fremde entlehnte Tapferkeit; eine Tapferkeit, welche aus der Begierde ſich gros zu machen und aus Furcht ihr Anſehen zu verlieren, entſpringet; eine Tapferkeit deren ganzer Verdienſt und Glanz in den Augen derer die den Ueberwinder begleiten, und in dem Getümmel, welches ihn von ſich ſelbſt abziehet, beſtehet. Die meiſten Menſchen ſind ſich ſelbſt nicht mehr eigen, wenn ſie einen Sieg erhalten. Anſtatt daß ihr Herz dann ganz vollkommen ruhig und zufrieden ſeyn ſollte, ſo miſchet es ſich in ſo viel zeitliche Vortheile, daß es eine Schande wäre es öffentlich ſehen zu laſſen.

Wo ſind die Helden, die nicht ihren Namen und Geſchlecht berühmt zu machen ſuchen; die nicht mit groſer Willfährigkeit an die Höfe zurückkehren, um da die Ehre ihrer Siege und Wunden öffentlich auszubreiten; die nicht mit Eifer und Nachdruck Belohnungen ihrer Tapferkeit begehren; die nicht vor Vergnügen entzuckt ſind, wenn ſie in Zeitungen ihre Thaten noch mehr ausgezieret leſen? Man ſiehet keinen Römer mehr, der rühmlich das Schlachtfeld verläſſet, und ſich wieder auf ſein Feld zum Ackerbau, oder in ſeine Hütte zur Uebung der Weltweisheit begiebt.

Man ſtelle ſolche weit ausgeſchriene Heldenthaten, dem gemeinen Genuß ſeiner ſelbſt einmal entgegen, und einen Menſchen betrachte, deſſen Eifer und Ehrgeiz nur nach dem Beſitz des Himmels gerichtet iſt, der bey allen Verſpottungen und Lobeserhebungen ohnempfindlich, der keinen andern Gönner und Vergelter ſeiner Tugenden als GOtt allein begehret, der keine gröſete Feinde zu bezwingen erkennet als ſeine Leidenſchaften, und der dieſe überwindet; der keine Abwechſelungen des Glücks oder Unglücks der Zeiten befürchtet; der dem Tod jeden Augenblick entgegen ſiehet, und vor deſſen traurigem Anblick ſich nicht entfärbet; ob ein ſolcher Menſch nicht alle unſere Kriegshelden übertreffe, und ob dieſe wohl mit demſelben in Vergleichung zu ſtellen ſeyen.

Es iſt allerdings rühmlich, für das Vaterland ſich aufzuopfern, und den Vortheil ſeines Landesherrn zu verfechten; es iſt nicht allein eine Ehre, ſondern eine Schuldigkeit; nur kommt es darauf an, ob man nicht vielmehr für ſeinen eigenen Nutzen als für das gemeine Beſte ſtreite, und ob man ohne Zeugen und Beyfall die nemliche Thaten thun würde, die man in Geſellſchaft eines anſehnlichen Kriegsheeres thut: denn, wo dieſes nicht wäre, ſo würde ein Kriegsmann einer Perſon auf der Schaubühne gleich werden, der eine gezwungene Rolle ſpielet, und der eben ſo wenig ein Held, als ſein Mitgeſelle ein König

iſt,

iſt, weil er deſſen Kleidung und Würde nachahmet.

Wer dadurch ein Held zu werden vermeinet, daß er dem Tode Trotz bietet, der irret gar weit. Iſt dann der Tod die Zernichtigung unſers ganzen Weſens, daß man ihn ſo freventlich ausforden darf? Und wo ja, gegen alle Möglichkeit, auch dieſes wäre, würde der Menſch ſich nicht ſelbſt widerſprechen, wenn er in ſein Lebensende willkührlich einwilligte? denn nichts widerſtreitet der Natur mehr als die Zernichtigung. Wer alſo ſeinem Tod entgegen laufet, verleugnet die Natur. „Wie ängſtlich wäre die Vorſtellung „des Todes, wenn alles damit geendiget „wäre,“ ſagt la Bruyere; und in der That, wir würden der Früchte unſerer Heldenthaten für allezeit verluſtig ſeyn, und es wäre kein Unterſcheid, auf dem Thron oder einem ſchändlichen Todtengerüſte zu ſterben.

Ein wahrer Held trotzet dem Tode nie; denn es iſt gewiß die gröſte Thorheit, mit einer ſo ernſthaften Begebenheit, die mit ſo erſchröcklichen Folgen verpaaret gehet, zu ſcherzen. Er erwartet vielmehr in Gelaſſenheit allerwegen ſein Ende, wo es GOtt gefällig ſeyn wird, ihn abzurufen. Er begiebt ſich dem zufolge dahin, wo ihn ſeine Schuldigkeit hinweiſet; da iſt er mit dem Andenken der zukünftigen Ewigkeit weit mehr als der Ehre des vergänglichen Lebens beſchäftiget; er opfert ſein Leben ſeinem Fürſten und Vaterland auf;

er verlachet keineswegs, nach dem Beyſpiel eines unſinnigen Frevlers, den entſcheidenden Schlag ſeiner bevorſtehenden Ewigkeit; nein! er ſiehet dieſen vielmehr als den ſtärkſten Beweggrund an, der ihn verpflichtet auch mitten unter Feuer und Schwerdt ſtandhaft auszuharren.

Fünf und dreyſigſtes Hauptſtück.

Von der Ehrenrettung.

Wenn man nicht alle Ausſchweifungen, deren ein Menſch fähig iſt, kennete; ſo wäre nicht zu begreifen, wie ein Volk den Zweykampf erdacht, und ihm nachher den Namen Ehrenrettung einmüthig beygeleget hätte. Wir ſollten auf Koſten unſeres eigenen Lebens die Täge unſers Nächſten wieder zu kaufen ſuchen; und wer dieſes gethan, hat ſich gewiß jederzeit unter uns unſterblich gemacht. Durch welche ungereimte Folge wollen wir aber der Wuth eines Raſenden, der das Blut ſeines Freundes oder Nachbaren zu vergieſſen keinen Scheu träget, Beyfall geben? Wenn aber der Ruhm nach unſerem Eigenſinn willkührlich iſt, ſo kann man ſich viele Ehre erwerben, wenn man in einem Lande ſich ſelbſt am Leben verletzet, und in einem andern im Zweykampf ſtirbt. Wie es aber an

der einen Seite die ſträflichſte Raſerey iſt, ſich ſelbſt das Leben zu rauben; ſo iſt es an der andern Seite die unverſchämteſte Niederträchtigkeit, ſich in einen Zweykampf einzulaſſen. Es beſtehet eine weſentliche Ehre, die ſo lauter als der helle Tag, die von den menſchlichen Leidenſchaften und Vorurtheilen ohnabhänglich, den Beyfall der ganzen Welt erlangt, und in den Geſchichten ohne Verſtellung und Verfälſchung aufgezeichnet wird.

Von unſern vermeinten Ehrenrettungen, oder vielmehr Zweykämpfen, kann man dieſes gewiß nicht behaupten, die als ohngefähre Zufälle ſich ſelbſt mit möglichſter Vorſichtigkeit zu verbergen und zu unterdrucken ſuchen. Wer hat je auf den Gräbern der Zweykämpfer eine Lobrede ihrer Grosmuth gefunden? Man hält die Art ihres Todes vor dem gemeinen Haufen ſo viel möglich geheim, und niemand, der es weis, iſt ſogar befugt, es einem andern in Vertrauen zu entdecken. Iſt es aber eine ſo groſe Ehre, ſo muß man es öffentlich bekannt machen, wie etwa den Tod deſſen, der bey einer Belagerung oder Ausfall geblieben. Die Landesherren verbieten dieſes, wird man dagegen einwenden: allein würden ſie es wohl verbieten, wenn eine wahre Ehre darin läge auf ſolche Weiſe umzukommen, da ſie ſich doch bemühen die Tapferkeit anzuſporen, und da es ihnen zum gröſten Vergnügen gereichet, wenn ihre Unterthanen ſich im Streit üben? Sie wiſſen aber, daß dieſes des rechten Muths er-

mangeln heiſe, wenn man ein, öfters zufällig, entfahrenes Wort nicht ertragen kann; daß es ſchändlich ſey, denenjenigen Ehre zu erweiſen, die ſich ſelbſt nicht ehren, und ihr eigenes Leben ſo leichtfertig verwahrloſen, welches doch gewöhnlich der Ausgang eines Zweykampfs iſt. Man achtet das Glück zu leben, und den Vorzug ein Menſch zu ſeyn für nichts. Man bringt ſich mit mehrerer Wuth um, als reiſſende Thiere; und eben als ob man über ſein und eines andern Leben zu gebieten Recht habe, tödtet man, und läſſet ſich tödten nach eigenem Wohlgefallen. Man vergißt, daß man dem Staate angehöre, und daß man dem König und Vaterland einen Unterthan raube, wenn man ſich ſelbſt oder einem andern das Leben nimmt.

Da uns die göttliche Vorſehung aus nichts hervorgebracht, und auf einige Augenblicke in dieſe Welt geſetzt: ſo hat ſie ſich das Recht vorbehalten, uns wieder abzufordern, wenn es ihr wohlgefällt; uns aber geziemet es nach ihren Geſetzen nicht, unſer Lebensziel zu beſtimmen. Wir maſen uns alſo das Anſehen und die Gewalt unſeres Schöpfers unrechtmäſigerweiſe an, wenn wir unſere Hände mit dem Blute unſerer Brüder beſudeln; es ſey denn nach dem ordentlichen und unvermeidlichen Weg der Gerechtigkeit oder des Krieges, die man mit Recht als die Ausleger des göttlichen Willens anſiehet. Was würde es für ein Anſehen gewinnen, wenn ein jeder in ſeinen Zän-

kereyen Richter und Partey zugleich ſeyn, und über eine zugefügte Beleidigung ſich ſelbſt Genugthuung verſchaffen wollte? Wie bald würde die menſchliche Geſellſchaft ein Haufen Räuber und Mörder werden; das Menſchenblut würde wie Waſſerſtröme flieſen. Wir ſind alle in einer Abhänglichkeit von unſerm Landesherrn, Vaterland, Eltern, und von uns ſelbſt gebohren, einfolglich können wir ohne ſtillſchweigende Einwilligung dieſer ganzen Welt, welcher wir angehören, nicht ſterben.

Es iſt allerdings ſehr leicht, die ſchönſten Vorſchriften wegen Ehrenrettung zu geben, wenn man ohne Gemüthsbewegungen ſchreibet. Da aber dieſe Vorſchriften jederzeit gegründet ſind, ſo folget daraus, daß ein Menſch, der ſeines eigenen Weſens genieſet, allem Streit durch Höflichkeit und Gelindigkeit zuvor kommt; und damit er ſich an ſo viel tauſend unvernünftigen Weſen, mit welchen die menſchliche Geſellſchaft überſchwemmet iſt, nicht anſtoſe, ſo gehet er ihnen aus dem Wege, oder widerleget ſie mit Stillſchweigen. Man entgehet durch ſolches Mittel mancher ſchlüpferichen Gelegenheit, von welcher man itzt ſagen kann was man thun ſoll, allein nicht weis was man in dem Vorfall ſelbſt thun würde; obſchon man als Nachahmer der Römer, dieſes ſonſt heldenmüthigen Volkes, ſich niemals in einen Zweykampf einzulaſſen gedächte. Wann ein jeder ſich als ein

Mitglied des Vaterlandes anſehe, ſo würden, aus Liebe zu dieſem, alle beſondere und perſönliche Feindſchaften gar bald aufhören. So machte es jenes ſo hochberühmte und ruhmwürdige Volk. Der Verfaſſer der brandeburgiſchen Geſchichre, von welchem es nicht vermuthlich iſt, daß ihm die wahre Tapferkeit unbekannt ſey, redet von den Zweykämpfen mit vieler Verachtung; er kennet den Werth der Menſchen, und weis wie viel Sorge nnd Mühe es koſte, bis man ſie zu reifem Alter gelangen ſiehet.

Ende des erſten Theils, von dem Genuß ſeiner ſelbſt.

Zweyte Abtheilung

des

Genuſſes ſeiner ſelbſt,

oder der

gründlichen Anweiſung,

wie man

ſeine Glückſeligkeit

am ſicherſten

befördern könne und müſſe.

Nach der beliebten franzöſiſchen Ausgabe

des

Herrn Marquis Caraccioli.

Des Herrn
Marquis Caraccioli
Genuſſes ſeiner ſelbſt
Zweite Abtheilung.

Erſtes Hauptſtück.
Von dem Selbſtbetrug.

Der gröſte Theil der Menſchen lebet in dem Selbſtbetrug verſunken. Die Reichthümer ſind Träume; die Würden Geſpenſter; die Vergnügungen Schatten; die Vorurtheile Verführungen, die uns verblenden und erſticken; ſelbſt unſer eigener Leib, und unſere Sinnen verführen uns. Sie entlehnen Farben und Sprachen der Wahrheit, um uns die Liebe des körperlichen einzuflöſen, und uns daran unauflöslich angefeſſelt zu halten. Man hält den falſchen Schein noch nicht hinlänglich, um uns zu blenden und zu verderben; man richtet in allen Städten demſelben zu Ehren noch öffentliche Schaubühnen auf, und beſinget mit heller Stimme den Sieg der Liebe, der Ausſchweifung, und der Rache.

Alles iſt falſcher Betrug, wo es an Ueberlegungen fehlet. Man kan keinen Schritt

 thun,

thun, ohne Hinterliſt anzutreffen. Die Freunde ſind falſch, die Höflinge ſind Schmeichler, die Verwandten ſind eigennützig; die Wiſſenſchaften flöſen uns Hochmut, die Künſte Wolluſt ein; die Arbeit macht uns muthlos; die Reiſen verurſachen uns Zerſtreuung; die Einſamkeit Unluſt; der Umgang mit andern ziehet uns von uns ſelbſt ab, das Leſen verwirret unſere Vorſtellungen. Die Malzeiten reizen uns zur Unmäſigkeit; Krankheiten machen uns kleinmüthig, Armuth bringt uns in Verzweifelung. Auf welcher Seite man ſich alſo umſiehet, ſo betrieget man ſich ſelbſt. Betrug der Einbildung, welcher uns das Glück als eine Göttin abmalet. Betrug des Gedächtniſſes, welches uns an ſträfliche Lüſte errinnert. Betrug des Willens, daß wir uns nach nichtswürdigen und ſchädlichen Vorwürfen ſehnen.

So ſind wir immerwährend das Spiel alles deſſen, ſo uns umgiebet; wir finden um uns nichts als Gelegenheiten zur Verwirrung und Verführung. Die natürliche und ſittliche Welt ſcheinet ſich vor unſern Augen zu verkleiden, und beyde uns nur eine betriegliche Oberfläche darzuſtellen. Unſere Leidenſchaften geben der Welt jeden Augenblik eine andere Geſtalt. Bald wird ſie uns annehmlich, bald unerträglich. Heute verehren wir die Menſchen, und morgen ſchämen wir uns unſerer eigenen Art und fliehen ſie.

So ſeltſam iſt unſer Geſchmack und unſere Gemütsbeſchaffenheit. Es iſt ein vermiſchter und abwechſelnder Auftritt, um uns deſto länger und ſicherer zu verblenden. So bedarf es keines Schlafs, wenn wir Geſchichte und Träume haben wollen. Unſer Wachen iſt öfters hierin ärger als der Schlaf.

Ein Menſch, der ſeines Weſens genieſet, kann alle dieſe Kunſtgriffe, die uns umgeben, leichtlich erörtern: er allein kann die Unglücksfälle vorausſehen, die einem Reichen, den man für vollkommen glücklich ſchäzet, bevorſtehen; er allein erräthet die Niedrigkeit der Groſen, den Verdruß der Hofbedienten, die man als Gottheiten anſiehet. Er allein erweget die ſtille Ruhe eines Ackermanns, der ſein Brod im Schweis ſeines Angeſichts iſſet; er unterſcheidet die Leidenſchaften von den Tugenden, und ſiehet ſeine Seele, als ſeine unumſchränkte Beherrſcherin an.

Wie ſtark und gewönlich iſt nicht der Selbſtbetrug! Man beſchäftiget ſich den Dienſt ſeiner Sinnen zu vermehren, und den äuſerlichen Umfang ſeines Weſens zu erweitern; ſelten bedienet man ſich jenes innerlichen Sinnes, der uns unſer richtiges und wahres Maas anzeiget, und von uns alles, was dazu nicht gehöret, abſondert. Dieſer Sinn iſt es, den wir anwenden müſſen, wenn wir uns ſelbſt kennen, und von falſchem Betrug nicht verführet werden wollen. Wie will man aber den innerlichſten Sinn in ſeine völlige

Wirkſamkeit bringen; wie will man ſeine Seele, darinnen er wohnet, von allen Irrthümern befreyen. Wir haben die Geſchicklichkeit der Anwendung unſerer Seelen nicht verloren: ſie iſt mitten unter dem Getümmel unſerer fleiſchlichen Empfindungen nur ohne Uebung geblieben; ſie iſt durch die Hitze unſerer Leidenſchaften vertrocknet. Das Herz, die Einbildung, die Sinnen, alles iſt gegen ſie in Bewegung. Wir ſehen nicht mehr, wie weit wir gehen könnten, und wo wir ſtill ſtehen ſollten. Wir ſind mitten unter den Dornen, als zwiſchen Blumen gewandelt, und verwegene Urtheile haben unſere Vernunft erſticket.

****

Zweites Hauptſtück.

Von der Zeit.

Dieſe Folge der Weſen, die wir Zeit nennen, und die wir nicht erklären können, weil ſie uns in dem Augenblick entfähret, wenn wir ſie veſt ſetzen wollen, dienet eben ſowol dem weiſen, als dem unverſtändigen, dem guten als dem böſen, dem gelehrten als unwiſſenden Menſchen. Wie wendet man aber dieſe Zeit an, die uns zur Auswirkung unſeres unermeßlichen ewigen Glücks verliehen iſt? Siehet man ſie wol als

das

das köſtliche Geſchenk des Himmels an? Man verſchwendet, man verunehret ſie, und durch eine unbegreifliche Umſtoſung der Ordnung vermenget man den Tag mit der Nacht, obſchon der weiſe Schöpfer den Tag zur Arbeit, und die Nacht zur Ruhe eingeſetzet. Man muß die Zeit tödten, ſagen die Weltmenſchen, da doch nach richtigem Satz, die Zeit uns tödtet. „Ich höre niemals eine „Stunde ſchlagen, ſagte ehemals ein Welt„weiſer, ohne eine gewiſſe Bewegung in „mir zu empfinden. Es iſt eine fürchterliche „Erinnerung, die mich warnet, daß mein „Leben wie ein Schatten vorübergehet, und „daß ich in dieſem Augenblick das Ziel mei„ner Tage erreicht habe.“

In unſerer zarten Jugend kommen uns die Monate als Jahre, in der Folge aber die Jahre nur als Monate vor. Man geräth in die gröſte Beſtürzung, wenn man vierzig bis funfzig Jahre zurück geleget ſiehet, und davon faſt kein Andenken mehr übrig iſt, als etwa von einem Traum, der in dem Schatten der Nacht verſchwindet. Es bedarf keine Unterſuchung der Alterthümmer, keine Befragung unſerer Väter, um zu wiſſen, daß das menſchliche Leben nicht weſentlicher ſey als ein gemeiner Traum. Wir ſehen ganze Geſchlechter vor unſern Augen untergehen, und wir ſelbſt verflieſen mit allen unſern Hoheiten und Anſchlägen als das Waſſer eines Stroms. „Da man fürüberging, ſagt David, da

„ war der Gottloſe dahin; ich fragte nach
„ ihm, da ward er nirgend funden“ (1).
„ Siehe meine Tage ſind einer Handbreit bey
„ dir, und mein Leben iſt wie nichts vor dir (2).

Wir laufen alle Zeiträume durch, ohne ſie zu erkennen. Wir ſind in die Unermeßlichkeit verſenket, ohne uns davon eine Vorſtellung zu machen. Wenn unſere Geburt, unſer Ende und etliche Zwiſchenfälle, nicht einige Denkmale beſtimmten, ſo würden wir ſo wenige Erinnerung davon haben, als wenn es nie geweſen wäre: inzwiſchen wird die Zeit, dieſes Wunder unſeres Beſtehens und Untergangs, einigermaſen veſtgeſtellt, durch den Gebrauch, den wir von derſelben machen, ſo wie ſie hingegen vor immer durch unſern Müſiggang verloren wird. Alles iſt uns zugelaſſen, um uns die Zeit zu Nutz zu machen; die Religion um einen Vorrath guter Werke zu ſammeln, die Himmeln um ſie zu betrachten, die Erde um ſie zu bauen, die Wiſſenſchaften um uns in denſelben zu befleiſigen, die Geſellſchaft um ihr zu dienen. Wir zerſtören alſo die genaue Uebereinſtimmung des Weltkreiſes, und ſind noch unnützere Weſen, als die Fliegen und Fledermäuſe, wenn wir dem Müſiggang nachhangen.

Wenn man die Erde nur mit einen Blick überſiehet, ſo wird man faſt drey viertel ihrer Bewohner finden, die in einer ſchändlichen Unem-

(1) Pſalm 37. v. 36.
(2) Pſalm 39. v. 6.

empfindlichkeit und Trägheit herum kriechen, denen ſonſt keine Kunſt, als eſſen, trincken, ſchlafen und wieder erwachen, bekannt iſt. Ein gänzlicher Müſiggang hat über alle Staaten eine Schlafſucht ausgebreitet. Ein jeder ſtrebet nach der Würde, ein Tagdieb genannt zu werden, da uns doch GOtt allen ausdrücklich und ohne Ausnahme gebietet, im Schweis deines Angeſichts ſollſt du dein Brod eſſen. Die Feyerlichkeiten an Höfen, die Beſuche in der kleinen Welt, ihre Tänze, ihre Unterredungen, ſind nur geſchminkte und anders eingekleidete Müſiggänge, die zu erkennen geben, daß man die Zeit nicht anzuwenden weis. Das Leben ſcheinet uns kurz, darüber wir uns jeden Augenblick beklagen, und doch wiſſen wir nicht, wie wir unſere Tage zubringen ſollen; ihre lange Dauer fällt uns beſchwerlich: wir wünſchen unaufhörlich alt zu werden, und wollen doch ſtets jung bleiben. Welche Widerſprüche!

Wir irren immer in dem Zukünftigen, welches uns nicht gehöret, und genieſen niemals des Gegenwärtigen, welches uns eigen iſt. Wir wollen immer morgen dieſes oder jenes bewerkſtelligen, und nie geſchiehet es. Der morgende Tag ſoll Zeuge unſerer Beſchäftigung ſeyn; eben als ob wir gewiß wären, denſelben zu erreichen. Allein, der morgende Tag iſt uns nicht mehr eigen als der geſtrige, und der morgende Tag iſt weiter von uns entfernet als das künftige Jahr, dem wir ent-

gegen ſehen. Wir gelangen unvermerkt aus dem vergangenen zu dem gegenwärtigen, wie Boileau es vollkommen wohl erkläret: „Der „Augenblick, in welchem ich rede, iſt ſchon „weit von mir.“

Der Weiſe hütet ſich, daß er ſeine Tage nicht verliere; denn ſein ſelbſt genieſen, heiſet ſeiner ganzen Zeit genieſen. Er ſchläft ſo wenig es ſeyn kann, und bedienet ſich dieſer unſchuldigen Liſt, um ſein Leben zu verlängern, und ſich deſſen zu Nutz zu machen. Iſt es nicht billig und erlaubt, der Geſchwindigkeit der Zeit etwas zu rauben. Da ſie uns an ihrer Reihe alles raubet, und nachdem ſie uns nach und nach unſere Haare, Zähne, Kräfte, und Gedächtniß entzogen, uns gar zulezt uns ſelbſt entziehet, daß man gar bald unſerer nicht mehr gedencket, und wir zu Staube werden, den man mit Füſſen tritt. Man ſtelle ſich hierbey die Weltweiſen vor, die in ihren Zimmern als in Gräbern verſchloſſen bleiben, und die Ehre der Zeit retten, darin man ſeiner Tage ſo ſchändlich mißbrauchet.

Sie widmen jeden Augenblick dem leſen und den Betrachtungen. Sie ſehen alle andere Menſchen mitleidig an, die in dem Umkreis der Zeiten dahin geſchlept werden, der als ein Wirbel ſie betäubet, und ihnen keine Muſe vergönnet, ſich ſelbſt zu beſchauen. Sie ſcheinen an dem Jahrhundert, darin ſie wallen, keinen Theil zu haben, um in der Ewigkeit leben zu können. Sie ſind allem andern

auſer

auſer ihrer Seele, ganz fremd; ſie ſind ſchon geſtorben in den Augen der Welt, die keinen andern Tod kennet, als die Abgezogenheit von irdiſchen Feſten und Ergötzungen.

Es ſcheinet, wir wollen uns an der Zeit rächen; die Zeit verzehret den Marmor, und wir verzehren hingegen auf unſerer Seite die Zeit; die Zeit machet unſre Leibesbeſchaffenheit welk, und wir hingegen ihre ſchönſte Tage. Wir reiſſen unſer Leben nieder, welches voller verdienſtlichen Werken ſeyn ſollte. Die Stunden folgen nur den Minuten, um leere Räume anzurichten, die uns ein Greuel ſeyn würden, wenn wir darauf zu merken wüſten. Wir leben leider unter allen Stundenglocken dahin, die uns von allen Seiten unſrer Sterblichkeit erinnern, und wir denken daran nicht, daß ſie gar bald unſere letzte Stunde ſchlagen werden.

Es ſcheinet, als hätten wir die Macht, ſolche aufzuſchieben, oder gar zu hintertreiben. O! ihr Zeiten (die ihr niemals zurückkommt, und auf dem Wege ſeyd, euch in einen Abgrund, der dem erſten Nichts ähnlich, zu verſenken) wie köſtlich und werth ſolltet ihr uns nicht ſeyn, und wie ſehr ſind wir zu beklagen, wenn wir euch verwahrloſen! Wenn ihr nicht mehr ſeyn werdet, und der unveränderliche Raum der Ewigkeit uns wird ergriffen haben, dann werden wir den unſchätzbaren Werth des kleineſten eurer Augenblike erkennen! Wir werden in dem heftigſten Schmerz ſeuf-

zen und winſeln, daß wir aus den Schätzen eurer Tage und Jahre, nicht die Mittel um ewig glückſelig zu werden, geſchöpfet haben!

Drittes Hauptſtück.

Von dem Jahrhundert.

Welche Tage haben wir jetzt erlebt! ſind ſie nicht die Vorbotten jener erſchröcklichen Veränderung, mit welcher das Ende der Welt verpaaret gehen ſoll. Man höret und ſiehet aller Orten ſeltſame und fürchterliche Begebenheiten. Ja, wer Ohren hat zu hören, der erwege nur die heftigen Erdbeben, die auſerordentlichen Kriege, die verwegene Thaten der Königsmörder; er wird daraus leicht abnehmen können, daß der Zorn GOttes uns drohe, und die Flut der gröſten Unfällen bereit ſey, über uns auszubrechen.

Wenn man nach und nach alle Weltalter von Erſchaffung der Welt bis zu unſern Tagen durchgehet, ſo wird man geſtehen müſſen, daß unſer Jahrhundert auf der ſchlimmen Seite ein Einbegriff aller vorherigen ſey. Es iſt das Reich aller Nichtswürdigkeiten, aller ungeheuern Meinungen, aller ungereimten Schlußfolgen, aller Widerſprüchen. Nie haderten der Verſtand und die geſunde Vernunft ſo ſeltſamerweiſe gegen einander. Nie wurde

der

der gründliche Fleis in Wiſſenſchaften ſo verwahrloſet, und nie ſahe man ſo viele Schriftſteller. Nie redete man mehr von der Religion, und nie wurde ſie weniger ausgeübet. Nie vertheidigte man die Duldung aller Sekten mehr, und nie raſete man ärger gegen das Chriſtenthum. Nie ehrte man das weibliche Geſchlecht weniger, und nie nahm man ihre Zierraten, ihre neue Gebräuche, und ihre Poſſen willfähriger auf.

Der gute Geſchmack iſt allerwegen ausgebreitet, und der Wohlſtand iſt gar nicht bekannt. Plötzliche Einfälle legen der Vernunft Stillſchweigen auf, und das Laſter machet die Tugend lächerlich. Ein jeder tadelt die Einbildung, und ein jeder bemühet ſich um ihren Beſitz. Man befördert den Ehrgeitz und die Eitelkeit, und man erkläret ſich, den Thieren gleich zu ſeyn. Man füllet ſeine Bücherſäle mit groſen Bänden in Menge an, und lieſet nur Wochenblätter. Man erhebet die natürliche Religion, und empöret ſich gegen das Chriſtenthum, welches der vollkommene Zuſammenhang jener iſt. Man will ein Held werden, und lebet in der gröſten Verzagtheit.

Dieſes liefert uns einen deutlichen Beweis aus, daß nichts veränderlicher als die Menſchen und Zeiten. Ein jedes Jahrhundert hat herrſchende Laſter, die ihm eigen ſind. Nachdem die Welt ſo viele verſchiedene Zeiträume durchzogen, ſo viele ſonderbare Farben angenommen, ſo viele finſtre Wolken durchdrungen,

ſo viele ſeltſame Geſchlechter erzeuget; ſo ſtellet ſie ſich endlich uns in der Geſtalt der Nichtswürdigkeit dar. Hat ſie uns an vorigem Jahrhundert ein majeſtätiſches Schauſpiel ausgeliefert, ſo führet ſie uns in dem jetzigen mit Kinderſpielen herum. Sie ließ ehedem mehr geiſtreiche Männer auftretten, die ihren Nachkommen zur Bewunderung wurden, jetzt läſſet ſie uns mehr anmuthige Windmacher ſehen, die ihren Kindeskindern noch lächerlich ſeyn werden.

Das menſchliche Geſchlecht war beſtimmt eine Kette von Naturgaben und Tugenden abzugeben; allein die Leidenſchaften haben öfters dieſes ſchöne Band unterbrochen. Man hat ein jedes Jahrhundert, als einen Ring derſelben, entweder in ſeiner Ordnung ſtehen, oder in Unordnung abgeriſſen geſehen, je nach dem die Sinnen und Vorurtheile ihre Herrſchaft behaupteten. So war das zehnte unwiſſend, das eilfte grauſam, das zwölfte abergläubiſch, das ſechzehnte von Eifer unſinnig, das ſiebenzehnte erleuchtet, und das achtzehnte, als das unſrige, unglaubig und nichtswürdig. Wir haben gänzlich den hellen Tag, den unſre Väter erzeuget, verloren; unſre matte Augen haben eine traurige Dämmerung, für die Sonne am Mittag angeſehen. Bey dieſem Schein wollen wir die Vorwürfe entſcheiden, erkennen und ergründen. Wir müſſen geſtehen, daß alles ſich nach den goldenen Schnüren, womit unſere Kleider und Getäfel überzogen ſind, richtet. Wir leſen ſo wie

wir

wir bauen, und wir bauen, wie wir unſere Haare aufkrauſen.

Ein Narr ſagte ehemals, daß die Wiſſenſchaft der Råtſel, die man an Feuerſchirmen findet, und der kleinen Erzåhlungen aus den Kalendern hinlånglich wåre, um die Menſchen in aller Geſellſchaft anſehnlich zu machen. Würde aber dieſer Narr itzt nicht nach der neueſten Art denken, und haben viele Schriften die itzt unter uns im Schwange gehen, für jenen artigen Neujahrsſtückgen an Werth und Ernſthaftigkeit, wohl einen Vorzug. Wenn man hier die unſågliche Zahl ſolcher ausſchweifender und eiteler Bücher benennen mögte, womit unſer unglückliches Jahrhundert überſchwemmet iſt; ſo würde man, ohne Zweifel, ſich ſchåmen, ein Zeitgenoſſe ſo vieler låcherlicher Schreiber zu ſeyn.

So unfruchtbar ein jedes Jahrhundert auch ſey, ſo wiſſen wir doch, daß noch immer einige vorzügliche Perſonen geweſen, die ſich über andere ihrer Jahre erhoben: allein, kann eine ſo geringe Anzahl den Strom der Kleinigkeiten, Lügen, ungereimter Schlüſſen und Gottloſigkeiten hemmen, welche den groſen Haufen dahin reiſſen. Die Sonne gehet auf um Unordnungen zu beſcheinen, und die Nacht tritt darauf ein, um Schandthaten zu verhelen. Man öffne die Zeitgeſchichten, man leſe alle Jahrgånge nach, nie werden wir, ſo wie in unſern Tagen, finden, daß die Wahrheit lå-

cherlich

cherlich gemacht, die reinſten Abſichten falſch ausgeleget worden; daß die wahre Verdienſte gezwungen geweſen, ſich als Laſter zu verbergen. Dahin iſt es mit uns gediehen, und in dieſen Zügen finden wir unſer richtigſtes Gemälde. Die Unbändigkeit wuſte ehemals davon nichts, daß, wenn man ſich beluſtigen wollte, man der heiligen Dinge läſtern und ſpotten müßte. Es war unſerer Zeit vorbehalten, die gräulichſte Ruchloſigkeit mit der gröbſten Schwelgerey zu verpaaren, und ſelbſt GOtt in ſeinem Heiligthum anzugreifen.

Wer ſollte jemals gedacht haben, daß, nachdem die chriſtliche Religion ſich über ſiebenzehn hundert Jahre unter vielen Proben und Denkmalen fortgepflanzet, endlich noch unbeſonnene Jünglinge von zwanzig bis dreyſig Jahren in unſern Städten aufſteigen würden, um ihren Vätern, ja ganzen Völkern aufzudringen, daß man im Irrthum herum tappe, und daß alles, ſo man bisher als richtige Lehren angenommen habe, nur falſcher Betrug ſey. Hätte vor etwa hundert Jahren jemand ein ſolches Abentheuer zuvor verkündiget, man würde denſelben für unſinnig gehalten haben; inzwiſchen ſind wir leider die traurige Zeugen ſolcher auſſerordentlichen Vorfälle. Man höret täglich junge Leute, die weder Wiſſenſchaft noch Verſtand beſitzen, die nicht einmal die allgemeinſten und einfältigſten Glaubensſätze wiſſen, mit mehrerer Frechheit als wenn ſie Augenzeugen davon geweſen wären, behaupten, das

Evan-

Evangelium unſers Heilands ſey ein Menſchen-werk, und ſeine Diener Betrieger: dieß iſt ihre Sprache, und unſer Jahrhundert wird der Spott ihrer Ausſchweifungen; es nimmt ſie an, und rühmet ſich derſelben. O unglückliches Jahrhundert! ſchwerlich werden nach deinem Ablauf dergleichen finſtre und verderbte Zeiten mehr erſcheinen!

Alle Geſchöpfe haben ihren Anfang, ihren Fortgang und ihre Vollendung, und da ſie von Natur mangelhaft und veränderlich ſind, ſo müſſen ſie nothwendig zur Neige kommen, ſo bald ſie ein gewiſſes Ziel erreicht. Aus Eicheln werden Eichbäume; und wenn ihre fruchtbare Stämme, häufige Aeſte und Blätter hervor gebracht, und Schatten, die der Nacht gleich, ausgebreitet, ſo verändern ſie ſich und verdorren. Eben ſo haben die Zeiten ihren Fortgang, ihre Schönheit und ihre Neige. Da aber dieſes nach und nach geſchiehet, ſo kann man ſich kaum vorſtellen, wie Menſchen, die im vorigen Jahrhundert ſo angeſehen und wolgeartet waren, in dem Zeitraum von funfzig Jahren, ſo körperlich und ruchlos werden können. Man iſt mit einer unbegreiflichen Geſchwindigkeit vom Guten zum Böſen übergegangen, und dieſe Veränderung iſt ſo anzüglich, daß der Geiſt ganzer Völker verfälſchet und umgekehret worden.

Man bildet ſich zwar ein, daß die feine Auszierung unſerer Pracht und Schriften, uns zu vortrefflichen Menſchen mache; wer aber die

die Geſchichte und Abwechſelungen der Zeiten kennet, kann die Verſicherung geben, daß wir dem Heidenthum den Weg bahnen. Die Zeiten des Seneka glaubten weit mehreren Glanz zu haben als die Zeiten Auguſti, und inzwiſchen war jener der Vorläufer der Unwiſſenheit und des üblen Geſchmacks. Wenn man eine Sache zu dünn und zart machen will, ſo zernichtiget man ſie leichtlich, und durch übertriebenes Schleifen und Ausfeilen zerbricht man öfters ein Werk. Niemal findet man ſich in gröſerer Dunkelheit, als wenn ein künſtliches Feuerwerk abgebrannt iſt. Unſere Einfälle ſind hellleuchtende Racketen, die von allen Seiten aufſteigen, und davon bald nicht der geringſte Funke übrig iſt. Das goldne Jahrhundert iſt längſt verſtrichen, und das falſchgoldne hat mit dem achtzehnten angefangen. Seit dem Anfang dieſer Zeitrechnung, ſiehet man die Kriegsleute mit wohlriechenden Waſſern überſtrichen und langen Hemderkrauſen von Spitzen in den Laufgräben auftretten; den Staatsbedienten einen zierlichen Nachttiſch haben, und kein Schauſpiel verſäumen; den Windmacher zum Schriftſteller werden, und die unflätigſte und niederträchtigſte Erzählungen in eine Geſchichte verfaſſen

So abſcheulich uns die alte gothiſche Lebensart vorkommt, ſo war ſie doch unſrer heutigen Artigkeit vorzuziehen; wir verfertigen Werke vor einige Stunden, und unſere Väter arbeiteten vor ganze Jahrhunderte. Das

ſchäd=

ſchädlichſte dabey iſt, daß unſer niederträchtiger Geiſt, die Quelle unſrer lächerlichen Thaten, auf unſer Herz ſelbſt groſen Einfluß habe, und daß die Denkungsart der Menſchen ſeit einigen Jahren ſich merklich verſchlimmert? Man ſiehet wenig Männer mehr den Verluſt ihrer Weiber, wenig Kinder mehr den Tod ihrer Väter beweinen, wenig Untergebene über den Hintritt ihrer Gebieter betrübt ſeyn. Nimmt man das Weinen einiger Weiber bey dem Verluſt eines Hunds oder Vogels aus, ſo ſind die Thränen als die Ausdrücke einer zärtlichen Seele faſt gänzlich aus der menſchlichen Geſellſchaft verbannt. Man vermeidet ſo gar den Schein der Betrübniß, und durch täglich mehr ausgeſonnene Einſchränkung des Betraurens, wird man ſolches noch gänzlich unterdrucken. So war die Gewohnheit unſrer Väter nicht: ihre Bücher ſind voll von Grabſchriften und Trauergedichten, die ihre zärtliche und grosmüthige Herzen anzeigen, und die ſie uns als treue Verwandte, und wahre Freunde erkennen laſſen. So haben wir um einen eingebildeten groſen Geiſt zu erlangen, die geſunde Vernunft und ein ächtes Herz verlohren.

Viertes Hauptſtück.

Von den Neuigkeiten.

Wenn man alle einlaufende Nachrichten betrachtet, ſo wird ſich deutlich zeigen, daß ſie mehr Unglück und Trübſal als erfreuliche Begebenheiten verkündigen. Herr Huet, ein franzöſiſcher Biſchoff, pflegte ſeine Briefe niemals bey dem Schlafengehen, oder wenn er von Tiſch kam, zu eröffnen. Er erklärte ſich darüber: „Es ereignen ſich ſo „viele traurige Zufälle, daß ich jedesmal be„fürchte eine Nachricht zu erhalten, die „meine Ruhe oder Verdauung ſtören mögte.“

Weil die Menſchen ſtets aus ſich ſelbſten gehen, ſo lieben ſie ſo ſehr die Neuigkeiten. Sie lauren ohne Unterlaß die geringſte Begebenheit aus, um die Umſtände davon zu erfahren, ſich damit einen Zeitvertreib und Stoff zum denken zu verſchaffen, eben als ob man nicht denken könne, ohne die jüngſte Thaten dieſes Jahrhunderts zu wiſſen. Und worin beſtehen dieſe Thaten? wenn man einige merkwürdige Begebenheiten ausnimmt, die ſich gewöhnlich nur alle zehn oder gar zwanzig Jahre zutragen. In wie vielen Neuigkeiten findet man nichts als Kindereyen; und überdas ſind alle dergleichen Begebenheiten, ſo auſerordentlich ſie uns vorkommen mögen, doch nur Wiederholungen. Wenn zu Salomons

Zeiten nichts neues unter der Sonne war, was haben wir dann wohl in unſern Tagen neues zu erwarten. Die Zeitungen, nemlich die Canzleyen unſrer Vorurtheilen, und öfters unſrer Thorheiten, machen inzwiſchen einen groſen Theil der Beſchäftigung dieſer Welt aus. Wie oft verachtet man den erleuchteten Umgang mit einem rechtſchaffenen Gelehrten, um Jagden, Feyerlichkeiten, mit einem Wort, ſolche Sachen zu leſen, die von unſrer Trägheit und Niederträchtigkeit zeugen. Der Weltweiſe iſt zwar nicht gleichgültig in Sachen, die den Vortheil des Staats, beſonders des Vaterlands betreffen; er überläſſet ſich aber keiner lächerlichen Ungeduld, welche neubegierige Perſonen quälet; er würde von dem heutigen Tag keine Stunde abkürzen wollen, um den morgenden um ſo viel eher zu erreichen. Er weis, daß uns die Zeit von einem unendlichen Werth; daß ſie nur zu geſchwind verflieſe, und daß man nicht Urſache habe ihren Lauf noch zu wollen beſchleunigen. Er weis, daß unſer Eifer um künftige Begebenheiten zu wiſſen, gewöhnlich auf Koſten unſers Lebens beſtehe, weil wir alt werden müſſen um ſie zu erfahren.

Nichts in der Welt gründet ſich weniger auf ordentliche Folgen, als der Menſch. Er befürchtet das Alter als eine unerträgliche Laſt, und als den Vorboten des Todes; und wenn alle ſeine Verlangen erhöret wurden, ſo müßte er plötzlich von ſeiner Jugend zum grauen Al-

ter übergehen. Kaum leben wir im Frühling, ſo verlangen wir den Sommer; kaum hat ſich dieſer eingeſtellt, ſo ſehnen wir uns nach dem Herbſt, und wünſchen ſeiner auf das baldigſte zu genieſen; nur das Gegenwärtige kann man ſich eigentlich zu Nutze machen, wir beſchäftigen uns aber hingegen mit dem Zukünftigen, daran wir noch keinen Theil haben.

Unſer meiſtes Verlangen iſt demnach ein vergebliches Verlangen: denn einmal die Zeit, deren Lauf jederzeit gleich, wird unſerer Ungedult zu gefallen denſelben weder beſchleunigen noch zurück ſetzen; wir quälen aus alſo umſonſt, und unſere Gedanken können uns weder zu dieſem noch zu jenem Leben nützlich ſeyn. Bey dieſer Betrachtung zittert ein Menſch, der ſein ſelbſt genieſet. Er erweget, wie ſo viele andere, zu ihrem gänzlichen Verderben, denken; und daß ihre Seele, die ihnen die Quelle alles Lichts ſeyn ſollte, ihnen nur zum Hervorbringen vieler Kleinigkeiten dienen muß; er ſeufzet über ihren Sklavenſtand. Es iſt zwar ſchwer, die Gedanken der Sterblichen zu errathen; allein man kann faſt glauben, daß Hohe ſo wohl als Niedrige, Staatskluge ſo wohl als Unwiſſende, gröſtentheils nur an Dinge denken, die entſtehen können, und gefolglich an bloſe Erdichtungen.

Das Herz, welches verlanget, iſt mithin eben ſo niederträchtig als der Geiſt, der denket; anſtatt daß man in ſich ſelbſt Auskunftsmittel finden ſollte, um ſein ſelbſt zu genieſen, ſo

ſo genieſet man nichts. Da Vergnügen, Reichthum und Ehre ſelbſt nur unſerer Hofnung ſchmeicheln, unſere Hofnung aber ſich nur auf zufällige und ungewiſſe Dinge, wie etwa das Zukünftige, gründet, ſo könnte man leichtlich erweiſen, daß nichts weder auſer noch in uns ſey, deſſen der Menſch weſentlich genieſe. Allein hiervon liegt die Schuld an uns ſelbſt: denn wenn wir das Gegenwärtige zu ergreifen und uns zu Nutze zu machen bedacht wären, ſo könnten wir unſere Seele in Frieden beſitzen, unſer Beſtehen empfinden, und dieſe innerliche Empfindung bedürfte keiner entlehnten Neuerungen und Zuſätze, um uns zu beſchäftigen und glücklich zu machen.

Fünftes Hauptſtück.

Von Geſchäften.

Wer von Geſchäften überhaupt reden will, der unternimmt einen unerſchöpflichen Vorwurf abzuhandeln; von Dingen zu reden, die vielen Menſchen zur Ausſchweifung ihres Verſtands ein Vorwand ſind; die Könige warzunehmen haben; die die Höfe mit Bedienten, und die Städte mit Richtern anfüllen; von Dingen, die der Begierde und dem Ehrgeiz des menſchlichen Geſchlechts zur Nahrung dienen. Kein Menſch iſt auf Erden, der keine Geſchäfte habe, oder

haben wolle. Selbſt diejenigen, die ſie zu fliehen ſcheinen, und die Ueberlaſt die ſie mit ſich bringen verwerfen, lieben ſie gewöhnlich am meiſten.

Worin beſtehen aber dieſe Geſchäfte, und verdienen ſie ohne Ausnahme unſere Gefliſſenheit? Wenn wir nicht ſo ſinnreich wären um uns unaufhörlich von uns ſelbſt abzuziehen, und nur vorzüglich auf das Hauptgeſchäfte unſeres Heils dächten, ſo würden uns unſre wichtigſten Beſchäftigungen nur als köſtliche Kleinigkeiten vorkommen. Da wir aber geneigt ſind unſer Weſen mit allem dem, ſo uns in der That fremd iſt, aufzuſchwellen und uns Reichthümer und Ehren einzuverleiben, ſo ſind wir aus gleicher Urſache nicht weniger geneigt, die Menge unſrer Geſchäften zu vergröſern, und uns von deren Wichtigkeit zu überreden; auch geſchiehet es gewöhnlich zum Nachtheil unſrer Ueberlegung, daß wir uns in den Wirbel unſrer zeitlichen Handlungen verſenken, die uns aufs grauſamſte beunruhigen und hin und her werfen. Unſer Geiſt verlieret dadurch die Uebung und Zeit auf ſich ſelbſt zurück zuſehen, und wird ganz irdiſch und fleiſchlich. Er denket nur an vergängliche Güter, an eitle Würden, und will dabey doch jederzeit zu erkennen geben, daß alles, was er thue, auf das gemeine Beſte abziele.

Die Abſicht iſt hiebey keineswegs, jene wichtige Geſchäfte, von welchen das Heil der Königreichen, und die Wohlfahrt der Bürger

abhängt, auch unter Kleinigkeiten zählen. Es iſt höchſt nöthig das Beſte der menſchlichen Geſellſchaft zu befördern. Wie viele machen ſich aber einen Zuſammenhang überflüſſiger Geſchäften; wie viele verſäumen das wichtigſte, und hängen denen nach, die nur als Zugaben der Nebenſtunden angeſehen werden ſollten; wie viele vergeſſen ihre Seele, um in unnützen Sorgen zu wülen, und bedienen ſich derſelben ſo gar zur ſchändlichſten Gewinnſucht.

Dieß ſind Mißbräuche, davor ein Menſch, der ſeines ganzen Weſens genieſet, erſchrickt, und die ihn zu einer ausnehmenden Vorſichtigkeit veranlaſſen, wo es auf Handlungen, Rechtsſachen und Gewinn ankommt. Er läſſet ſich in dergleichen nicht ein, er habe dann zuvor die Rechte der Gerechtigkeit und Vernunft wol erwogen, die Vortheile oder Unfälle, ſo daraus entſtehen können, genau überſchlagen, und über die unvermeidliche Nothwendigkeit, daß wir uns mit irrdiſchen Dingen beſchäftigen müſſen, herzlich geſeufzet. So hoch man den Werth der meiſten Geſchäfte auch erhebe, ſo wird ſich bey deren ſorgfältiger Zerlegung doch deutlich zeigen, daß Ehrgeitz und Gewinnſucht das Weſen des gröſtentheils derſelben ausmachen. Man wird ſehen, daß das nichtige Geld, und die unerſättliche Begierde ſeinen Namen und ſein Geſchlecht empor zu bringen, gar oft ihr Urſprung und Endzweck ſind. Man wird finden,

den, daß wo Ehrgeiz und Eigennutz bey Seite geſetzt werden, wohl die Hälfte aller Geſchäften gar bald aufhören würde, und daß viele, die nun kaum Zeit finden Athem zu ſchöpfen, dann Meiſter aller Stunden wären. Wie viele Geſchäfte ſind überdas, die mitleidenswürdig, unehrbar und ſträflich ſind, wenn man ſie ohne ihre Zuſätze und Schminke anſiehet. Tage und Nächte ſind manchmal nicht hinlänglich zu der Menſchen Geſchäften, die bey genauer Unterſuchung in Torheiten und Kleinigkeiten beſtehen.

Es wird nunmehr nicht ſchwer fallen, die Gedanken desjenigen einzuſehen, der ſeines ganzen Weſens genieſet. Alles, ſo auf ſeine wahre Glückſeligkeit keine Beziehung hat, iſt ihm ganz fremd; er läßt die Menſchen in ihren Geſchäften nach den Leidenſchaften zu Werk gehen. Er empfindet, weit beſſer als jener Weltweiſe davon Horatius ſpricht, das Glück von zeitlichem Getümmel und Geſchäftan entfernet zu leben (1). Er trachtet nicht ſo ſehr, die Felder ſeiner Väter zu bauen, als vielmehr ſich ſelbſt zu kennen und zu ergründen. Er machet ſich ſelbſt eine Schanze; er unterdrucket in ſich die Unruhe ſeiner Zeit, und ſiehet an den meiſten Menſchen, die hin und her laufen, die Meere überſchiffen, und ſich in Arbeit verzehren; nur ſchwache Kinder, die ſich bemühen ein Spiel zu erfinden, und Kartenhäuſer zu bauen: als Ameiſen,

(1) Beatus ille qui procul negotiis.

ſen, die auf einem Erdhaufen ſitzen und um ein kleines Krautfäſerlein ſtreiten.

Wie ſchwer hält es aber zu einem ſolchen Grad der Vollkommenheit zu gelangen. „Der „Menſch, ſagt Paſcal, iſt vielmehr geneigt, „dem Ungeſtüm der Meereswellen zu trotzen, „ſich in Gefahr von Feuer und Schwerd zu „ſtürzen, und alle Länder durchzulaufen, „als in ſich ſelbſt zu wohnen. Nichts iſt ihm „mißfälliger, als ein ſtilles und eingezogenes „Leben. Aus allen Kleinigkeiten, die ihn „umgeben, macht er ſich Beſchäftigung, um „Gelegenheit zu haben, ſich von ſich ſelbſt ab„zuziehen.“ Eine Abſchilderung der Welt die ſich ſelbſt und andere ſtets beunruhiget; die ſich in einem Kreis von Mühſeligkeit und Vergnügen, von Arbeit und Verdruß herum drehet. Man ſtehet am Morgen eilig auf, man lauft, man bekümmert ſich, man ſchreibet, man beweiſet, und dieſes ganze unruhige Leben endiget ſich ſodann mit dem ſchmerzlichen Gefühl von dem Verluſt ſeiner Zeit und ſeiner Seele.

Sechſtes Hauptſtück

Von der Staatsklugheit.

Die Staatsklugheit, die ein berühmter Schriftſteller die Kunſt zu ſchweigen nennte, kann zur Tugend werden,

wenn man einen rechtmäſigen Gebrauch davon macht. Der groſe Boſſuet hat uns ein Muſter einer weiſen Staatskunſt aus den heiligen Büchern angewieſen, und es iſt unwiderredlich, daß es unmöglich ſey, ohne derſelben Beyhülfe die Staaten zu regieren, und Einhelligkeit oder Trennung nach den Umſtänden zu unterhalten. So iſt ſie eine rechte Vorſichtigkeit. Wie ſehr iſt aber zu befürchten, daß die Schlangenklugheit nicht die Taubeneinfalt unterdrucke, und daß die Staatskunſt, ſo wie man ſie heutiges Tages vielfältig begreift, durch Kunſtgriffe und Unwahrheiten der Verſtellung ſehr nahe kommt. Man beſchäftiget ſich groſen Theils um einander aufzureiben, und unter dem Schein freundſchaftlicher Blicke eines aufrichtigen Herzens, einer treuen Seele, einer natürlichen Sprache und rührenden Vortrags, untergrabt man unvermerkt eines andern Glück, und weis ſich dabey noch zu verſtellen, als ob man es bewundere und mit Vergnügen ſähe. Wenn ein jeder die Tücke von manchen die am Ruder ſitzen, einſehen, ihren Lehrgebäuden nachgraben, ihre Anſchläge ergründen und ihre Abſichten errathen könnte; ſo würde man an ihrer neuen Staatsklugheit einen Greuel haben. Ein Heide würde öfters ein ehrlicherer Mann ſeyn, als ein Chriſt; man würde ſehen, wie die Religion öfters den ſchändlichſten Mißhandlungen zum Deckel diene; wie die Bluts- und Freundſchaftsbande aus eitler Gewinn-

ſucht

ſucht zerriſſen, wie hohe Ehrenſtellen Abgötter einer Menge Scheinheiliger werden; wie das Gewiſſen dem Meiſtbietenden feil getragen wird. Man mag gleich des Staats und Vaterlands Wohlergehen zum Vorwand nehmen, ein Weiſer läßt ſich dadurch nicht betriegen; er erkennet viele Staatskluge nur als ſolche, die nach Reichthum und Ehre ſtreben, und durch Verrätherey und Zweydeutigkeit ſich aufrecht halten.

Die Staatskunſt iſt öfters ein groſer Name, deſſen man ſich bedienet die Unwiſſenden zu blenden, und der Nutzen davon iſt, daß man ſich nach langer Arbeit und vielen Jahren, mit Denken und Entwerfen den Kopf vergeblich zerbrochen. Denn, obſchon von Zeit zu Zeit die Reiche und Länder einer neuen Beveſtigung ſehr nöthig haben, ſo irren wir gar ſehr, wenn wir glauben, daß ſie ohne Hülfe unſerer Naturgaben untergehen müßten, und dieſer oder jener dazu unentbehrlich wäre. In der Staatskunſt, ſo wohl als andern Wiſſenſchaften, macht überdem die Uebung die Helfte der Arbeit aus. Durch die Gewohnheit erlangt man Fertigkeit, und was wir dem menſchlichen Geſchlecht zur Bewunderung zu ſeyn glauben, wird eine leichte Sache, wenn man den ordentlichen Weg einſchlägt. Wir haben davon tägliche Beyſpiele an ſo vielen Bedienten, die an allen Höfen angetroffen werden. Oft ſind ſie jung und ohne viele Wiſſenſchaft, und dennoch gelingt es ihnen; weil die

die Staatsklugheit manchmal mehr eine Kunſt der Verblendung als der Regierung iſt (1), ſo lernet man ſie ohne groſe Mühe.

„ Die Urſachen der gröſten Staatsverän-„ derungen, ſagt Fontenelle, ſind mehren-„ theils kleine verborgene Federn, und manch-„ mal denenjenigen ſelbſt unbekannt, die von „ denſelben getrieben werden; faſt jederzeit „ auch ihren Wirkungen ſo wenig gleichför-„ mig, daß die gröſten Begebenheiten dadurch „ verunehret würden, wenn man davon unter-„ richtet wäre.“ Der Ehre der Begebenheiten und den Staatsklugen kommt es darauf an, daß die Urſachen verborgen bleiben.

Wenn wir davon recht überzeuget wären, daß GOtt dieſe Welt beherrſche; daß ſeine weiſe Regierung von unſern Bemühungen und Bewegungen unabhänglich, und daß es beſſer wäre ganze Städte untergehen laſſen, als eine Lüge zu begehen: ſo würden wir uns nicht mehr durch eine Staatsklugheit blenden laſſen, die man für ein Wunder der Welt anſiehet; wir würden erkennen, daß die beſte Staatskunſt darin beſtehe, daß gar keine ſtatt finde, und daß jener berühmte Abgeſandte der vortrefflichſte Schüler dieſer Wiſſenſchaft geweſen, welcher das Mittel fand die Herzen dadurch zu betriegen, daß er jederzeit die Wahrheit ſagte. Die Wahrheit hat auf unſre Herzen ein ſo unwiderſprechliches Recht, daß wir Abtrünnige und Verräther werden, wenn wir ihre Grund-

ſätze

(1) Ars fallendi potius, quam regendi.

ſätze verfehlen. GOtt als die ewige Wahrheit, hat weder unſrer Perſonen noch unſrer Ausflüchte nöthig um die Welt zu erhalten. Er ſiehet unſere thörigte Aufführung, die wir für groſe und berühmte Thaten halten, mitleidig an, und zieret vielmehr den Glauben eines einfältigen Weibes mit Lobeserhebungen: **Weib dein Glaube iſt gros** (2).

Der Weiſe (als ein Nachahmer der Gottheit, in ſo weit es die menſchliche Schwachheit zuläßt) kennet keine andre Staatsklugheit, als die zum beſten der Religion, zum guten Verſtändniß der Staaten und zur Aufrechthaltung der rechten Sittenlehre abzielet. Einige Stücklein Erde mehr oder weniger, einige Vortheile und Vorzüge, ſind ihm erdichtete Vorwürfe; er ſiehet mit Seufzen, wie oft ganze Königreiche ſich durch dergleichen Thorheiten trennen. Wenn man in der That ſeines Weſens genieſet, ſo wünſchet man nur ſolche Saatskunſt, welche die gute Ordnung wieder herſtellt. So mögte man gerne ſehen, daß bey den Oberhäuptern die Deiſten als widerſpänſtige angegeben würden, die das Joch des Geſetzes abſchütteln und Zwieſpalt anblaſen; daß ehrvergeſſene Schriftſteller, als Verführer der Jugend und Verfälſcher des guten Geſchmacks geſtraft würden; daß die Geiſterlehre in Anſehen und Uebung gebracht, und in öffentlichen Schulen unverfälſchet gelehret würde; daß Verdienſte hervorgezogen und belohnet würden

(2) Matth. 15. v. 28

den, anſtatt daß ſo viele Unwürdige die Stellen vertreten, die weder Geſchicklichkeit noch Gelehrſamkeit beſitzen: dieß iſt der Begriff der wahren Staatskunſt, und keineswegs jene Fähigkeit zu rechnen und Kleinigkeiten zu hinterbringen. Da aber die Welt gewohnt iſt, nur die Oberfläche der Dinge zu genieſen; ſo wird ſie, ohne Zweifel, auf ihrem Wege fortwandern, und der Weiſe hingegen fortfahren im Verborgenen zu ſeufzen.

Der Staatskluge iſt in der That, aller ſeiner Fähigkeit ungeachtet, in der Hand GOttes nur ein irdenes Gefäß. Man glaubet nach ſeinem eigenen Willen gethan zu haben, und man hat doch nur den Willen des Allerhöchſten vollbracht. Durch Ihn allein regieren die Könige: durch Ihn allein beſtehen die Reiche; ja durch Ihn allein wird alles in ſeiner Ordnung erhalten. Wir glauben den ganzen Zug zu führen, und ſind doch nur jener Mücke in der Fabel gleich, die auf der Deichſel ſaß. Aller Ruhm und alle Thaten der Staatsklugen ſind doch ſo vergänglich wie Stroh bey dem Feuer: wenn ſie nicht in ſich ſelbſt zu leben, und GOtt, als den, der das Ruder ihrer Bewegungen führet, zu erkennen gewuſt, ſo ſind ſie recht beklagenswürdig; dieß iſt aller Zins der Erkenntlichkeit, den man ihrem Andenken ſchuldig iſt.

Siebendes Hauptſtück.

Von dem Glück.

Alles in dieſem Leben hängt von gewiſſen Umſtänden ab. Das Glück, die Heirathen, die Würden und Gunſt, ſind Wirkungen einer Zuſammenkunft, oder eines zu rechter Zeit und an gehörigem Ort geſagten Worts. Was itzt die Erhebung eines Menſchen zuwege gebracht, könnte zu ſeinem Untergang und zu ſeiner Schande dienen, wenn ein Umſtand gefehlet hätte. Wer als der Sohn eines Fürſten gebohren wird, könnte als der Sohn eines Handwerksmanns gebohren worden ſeyn. Ein Umſtand ſetzet eine Perſon auf den Thron; ein Umſtand leget den Naturgaben einen Werth bey; ein Umſtand machet Helden: nach den Umſtänden entſchlieſet man ſich; nach den Umſtänden wird man reich, oder verarmet; durch Umſtände erwirbt man ſich Ehre oder Schande.

Die Menſchen haben alſo wenig Urſache ſich ihres guten Geruchts, ihrer Würden und Reichthümer zu rühmen, weil nur ein Zufall ſie aus dem Staube hervor gezogen. Oft machet ein ohngefährer Zuſammenfluß von Anſtalten einen Menſchen gros, oder bringt ihm die Todesſtrafe zuwege. Es iſt nur ein unkennbar kleines Pünktlein zwiſchen dem Glück

und

und dem Unglück, zwiſchen Tugend und Laſter. „Zwiſchen einem Helden und einem Laſ„ſterhaften, ſagt Fenelon, iſt öfters nur der „Unterſchied des Orts, der Gelegenheit und „der Zeit.“ Das Wort Zufall (1) zeiget ſolches deutlich genug an.

„Ich weis nicht, welche Art von Ver„ſtand man nöthig hat, um ſein Glück zu „machen,“ drückt ſich la Bruyere aus. Vielfältig (kann man ihm antworten) muß es durch Niederträchtigkeit, Liſt und Geduld geſchehen. Dieß ſind die ſchönſte Mittel, die der Ehrgeiz anwendet, und deren er ſich nach Gelegenheit mit vieler Geſchicklichkeit bedienet. Wenn Redlichkeit, Gerechtigkeit und Treue unſre Väter in Gleichheit hielten; ſo mußte nothwendig die Zernichtigung dieſer Tugenden die Ungleichheit der Stände nach ſich ziehen. Wenn man einen Thoren mit Reichthum überſchüttet, und einen Mann voller Verdienſte im Staube kriechen ſiehet, ſo hat man keine Luſt ſein Glück zu machen; wie viel weniger, wenn man die krumme Wege entdeckte, welche ſo viele angeſehene Perſonen eingeſchlagen, um ſich zu erheben.

Das Glück oder die Wohlfarth beſtehet nach der Denkungsart der Weltmenſchen darin, daß man in einem Wirbel von Geſchäften lebet; von einer Menge Höflinge umringt iſt; prächtige Palläſte hat, und in einem ſtattlichen Aufzug umher ziehen kann. Das Glück der

(1) Hazard.

der wahren Weltweiſen hingegen beſtehet darin, daß man mitten in ſeinem Herzen wohnet; von ſeinen eigenen Tugenden umgeben iſt; daß man einen kleinen einſamen Ort, von dem Pracht und Getümmel dieſer Welt entfernet, beſitze; daß man demüthig zu Fuſe gehe, und ſich den Augen andrer Perſonen entziehe. Der heilige Gregorius von Nazianz ſagte ehemals: „ Wenn ich eine Menge Menſchen mich zu betrachten kommen ſehe, ſo „ glaube ich, ich ſey ein Narr, oder ein wil„ des Thier, welches man aus Neugierigkeit „ ſiehet. “

Das Glück beziehet ſich nicht allein auf die Reiche, ſondern auch auf Gelehrte: denn wenn ſie, als jene von der heutigen Art beliebt werden, ſo ſagt man, ſie haben ihr Glück gemacht. Alles, was uns von uns ſelbſt abziehet, verdienet den allgemeinen Beyfall; und alles, was uns zu uns ſelbſt, nemlich zu unſern weſentlichen Pflichten, zurück ruft, erreget Mitleiden; ſo daß wann eine hohe Perſon durch einen Umſtand, welchen man Widerwärtigkeit nennet, wieder zu ſich ſelbſt kehret, ſo nennet man ihn den unglücklichſten Menſchen: man lauft zum Raub ſeiner Stelle, als nach der höchſten Glückſeligkeit, und kaum hat man ſie betreten, ſo denket man ſchon höher zu ſteigen. Der Ehrgeiz iſt einer unbegreiflich groſen Leiter nicht ungleich, deren höchſte Sproſſe man niemals erreichen kann.

Wir dürfen alſo an unſrer Seite den Menſchen, der ſeines Weſens genieſet, nicht beklagen: er vielmehr hat in allem Ernſt Urſach, uns mitleidig anzuſehen; uns, die wir uns in eitlen und unnützen Bemühungen verzehren, um uns ein Glück auf eine kurze Zeit zu bereiten; uns, die wir uns ſtets ſelbſt aus dem Geſichte laſſen, um falſche Erdichtungen zu betrachten und zu verlangen. Wir dörfen den Weiſen, der mit ſich ſelbſt lebet, nicht ſo ſehr beklagen; denn, kann er uns hier auf Erden von ſeinem Satz nicht überzeugen, ſo wird er ſich das Recht vorbehalten, uns in jener Welt zu zeigen, ob er oder wir richtig gewandelt haben.

Achtes Hauptſtück.

Von dem Geſchlechtsherkommen.

Nachdem der Ehrgeiz der Menſchen den Hirtenſtand, in den Stand der Völkerbezwinger verwandelt hatte; ſo erdachte man Abſtammungen, die von einander vorzüglich unterſchieden waren. Adam, der erſte Vater aller Menſchen, wurde bald vergeſſen; Nimrod, der erſte Verwüſter der Länder, wurde aller Orten berüchtigt. Man befleiſigte ſich öffentlich bekannt zu machen, daß man aus ſeinem Geblüte herſtamme: denn,

ob

ob es zwar mit dem Geblůte aller ůbrigen ganz gleich war, ſo ſchiene es doch von vortrefflicheſter Art zu ſeyn. Die einfältige und allgemeine Geſchlechtsregiſter, die bis auf Noah fortgeſetzt wurden, ſtellten uns nicht mehr alle in gleichen Grad, ſondern thörigte Einbildungen unterſchieden die Menſchen von denen Menſchen: ein Menſch ſchämete ſich gefolglich mit einem andern umzugehen; und eben als ob der Stoff, aus welchem die Groſen gebildet, Gold, und der Stoff des Volks Miſt wäre, mußte die Welt, zu ihrem eigenen Erſtaunen, ſich plötzlich mit Adlichen und Bauern, mit Herren und leibeigenen Knechten angefüllet ſehen.

Die Erde, die vorhero von allen ſterblichen Bewohnern, ohne Unterſcheid gebauet wurde, finge an das überläſtige Gewicht vieler unnůtzen Bewohner zu empfinden, und bald gaben einige Stämme zu den ſeltſamſten Begebenheiten Gelegenheit. Ein jeder machte auf die Eroberung eines mehr oder weniger ausgebreiteten Stück Landes, ſo gar mit Gefahr ſeines Lebens, Anſpruch: es kam aller Orten zum Erwürgen, und die Kunſt wurde bald erfunden, einander nach einer ordentlich eingeführten Weiſe umzubringen. Ein Erdbezwinger machte dadurch, daß er (ſo viel nur möglich) Menſchen umbrachte, ſeinen Namen gros; da ihm ſolches vielmehr zu ſeiner gröſten Schande gereichen ſollte. Man war dumm genug, den Wüterich einen Helden zu

 nennen,

nennen, den Ungeheuern unſterblichen Ruhm beyzulegen, anſtatt daß man ſie erſticken ſollte.

Dieß war der Anfang der meiſten berühmten Geſchlechter, die ſich durch den Raub von andern Unglücklichen bereicherten, und der Welt ihr Joch aufzulegen wuſten. Der Stärkſte hatte das gröſte Recht; ſo daß die Rauberey das Aufkommen unterſchiedlicher Groſen wurde, die man demnächſt als Halbgötter anſahe: die goldne Zeit verſchwand ohnvermerkt, und das Landleben wurde bey den meiſten Völkern ein Vorwurf der Verachtung.

Können demnach dergleichen Ehrennamen uns hochmüthig machen, und dörfen die Groſen ſich der Ungerechtigkeit ihrer Väter wohl bedienen, um ſich eines vorzüglichen Herkommens zu rühmen? Ja, würden auch gleichwohl glänzende Tugenden den Aufgang des Adels, den man ſo hoch erhebet, veranlaſſet haben, was ſind die Tugenden der Sterblichen? Sie haben keinen Verdienſt, als in ſo weit ſie ſich auf GOtt, den ewigen und allgemeinen Vater aller Menſchen, beziehen. Sind wir nicht alle irdene Gefäſe in ſeinen Händen; und iſt Er es nicht, der uns zu Gefäſen der Ehre oder der Unehre macht nach ſeinem Wohlgefallen? Unſre Geburt iſt, über das, auſer unſrer Macht; wir können dazu weder die Zeit noch den Vorzug beſtimmen. Eine wohlangebrachte Liſt, eine unordentliche Liebe, eine heftige Gewinnſucht, geben manchmal zu beſondern Heirathen Anlaß; ſonſt würden manche, die als

Standesperſonen geboren werden, als Bauern in der Welt erſcheinen: „Vornehm geboren werden, iſt ein Zufall und keine Tugend“ (1).

Da unſre Geburt leider mit Sünden beflecket iſt, müßte ſie uns billig auf das tiefſte demüthigen, wenn wir nicht ſo ſcharfſinnig wären, aus dem, was uns würcklich erniedriget, eitlen Ruhm zu ziehen. Unſre eigne Unſterblichkeit ſollten wir hochſchätzen, und erwegen daß, da wir alleinig geboren ſind um unſrer ſelbſt zu genieſen, wir von unſrem Urſprung gänzlich entarten, wenn wir dieſen wichtigen Vorwurf aus den Augen laſſen. Der Tod allein iſt eines Weltweiſen wahre Geburt, der mit ſich ſelbſt lebet; und wir ſehen die Kirche, den Tod der Heiligen als ihren Siegestag und den Anfang ihrer Glückſeligkeit, feyern. Die zeitliche Geburt groſer Herren und Knechten kündiget ſich beyderſeit mit Weinen an, und ſtellet uns ohne Unterſcheid den Anblick eines nackenden Kindes, ohne Kraft zur Vertheidigung und ohne Zeichen einiges Vorzugs, dar. Wir glauben uns dadurch ſehr hoch zu ſchätzen, wenn wir die Vorrechte unſrer hohen Geburt bey aller Gelegenheit erheben, und handeln ganz ve kehrt; denn eben dadurch ſchätzen wir uns nicht hoch genug. Wir gehen dasjenige, was in uns eigentlich herrlich iſt, ſtillſchweigend vorbey, und erheben eine erdichtete hohe Geburt, die

(1) Il naſcere grande, è caſo è non Virtu.

die auſer uns iſt. Wir machen es etwa hiermit, wie Nero; nachdem er ſich zur Kaiſerwürde empor geſchwungen, ſo ſtrebte er nach dem Ruhm, für einen trefflichen Kutſcher angeſehen zu werden. Gewiß iſt an dem Menſchen nichts edlers als der Menſch ſelbſt, und wir vergeſſen dieſen Ehrennamen, um andre zu erdichten, die jenem weit unterliegen. Wir müſſen die Wege des Hochmuths, die die Wege der weiſen Vorſehung unterdrücken wollen, verlaſſen, folglich dem Weiſen der ſein ſelbſt genieſet, nachahmen, und in uns keine Ehre anſehen, als allein die, daß wir unſterblich ſind.

Die Seele eines gemeinen Mannes iſt nicht geringer, als die Seele eines Adlichen; beyde ſind von einem Urſprung, und erreichen ein gleiches Ende. Wir müſſen bey der kurz währenden Abhänglichkeit, die man von Untergebenen unterſtellet, wohl erwegen, daß ein Athem GOttes uns alle belebet. Einem Sterbenden von höherem Stande wird kein andrer Ehrenname beygeleget, als der, den er mit allen geringen Taglöhnern gemein hat: man nennet ihn dann weder Fürſt noch Herzog, noch gnädiger Herr, ſondern ſchlechterdings, eine chriſtliche Seele. Denn alle Hoheiten und Würden, die öfters nur Auswirkungen unſres Hochmuths ſind, verſchwinden im Tode; und nur das allein bleibet übrig, welches uns in den Augen GOttes herrlich machen kann, nemlich eine chriſtliche Seele.

Neun=

Neuntes Hauptſtück.
Von denen Höfen.

Wenn eine Gegend unterſtellet würde, deren Völker dem Menſchen der ſeines ganzen Weſens genieſet, die Füſe zukehreten (1), ſo ſind es vor denſelben gewiß die Höfe. „ Es iſt keine Glückſeligkeit auf Erden; und wenn ja einige zu finden wäre, „ ſo iſt es gewiß nicht an den Höfen, “ ſagte ehemals die Frau von Maintenon, jene Weltweiſe, die das Nichtige der Hoheiten gewiß beſſer als jemand kennen konnte, und die viele Jahre hindurch Gelegenheit hatte, Höflinge zu ſehen, die ſich ſtets beunruhigten; die ſtets mit andern beſchäftiget waren und nie mit ſich ſelbſt; die ſich goldene Feſſelen ſchmiedeten, und ſich ohnvermerkt verzehrten; Staatsbedienten, die unter der Laſt wichtiger und doch nichtiger Geſchäfte verſunken, und ihre beſte Tage dem Beſitz einiger Augenblicke aufopfern mußten. Die Hoheit hat ihre Beſchwerlichkeit, und gewiß in weit ſtärkerem Grad, als das gemeine Leben. Im abgezogenen Leben wird man des Verdruſſes gewohnt; am Hofe kann man ſich aber darin nicht finden: man erwartet an demſelben Vergnügen und immerwährende Freude: da will man der Glückſeligkeit genieſen, die an den Stirnen, in

(1) Antipodes.

in den Gemächern, und auf den Kleidungen ausgebreitet zu ſeyn ſcheinet: da empfindet man öfters in ſich ein gezwungenes Herz, welches die Erniedrigung andrer, und ſeine eigne Erhöhung wünſchet; welches ſich bey dem Anblik andrer Elenden verſchlieſet, und nur den Ehrgeiz, der Rache und der Verſchwendung, offen ſtehet.

„ Der Hof, ſagt oben angeführte Schrift-
„ ſtellerin uns ferner, iſt das Land der Ge-
„ heimniſſen und der Unbeſcheidenheit.“ Da findet ein jeder, der an demſelben unterkommt, eine Quelle des Verdruſſes und der Ueberlaſt. Er lebet in ſtetem Streit mit ſich ſelbſt, ſiehet ſich gezwungen dasjenige zu unterdrucken, was er gerne ſagen mögte, und dasjenige zu verbreiten, was er unterdrucken ſollte. Uebergibt er ſich dem Getümmel, ſo wird er eines unermeßlichen leeren Raums gewahr, den alle Liebe des Vergnügens nicht ausfüllen kann. Ueberläßt er ſich einige Augenblicke der Einſamkeit, ſo wird er jenem Menſchen im Evangelio gleich, der durch dürre Gegenden flohe und nirgends Ruhe finden konnte.

Ein Menſch, der ſein ſelbſt genieſet, iſt alſo bey Hofe ein Wundergeſchöpf. Man muß einer Uhr gleich ſeyn, die ſtets nach dem Eigenſinn derer, die das Ruder führen, aufgezogen iſt, die Stunden ſchlägt wenn es dieſe wollen, die ſtill ſtehet wenn es ihnen gefällt; der Zeiger muß den Bewegungen ihres unumſchränkten Willens folgen, und bald vor,

bald hinterwärts rucken. Man muß einem Wetterglas gleich ſeyn, welches nach Masgab der guten oder üblen Landeseinrichtung, Hitze oder Kälte anzeigt. Man muß ſich, an Kleinigkeiten unerſchöpflich, an guten Werken unfruchtbar, an Verſprechungen freygebig, an Höflichkeit verſchwenderiſch, an Verſtellung überflüſſig, an Vorſchlägen verwegen, und an deren Ausübung verzagt, zu machen wiſſen. Man muß ein Geſicht von der Schaubühne entlehnen, welches ſich an Geſtalt und Farbe nach den Umſtänden verändert, welches bey dem Anblick eines mächtigen Feindes freudig, und gegen einen geſtürzten Freund ſauer ſiehet. Man muß bey Gelegenheit ſeine Freunde und Verwandte nicht zu kennen, und öfters keine andere zu haben ſcheinen, als die, welche den Hofbedienten gefallen, und die öfters der Schandfleck ihrer Zeit und ihres Geſchlechts ſind. Man muß ſeine Religion nach dem Willen anderer Höflinge zu lenken, ihre Strenge zu verſtellen, und ihre Heiligkeit zu verfälſchen wiſſen, ja ſie öfters zur Larve gebrauchen, die den gemeinen Haufen betrieget, und von Thörigten als wahre Frömmigkeit angeſehen wird. Man muß ſeine Tage in Beſuchen und Kleinigkeiten zubringen, ſich allen Geſellſchaften mittheilen, um niemand zu erzörnen, und den geringſten Anſtos ſeines Glücks zu vermeiden. Man muß gegen ſeinen eigenen Verſtand auf der Hut ſeyn, und ihn als den Anſtifter alles Ver-

Verdruſſes befürchten. Man muß den Schein annehmen, als ob man ſich in nichts einlaſſe, und nichts wiſſe. Man muß heimlich durch fremde Umwege untergraben, um andre Nebenbuhler abzuhalten, und zu dem unrechtmäſigen Beſitz einer Stelle zu gelangen, nach welcher der Ehrgeiz ſtrebet. Ja man muß aufhören in ſich ſelbſt zu leben, und nur andern zu Gefallen wandeln; man muß mit dem Ueberdruß, dem gewöhnlichen Tirannen der Höfen, ſich bekannt machen.

Kann dann wohl ein ſolches Leben mit dem Genuß ſeiner ſelbſt übereinſtimmen, und können Höfe, die ſo reizend ſcheinen, unſer Verlangen anziehen? Die Fürſten, bey denen, nach der Meinung des Volks, der höchſte Grad der Glückſeligkeit anzutreffen iſt, haben mehr Verdruß, als ſonſt jemand. Oft entziehen ſie ſich ihrem Hofe, und ſchütteln die ſchwere Laſt ihrer Hoheit von ſich. Landesherren und Hofbediente, ſind Menſchen voller Beſchwerniſſe, da ihnen als Vätern und Vorſtehern des Landes, ſo wichtige Pflichten obliegen. Sie können ihre Freunde oder Feinde nicht unterſcheiden; und ungeachtet ihrer redlichen Abſichten, müſſen ſie oft von der Welt ſcheiden, ohne wahre Verdienſte erkannt noch belohnet zu haben.

Der Weiſe iſt verſichert, daß er mit dem Fürſten die nemliche Sonnenſtralen genieſe, daß er die köſtlichen Güter der Geſundheit und Freyheit mit dieſem gemein habe; daß er hier auf

auf Erden zu gleichem Begräbniß, und nach dem Tode zu gleicher Seligkeit beſtimmt ſeye: er ſiehet alſo ſeinen Stand von dem Stande der Fürſten nur darin unterſchieden, daß er ſich weit glücklicher, als jene findet. Ein Oberherr hat tauſend Pflichten zu erfüllen, deren Ueberdenkung ihn in Furcht und Schrecken verſetzen. Will er der Vater des Volks werden, wie es erfordert wird; ſo darf er keinen Augenblick ſeines Lebens vergeblich verſtreichen laſſen. Lebet er unempfindlich, ſo ziehet er ſich allgemeine Verachtung zu, und bald können ihm die abgenutzten Ergötzungen nicht das geringſte Genügen mehr leiſten.

Da indeſſen der Genuß ſeiner ſelbſt allen Ständen gemein iſt, ſo kann ein König ſeine Seele, auch mitten unter den unruhigſten Leidenſchaften, die ſeinen Thron zu umringen ſuchen, in Frieden beſitzen; er kann darum ſeine hohe Stelle nur vorzüglich hochſchätzen, weil ſich ihm die Gelegenheit darbietet, einer Menge Menſchen gutes zu thun; er kann ſein Herz in ſeinen Händen tragen, und es GOtt in Reinigkeit aufopfern; er kann den Hochmuth verachten, und äuſerlichen Pracht mäſigen. Wir wollen davon ein Beyſpiel anführen, welches um ſo viel vortrefflicher, da es von den Indianern entlehnet iſt. Dieſe Völker, die in unſern Augen ſo barbariſch ſcheinen, liefern uns, in ihren Geſchichten, Proben der ausnehmenſten Tugenden, an der Perſon des Phraotis, eines ihrer Königen. Als der berühm-

rühmte Apollonius von Thyane bey ihm einen Beſuch ablegte, und nach der Urſache ſeines ſo gemeinen Aufzugs fragte, verſetzte der König: „Das Geſetz und meine Neigung verannlaſſen mich, der eitlen Pracht, einer Hoheit „die nur einen falſchen Glanz hat, zu entſagen. Ich gebrauche des wenigen, ſo die „Geſetze mir zuſtehen, mit Mäſigkeit, und „begnüge mich damit. Ich vertheile das übrige unter diejenigen, die ich liebe, und überlaſſe ſelbſt einen Theil meinen Feinden, „damit ſie meine Unterthanen in Ruhe laſſen. Hierin laſſe ich meine Hoheit beſtehen.“ Apollonius fragte weiter, worin ſeine gowöhnliche Nahrung beſtünde: „Ich trinke keinen „Wein, als wenn ich der Gottheit opfere. „Meinen Bedienten überlaſſe ich den Nutzen „meiner Jagd, und laſſe mir dabey die Uebung und das Vergnügen genug ſeyn. Einige Gemüſe und Früchte, die ich aus einem Garten, den ich ſelbſt bearbeite, ziehe, ſind die Speiſen, deren ich mich zu „bedienen pflege.“

Nach dieſer in Gegenwart der Höflingen gehaltenen Unterredung, bat der König den Apollonius freundſchaftlich, er mögte ihm ein Nachteſſen vorſetzen: Apollonius entſchuldigte ſich, wie er einen König nicht bewirthen könnte; allein der Monarch verſetzte: „Der würdigſte „von beyden muß den andern bewirthen, „und auf dieſen Fus muß Apollonius dem „Phraotes ein Mahl bereiten.“

Hier

Hier ſiehet man die Einfältigkeit der Natur ohne Auszierung und Schminke. So müſſen Monarchen denken, wenn ſie ihrer ſelbſt genieſen wollen, und keineswegs ihrer Unterthanen Blut, um eine Kleinigkeit oder etliche Fingerbreit Land mehr oder weniger, verſchwenderiſch vergieſſen. Einen König, der ſein ſelbſt genieſet, müſſen wir uns nicht vorſtellen als einen König, der ſeiner Würde und ſeines Reichs genieſet; nein! er genieſet ſeiner Seelen, eines Vorwurfs der an Hoheit und Gröſe alle Weltreiche unendlich übertrift. *Was hilft es den Menſchen, wenn er die ganze Welt gewinnet, und nähme Schaden an ſeiner Seele* (1); ſagt uns die ewige Weisheit, deren Worte nie vergehen.

Zehendes Hauptſtück.

Von der Welt.

Stellen wir uns die Zeit vor, da Finſterniß annoch das Erdreich bedeckte, da das Trockne von dem Waſſer noch nicht unterſchieden, und der rauhe Erdklumpe noch nicht angeordnet war; ſo können wir uns von den aufrühriſchen Leidenſchaften eine Abbildung machen, die alles hiernieden umkehren, und welches wir die Welt nennen. Nichts

(1) Matth. 16. v. 26.

Nichts ſtreitet mehr gegen die chriſtliche Religion, als die Gebräuche dieſer Welt, und nichts ſollte uns dieſe elende verdorbene Welt eckelhafter machen, als der Fluch, den die ewige Weisheit gegen dieſelbe ausgeſprochen, wenn der Heiland der Menſchen ſelbſt ſagt: **wehe der Welt** (5): **ich bitte nicht vor die Welt** (6). Nach dem Zeugniß des heil. Johannis liegt die ganze Welt im Argen (7), und alles was man in derſelben ſiehet, iſt nichts als Augenluſt, Fleiſchesluſt und Hoffart des Lebens (8). Wenn auch ſchon dergleichen Fluch nicht auf die Erde gelegt wäre, ſo ſollte blos die Vernunft und die Liebe zu unſerer eignen Ruhe einen Abſcheu gegen dieſelbe in uns erwecken. Iſt wohl eine Thorheit dem Leben der Weltmenſchen zu vergleichen; ſie ſind unfruchtbaren Bäumen ähnlich, und noch weit unnützer als dieſe. Sie ſchwärmen bey immerwährenden Spielen herum, wobey man kein Vergnügen finden kann; in Geſellſchaften, wo kein Umgang gepflogen wird; in Schauſpielen, wo die geſunde Vernunft zu ſchlafen ſcheinet, damit die Leidenſchaften deſto beſſer leben und ſich regen mögen.

Ein Weiſer bedarf nur ſeiner eignen Betrachtungen, um die lächerliche und überläſtige Gebräuche zu verachten, die ſich die Welt zur Ehre rechnet. Wozu dienen in der That ſo

(5) Matth. 18. v. 7.
(6) Joh. 17. v. 9.
(7) 1 Joh. 5. v. 19.
(8) 1 Joh. 2. v. 16.

ſo viele übertriebene Höflichkeiten, ſo viele lächerliche Geberden, ſo viele übel angebrachte Beſuche anders, als die Zeit zu verliehren und die Weltweisheit zu Grunde zu richten? Man wachſet mitten unter den menſchlichen Geſellſchaften auf, und die Welt, die bey dem erſten Anblick uns als der vortreflichſte Schauplatz vorkommt, iſt nur eine traurige Bahn, darauf ein jeder andern zum Verdruß wird, um es ſich nicht ſelbſt zu ſeyn. Die Auftritte werden öfters nur verändert, um die Verſchiedenheit der Laſter zu zeigen, und nur Reichthum und Thorheit findet darin Beyfall. Man iſt nur darauf aus, ſeinen Leib zu nähren, ſich wohl zu kleiden und zu verſorgen. Die Seele iſt ein Name, den man nur ſchlechterdings aus Gewohnheit ausſpricht: man redet unverſtändig vor der Welt, wenn man der Seelen Erwähnung thut.

Die Welt betrachtet ſich in der That nur als ein Weſen, dem oblieget dem Körper Ehre zu erweiſen: ſie redet hiervon ohne Unterlaß; ſie iſt entzuckt bey dem Anblick ihrer Farben und bey dem Gehör ihrer Zuſammenſtimmung, eben als ob dieſe Dinge nicht in unſrer Seelen ihr Beſtehen hätten. Allein, dieß iſt der Welt eine unverſtändliche Sprache; die Weltmenſchen wiſſen nur von der Oberfläche, und haben von ihrem weſentlichen Beſtehen kein andres Gefühl, als durch die Empfindung des Leibes; ſie wollen ſtets den Spiegel, der ihnen ihre Geſtalt vorzeiget, in Hän-

den halten, und nie an die Religion denken, die ſie ihrer Seelen erinnert. Möchte dieſer thörigte Zuſammenhang, den man Welt nennet, uns nur ſagen, mit welchem Recht ſie die Glückſeligkeit der Menſchen, in Hoheit, Reichthum und Beluſtigung der Sinnen ſezzet; mit welchem Recht ſie einen verdienſtlichen Menſchen verachtet, und jenen, der ſich in Stolz aufbläſet, hoch anſiehet. Stehet darin ihr Beruf und ihre Macht? welches Eigenſchaften eines Geſetzgebers ſind; und da die Welt dieſe nicht hat, ſo muß man ſie als einen Wüterich, einen unrechtmäſigen Beſizer erklären, und ſie vor dem Richterſtuhl der Vernunft und Religion feyerlich anklagen, da ſie die Unordnung auf Erden eingeführet, die Wege der göttlichen Vorſehung zerſtöhret, und unſterbliche Seelen ihrer Wünden beraubet; daß ſo gar nach dem Ausdruck des berühmten Sittenlehrers Nicole, ſo viele Menſchen, die wir auf Erden antreffen, den Toden gleich geworden. Die Urquelle unſers Lebens, nemlich die Erkenntniß GOttes und unſrer ſelbſt, iſt bey ihnen in einer Ueberſchwemmung der Leidenſchaften verſunken, und gar vertilgt. Sie gehen hin und her, und in allen ihren Handlungen ſcheinen ſie gleichſam als Geſpenſter, ſtatt daß man rechtl gründlich verſtändige Geſchöpfe anzutreffen glaubet.

Wie vieler einziges Beſtehen ſcheinet nur auf Spielen, Schmauſen, Beſuche ablegen und Schlafen zu beruhen: ſie glauben, daß ohne

ohne dieſe Beſchäftigung ſie aufhören müßten zu ſeyn; alles iſt thieriſch in ihren Thaten. Wenn man zu Zeiten einen Funken von Vernunft in der Welt, die ſolches verabſcheuet, blicken läſſet, ſo geſchiehet es in einer gewiſſen Abziehung von derſelben. Ja unſre Gedanken ſcheinen nur eine entfernte Erinnerung unſrer Würde, eine Laſt die uns öfters beſchwerlich fällt, zu ſeyn. Die Ueberlegung bringt uns ums Leben, pflegt man gemeiniglich zu ſagen, und wie viele Mühe gibt man ſich gefolglich, einen Menſchen der in ſich ſelbſt gehen will, davon abzuhalten. Er muß ſchwermüthig und ſeltſam ſeyn, und wenn er endlich in ſich ſelbſt zurückkehret, ſo muß er für einen gänzlichen Menſchenfeind angeſehen werden. Man will niemals eingeſtehen, daß ein Menſch ſich völlig, GOtt und ſich ſelbſt übergeben könne, und man erdichtet ſtets Vorwände, um andern den herrlichen Anblick einer unſterblichen Seele zu verbergen, die ſich ſelbſt gnugſam iſt, ja die ſich ſelbſt allem andern ſo die Welt verehret, vorziehet.

Die Menſchen ſprechen täglich von der Nichtigkeit der zeitlichen Dinge, und dennoch gehen ſie auf dem Weg der Eitelkeit fort. Sie ſagen unaufhörlich, die Welt ſey nichts, und leben doch der Welt zu gefallen. Sie ſind klug in Reden, thörigt in Thaten, Weltweiſe in dem Unnützen des Umgangs, pöbelhaft in ihrer Aufführung, täglich beredt die Welt zu verläumden, und täglich eifriger ſie zu lieben;

ſo bringen ſie ihr Leben in der ſeltſamſten Zerſtreuung zu. Man will alle Sprachen wiſſen, alle Länder kennen, alle Neuigkeiten erfahren, und man iſt ſich ſelbſt ſo unbewuſt, daß man öfters ſeine Gemüthsbilder von ſeinen Gedanken nicht zu unterſcheiden weis. Man iſt ſeinem eignen Herzen ſo fremde, als den entlegenſten Gegenden. Unſer Gedächtniß, unſre Einbildung, unſer Willen verwirren ſich untereinander, und alles was auſer uns iſt, ſcheinet uns doch nur zu gefallen, in ſo weit es in ſeiner Ordnung beſtehet.

Wie viele, die in der Welt ein graues Alter erreichet, haben von allen Begebenheiten die geringſte Nebenumſtände zu wiſſen begehret; wie viele ſind ſorgfältigſt bedacht geweſen, ihre zeitlichen Güter wohl einzurichten, die niemals die Wirkungen ihrer Seelen einiger Betrachtung, noch die Bewegungen ihres Herzens einer richtigen Leitung gewürdiget? Die Welt iſt eine tägliche Abwechslung von Begebenheiten, deren eine um die andre, traurige und freudige Leidenſchaften, nagende Eiferſucht, oder niederdruckenden Schmerz erregen. Sie iſt eine verfluchte Erde, darauf dem Vergnügen ſelbſt Diſteln, Dornen und Bitterkeit zur Seite ſtehen. Man ſchwebet in immerwährender Gefahr; iſt man aus einer entronnen, verfällt man in die andre. Man wird alſo offenherzig geſtehen müſſen, daß das Leben nicht glückſelig ſeyn könne, wo es uns nicht von der Welt entfernet, und daß

Car-

Cartheuſer, die wir als unglückliche Menſchen beklagen, recht glücklich ſeyen. Sie ſind Weſen, die ihrer ſelbſt genieſen; ſie ſind ſich ſelbſt ganz gnugſam und bedürfen von andern Geſchöpfen weder Friede, noch Freude, noch Glück zu entlehnen. Sie ſind von dem Getümmel der Welt, und von den aufrühriſchen Neuigkeiten, die ihre Schwellen nicht betreten, entfernet; entfernet von dem Neid, Geſchwätz und Anbringen, welche die Bewohner dieſer Erden aufreiben; entfernet von den Erſchütterungen und Kriegen, davon ſie ſich nicht einmal eine Vorſtellung machen. Die Richtſchnur ihres Lebens iſt in ſich ſelbſt und vor ſich ſelbſt, in GOtt und vor GOtt. Niemals laſſen ſie ſich mit dem gemeinen Haufen ein, nie ſtreben ſie nach Geſchäften, oder erſcheinen an ſolchen Orten, wo man unbekannt ſeyn ſollte. Sie verzehren ſich nicht in unnützer Arbeit; ihre Zelle iſt das Grab aller Leidenſchaften, und ſchlieſet ſie ſamt Ohren, Zungen und Augen ein. Nur ihren Seelen iſt es erlaubt, aus ihren Ringmauren zu gehen und ſich gen Himmel zu erheben.

O ihr glücklichen Weltweiſen! wir bewundern euch; wir beneiden euer Glück, und ſeufzen, daß es uns an Muth fehlet, euch nachzufolgen. Fahret fort eurer ſelbſt in Ruhe zu genieſen, da wir indeſſen uns ferner auf den Wegen der Verdorbenheit ermüden. Ihr ſeyd die Weiſen, wir ſind die Thörigten; und wo wir euch ja tadeln mögen, ſo iſt es aus

Widerwillen, daß wir euch nicht nachahmen können. Bey euch und nicht in den Palläſten der Fürſten muß man den Menſchen ſuchen. An den Höfen und in der Welt findet man nur Leute, die von dem Winde hin und her gewehet werden, Leute die weichlich gekleidet ſind; ihr erſetzet der Natur die Ordnung, die wir ihr geraubet haben; ihr vermenget den Tag nicht mit der Nacht; ihr eſſet nur um euch zu erhalten; ihr befleißiget euch nur euch ſelbſt zu kennen. Wir arbeiten nur unſer Weſen zu erniedrigen; ihr lebet nur in der Abſicht es zu heiligen. Wir dürfen euch nicht um Verzeihung bitten, daß wir eure Ruhe geſtöhret; denn ſchwerlich wird dieſes Werk bis zu euch gelangen. Wäre es auch ſonſt annehmungswürdig, ſo würde es euch doch nicht nöthig ſeyn. Es handelt von der Seele, und ihr beſitzet eure Seele, in welcher ihr weit erleuchtere und erhabenere Betrachtungen findet, als alle die, ſo wir euch vorlegen können. Fahret fort eurer ſelbſt und eurer Ruhe zu genieſen, und beklaget alle die, ſo euch nicht nachahmen können, und noch vielmehr die, welche euch unglücklich ſchätzen.

Eilftes Hauptſtück.

Von Unterredungen.

Es iſt vielleicht keine Zeit, wo die Menſchen weniger ſich ſelbſten eigen ſind, als in dem Umgang. Eine faſt allgemeine Zerſtreuung verſetzet den Verſtand öfters ſo weit, daß man nur aus Gewohnheit und ohne einige Ueberlegung redet. Man höret Worte, man ſiehet Geberden, und dieſes alles zeiget nur Leidenſchaften an, die ſich verwandeln oder abwechſeln, je nachdem die Perſonen ſind. Hier iſt es ein Fechtboden, wo manche ſtreiten und fechten, bis ihnen der Athem gebricht; da iſt es ein Schachſpiel, wobey man ſich zwinget und ſeinen Verſtand auf die Folter legt. Wenn man das Wortgezänke und Eigenliebe bey ſeite ſetzte, ſo würde gar viele Unterredung abgeſchnitten und mehreres Stillſchweigen wahrgenommen werden: dieß ſind die Treibwerke, die viele Zungen auflöſen, die ihre Blicke beleben, und die ſie wirkſam machen. Anſtatt daß man ſich unter einander aus Freundſchaft beſuchen ſollte, ſo geſchiehet es aus Müſſiggang; anſtatt daß die Geſpräche zur Unterweiſung abzweckten, ſo ſind ſie nur auf eigenen Ruhm und Erhebung gerichtet; anſtatt daß man durch den Umgang Vortheile verſchaffen ſollte, ſo wird man durch eitle Geſchwätze überläſtig; und wenn

man hierin andern zum Verdruß gedienet hat, ſo gibt man ſich ſelbſt den Beyfall, daß man ihnen einen angenehmen Zeitvertreib zuwege gebracht habe.

Ein einziger Blick auf die menſchliche Geſellſchaft iſt hinlänglich zu überzeugen, daß man in dieſer Beſchreibung des Umgangs nicht zu weit gehe. Man entdecket darin nur Leidenſchaften, die ungeachtet der Sorgfalt, mit welcher man ſie vorſtellet, durchdringen; man höret darin wider die Höfe und ihre Bedienten murren, und ihnen Eigenliebe und Argliſt zur Laſt legen; man findet da nur Leute, die begierig ſind ihren Nächſten zu kennen, und vor der Erkenntniß ihrer ſelbſt zittern; man ſiehet darin Perſonen, die in ſich ſelbſt verdrießlich, mithin andern überläſtig ſind, die nicht wiſſen, wie ſie den Tag zubringen können; man entdecket dort unter dem Namen eines ſinnreichen Geiſtes, ein Feuerwerk, welches, nachdem es einige Funken ausgeſprützet, die ganze Welt in der tiefſten Dunkelheit läſſet; man ſpüret da nur eine halbe Vernunft, welche gerne reden mögte, die aber durch den Gebrauch der Augen und neuer Einrichtungen gar erſticket wird.

Wollte man ſich nun wohl damit aufhalten, um in dem weltlichen Umgang Menſchen zu ſuchen, die ihres Weſens genieſen; die es ohne Zwang wirken laſſen, und die ihm vergönnen ſich mit der Würdigkeit aufzuzeigen, die einen unſterblichen Menſchen zieren ſoll. Wie öfters

öfters unterreden ſich leider ſelbſt Gelehrte nur um ihre Eiferſucht und Hartnäckigkeit an den Tag zu geben. Glaubet man etwa, ſie gingen aus, die Welt zu unterrichten, und ihr Verſtand, den ſie unter einander ſchärfen, würde einige nützliche Merkmale von ſich geben, ſo ſtreichen ihre abgemeſſene Reden nur ſchlechterdings durch die Luft. Da indeſſen der geſprächiche Umgang, der aus Worten zuſammen geſetzt iſt, der Ausdruck der Gedanken ſeyn ſollte, ſo ſollte man in den Unterredungen unfehlbar auch denken. Der Verſtand ſollte hier aus ſeinem unerſchöpflichen Schatz Betrachtungen hervorziehen, mit denen er die menſchliche Geſellſchaft zierte und bereicherte; wir ſehen aber ganz im Gegentheil, daß die Geſellſchaften die Zeit unnützlich verſchwenden, und ſich ſelbſt in Ueberdruß verzehren; wir ſehen, daß das Nichtswürdige den Vorwurf der Zuſammenkünfte, und die Zweydeutigkeit deren Kraft ausmache; wir ſehen, daß die Seele ſich da einſchränke und erſtarre, ja endlich gar vernichtiget zu werden ſcheine; wir ſehen, daß dasjenige, ſo man den Zuſammenhang artiger und höflicher Leute nennet, öfters nur ein Schauſpiel ſey, welches mit Gähnen, Lachen und Merkmalen des Müſiggangs untermiſchet iſt; wir ſehen, daß eine gewiſſe Art von Unverſtand, unter den Namen Kurzweil und Scharfſinnigkeit, mehrentheils die Hauptperſon ſpielet, und daß die

geſunde Vernunft nur angeführet werde, um ſie lächerlich zu machen.

Wie viele Unterredungen, die zur Ausbreitung unſres Verſtands gereichen ſollten, ſind einigermaſen Verringerungen unſrer ſelbſt: „So oft ich unter Menſchen geweſen, bin ich „weniger Menſch zuruck gekommen“ (1). Nur der Weiſe kann ſich unter den Menſchen aufrecht halten; er unterſcheidet die Wahrheit von den Lügen, die Eitelkeit von der Nacheiferung, einen tüchtigen Verſtand von der Scharfſinnigkeit, und mißt einer jeden Sache bey, was ihr zukommt. Er verachtet den Stolzen, er verlachet den Narren, er verabſcheuet den Betrieger, er verwirret den Verführer. Er kennet den Gebrauch ſeiner Einbildung, ſeines Gedächtniſſes und ſeines Willens; er wendet ſolche gefolglich in einem geheimen Umgang zu ſeinem Vortheil an, oder beluſtiget ſich damit nach Gefallen. Durch den Gebrauch ſeiner ſelbſt, würde man ſich im Stande finden ſich ſo zu vermehren, daß man in dem innerſten ſeiner Seelen zu einem vertraulichen Umgang hinlänglichen Anlaß finden würde. Man würde ſpühren, daß von unſern zuſammengefügten Fähigkeiten eine jede nach ihrer Art eine Unterhandlung mit uns ſelbſt auslieferte. Man würde ſpüren, daß Gegenſprüche in uns ſelbſt ſeyen, ein etwas, welches manchmal einwilliget und manchmal nicht. Man würde ſpüren, daß unſre Einbil-

(1) Quoties inter homines fui, minor homo redii.

bildung die Scharfſinnigkeit der kleinen Geſellſchaft ausmache, die in dem innerſten unſres Weſens verſammelt iſt; daß das Gedächtniß die Berichte und Anmerkungen unterſtütze, und daß unſer Willen uns darin beſchäftige. Man würde ſpüren, daß Hofnung, Verlangen und Vorſchläge, bald wechſelsweiſe bald zugleich unſre innere Geſellſchaft aufſchwelle, unterbreche oder verlängere, belebe oder ſtarr mache, beunruhige oder beluſtige. Man würde ſpüren, daß man in den weitläuftigſten und verdrießlichſten Geſellſchaften wohl nur die Ohren ſeines Herzens aufthun, und ſich ſelbſt anhören könne, ob man gleich auf alles, was andre Schwätzer herſagen, aufmerkſam zu ſeyn ſcheine.

Wie oft muß ein Menſch, der ſeines Weſens genieſet, dieſen innerlichen Umgang den Geſprächen der Weltmenſchen entgegen ſtellen, und einen Richterſtuhl in ſich ſelbſt aufrichten, auf welchem er dasjenige, ſo er ſagen höret, verurtheilet. Wie oft widerleget er in ſeinen Gedanken eine Meinung, die aufgebracht, und deren offentliche Verwerfung durch eine gewiſſe Wohlanſtändigkeit verhindert wird. Wie oft verlachet er die Thorheit mancher Groſen der Welt, die er äuſerlich verehren muß, und die Sprache ſo vieler verkehrten Geiſter, die er erdulden muß. Es iſt wahr, ſeine Sinnen ſcheinen aufmerkſam und gehorſam: allein ſeine Seele rächet ihn innerlich über den ſcheinbaren Zwang, den er

ſich in Anſehung des öffentlichen Umgangs anthun muß. So denket man von dem Umgang, wenn man ſich ſelbſt zu beſitzen weis, und ſo beträgt man ſich in demſelben. Man rufet ſeine ganze Seele zu ſich, ſo bald man anfängt zu leiden und ungeduldig zu werden, ſo daß man darin Mittel findet ſich zu erholen, und in der gröſten Zerſtreuung und Ueberlaſt ſich wieder zu finden. Man verachtet entweder das, ſo man höret, oder man wäget es mit dem Gewicht der Vernunft; und ſo findet man ſich überall wohl, wenn man ſeine Seele zu ergründen weis, ſich an derſelben ergötzet, und ſich mit derſelben unterhält. Wer mag aber anders dieſe Sittenlehre faſſen, als nur der mit Vorrechten begabte Menſch, den wir in dieſem ganzen Werk abſchildern, ja der Menſch, der ſein ſelbſt genieſet. Iſt es nicht ſeltſam, daß wir dieſen einen vorzüglichen Menſchen nennen müſſen, da wir doch alle geboren ſind, um gleicherweiſe zu denken und zu handeln? O Zeiten! O Sitten! wir entadeln und verringern uns jeden Augenblick, und ſehen denjenigen Menſchen als vorbildlich, als göttlich an, der in der That nur dasjenige iſt, was wir ſeyn ſollten.

Wen man ſich in den Geſprächen des Verſtandes bediente, um den Verſtand aufzuklären, und ihn in der ihm zukommenden Würde zu unterhalten; ſo würde aus den Unterredungen ein groſer Vortheil entſpringen.

Wir wenden aber unſre Seele nur an, um den Körper und Worte zu ſchmücken. Ihre Einfälle, ihre Strahlen, ihre Fruchtbarkeit geben nur ſolchen Vorwürfen ein Anſehen, die eines denkenden Weſens unwürdig ſind. Man lobet entweder einen prächtigen Aufzug auf das heftigſte; man erhebet eine zierliche Einrichtung mit den bündigſten Ausdrücken; man richtet die Zeit auf vielerley fügliche Arten ein; man verkündiget als eine wichtige Neuigkeit, daß es kalt oder warm ſey. Wären Thiere des Gebrauchs der Worte fähig; ſo würden ſie vielleicht eben ſo viel ſagen können. Ja, wir machen uns gleichſam noch geringer als Thiere, wenn wir unſer Leben mit dergleichen Geſprächen zubringen: denn ſie denken wenigſtens nach ihrer viehiſchen Art ganz ruhig, und ſcheinen mit ſich ſelbſt vergnügt zu ſeyn; wir laſſen uns aber auf ſolche Weiſe aus, welche zweifeln läßt, ob wir denken oder nicht. Eine Gewohnheitsſprache nimmt die Stelle der Ueberlegung ein; wir ſind den ganzen Tag mit Reden beſchäftiget, ohne etwas zu ſagen; wir bringen unſer Leben mit den Fragen **wie, wenn, warum, und wodurch,** zu.

Wir fordern eben nicht, daß man ſtets die Geiſterlehre verhandle; wir wiſſen, daß ein Gelehrter öfter im Umgang gemein wird, und daß unſre Seele die weder unendlich noch unerſchöpflich iſt, gerne auf nichts verfalle, wenn ſie vorher alle ihre Kräfte angewendet,

ſich

ſich zu ergründen und zu erkennen: allein dieſes Nichts wird eben in dem Mund eines Weiſen wichtig, und gleichwie GOtt alles aus nichts hervorgebracht hat, ſo nimmt der Weltweiſe öfters an einem Nichts Gelegenheit zu unterweiſen und die Sitten zu verbeſſern, ſonſt würde er am körperlichen hangen bleiben. Wie viele Menſchen bringen ihr Leben in Geſprächen zu, die von ihrem ganzen Weſen nur das Geſichte, die Hände und Füſe kennen.

Mag man dann nun wohl den Umgang der Welt anpreiſen, und diejenigen beklagen, die ſich von derſelben entfernen? Die Seele muß ſich ja in ſo vielen Nichtswürdigkeiten dieſer Zeit ſelbſt verächtlich machen, ſtatt daß ſie nur manchmal hervorkommen ſollte, um ſolche Dinge zu verachten. Die Verleumdund, Läſterung, Eitelkeit und Mißgunſt, ſind einem wahren Weltweiſen allzuwohl bekannt, als daß er ſuchte ſie öffentlich in der Welt reden zu hören. In der Verdorbenheit des Herzens findet man leider nur allzudeutlich, alles was ſolche Geſellſchaften ſchädliches und ruchloſes ſagen können, und man hat nicht Urſache ſolches noch äuſerlich zu hören. Der berühmte Nicole berathſchlagte ſich nur mit ſich ſelbſt, und wuſte dadurch alle Bewegungen und Tücke der Welt zu errathen.

Wir empfinden alles Elend, dem der Menſch ausgeſetzt iſt, wenn wir die Kräfte unſrer Leidenſchaften erwegen: dieſer Vorwurf kann dem Weiſen keineswegs angenehm

ſeyn;

ſeyn; er erreget vielmehr in ihm einen ſolchen Abſcheu, daß er alle Gegenden fliehet, wo böſe Lüſte herrſchen. Es ſeyen Höfe, Städte oder Länder, ſie ſind ihm alle ohne Unterſchied ein Greuel, wo er nicht daſelbſt die Fusſtapfen der Tugend findet, welche das Weſen aller Unterredungen ausmachen ſollten.

Zwölftes Hauptſtück.

Von Würden.

Die Ehrenſtellen ſind in den Augen eines Weiſen nur als ein heller Schein im Finſtern angeſehen. Sie glänzen im Dunkeln, und verlieren ihr Anſehen am hellen Tag. Es iſt nicht ſchwer, ſich als eine wichtige Perſon der Aufmerkſamkeit des ganzen Volks vorzuſtellen. Es bedarf nur eines mittelmäſigen Verſtandes um Dienern im gebieteriſchen Ton zu befehlen, um das Haupt übermüthig empor zu tragen, um ein köſtliches Kleid auszufüllen, und in prächtigem Aufzug zu fahren; allein es wird ein ſeltener Verdienſt erfordert, um ſich über das Glück hinaus zu erheben, um ſich durch Würden nicht blenden zu laſſen, um an ſich ſelbſt nichts hoch zu ſchätzen, als den Vorzug mit ſich ſelbſt zu leben. Viele Groſen der Welt erhalten nur

dadurch

dadurch die Hochachtung des Volks, daß ſie unſichtbar und unvernehmlich bleiben. Wie viele haben wenigſtens öfters groſe Urſache ſich zu überreden, daß nichts ſo verehrungswürdig an ihnen ſey, als das Stillſchweigen und die Unſichtbarkeit.

Angeſehene Leute rucken öfters den Armen ihre Stärke, ihre Faulheit, ihre verkehrte Sitten und das Herumſchwermen, vor; wäre es aber dieſen Unglücklichen, die man ſchmähet, vergönnt, offenherzig zu antworten, ſo würden ſie ohne Zweifel ſagen: was ſind eure Sorgen, ihr Groſen die ihr uns den Müſſiggang vorhaltet, womit ihr euch in euerm Reichthum beſchäftiget? Bekümmerungen des Ehrgeizes, Bewegungen der Leidenſchaften, und Erweiterungen der Wolluſt. Es iſt wahr man nennet uns unnütze Knechte; ſeyd ihr aber nicht ungetreue Knechte?

Alle unſre Väter waren Hirten; und wenn etlicher Erhebung ja ſtatt findet, ſo hat ſolche nur das gemeine Beſte zum Urſprung und Endzweck gehabt. Hingegen aber ſtehen die Menſchen in recht verwerflichen Würden, wenn ſie nur nach ihrem eigenen Vortheil und Eitelkeit ſtreben. Sie ſollen das Auge der Blinden, der Fus der Lahmen, und der Vater der Wayſen ſeyn. Ihre Tage ſollen ſie dem Dienſt des Vaterlands aufopfern; ihr Eifer ſoll nach Verdienſten zielen, und dieſe belohnen; ihr Verſtand ſoll die Naturgaben aufwecken, und die Tugend ehren; anders

ſind

ſind die gröſten Fürſten dem gemeinen Haufen gleich, und ihr Vorzug iſt nur ein Fusgeſtelle, darauf ſie der Verſpottung des Volks ausgeſetzt ſind.

Wer würde nicht über ſeine Pflichten erſchrecken, und würde ſich hohen Stellen ſo leicht unterziehen, wenn nicht die Ehrennamen, Ihro Hoheit, Ihro Herrlichkeit, mit ihrem falſchen Schein Vorſchub thäten. Man hat dergleichen Ausdrücke ſehr weislich erfunden, um dem Hochmuth der Sterblichen zu betten, und um ſie anzumuthigen, die fürchterlichſten Ehrenſtellen anzutreten. Die Würden ſind eine Laſt von Geſchäften, ein Umkreis von Pflichten, die ſich einander ohnunterbrochen folgen. Die Ehrennamen, damit man ſie beleget, ſind gemeine Worte, ja um ſo viel gemeiner, da man ſie gegen die geringſte körperliche Dinge verſchwendet. Man nennet einen Hügel oder Thurm Hoheit (1), einen Baum, vortrefflich oder herrlich (2). Es ſcheinet ſo gar, als habe man dieſe Ausdrücke ſolchen Vorwürfen entzogen, die alleinig in deren Beſitz waren, um Menſchen damit zu belegen, die man zu Knechten der Knechten machen wollte. Sie haben ſich in den verguldeten Schlingen fangen laſſen; inzwiſchen bleibt ſolches bey dem Weiſen eine gewiſſe Wahrheit. Nach dem Ausdruck des mehrerwehnten Nicole, iſt ein in öffentlicher Bedienung und Würden ſtehender Mann, ein Vor-

(1) Eminence, Hauteur. (2) Excellent.

Vorwurf des Mitleidens. Er iſt keines Augenblicks von ſeinem Leben Meiſter; er verlieret ſich ſelbſt aus dem Geſichte, um nur Eitelkeit, Betrug und Nichtswürdigkeit zu ſehen; er muß Rechenſchaft geben von den Fähigkeiten die er in Nothdurft verſchmachten läßt, von den Vorrechten die er geſtattet, von dem Zutrauen ſo er gegen widrige Perſonen verſchwendet, von den ſtolzen Zügen die er ſich angewöhnet, und von dem Murren ſo er erreget.

Dieß iſt die Beſchaffenheit der Stellen, nach denen man ſo ſehnlich ſtrebet, und die man öfters mit Gefahr ſeiner Ehre und Frömmigkeit betritt. Jederman weis, wie mancher, der in öffentlichem Amte ſtehet, ſchamroth werden müßte, wenn er die Niederträchtigkeit und Liſt entdecken ſollte, die ihn empor gebracht. Wie viele Mühe, Schmeicheley, Lügen und Demüthigung, wird nicht erfordert, um eine Würde zu erlangen? und wie viel beſchwerlicher iſt es vielleicht nicht, in einem erhabenen Amte ſtehen zu bleiben, als es zu erlangen. Die Stellen der Groſen ſind untergraben; ein jeder Schritt kann einen Abgrund eröffnen. Sie hängen von einer Menge Nachſteller und Feinden ab, zur Zeit da ſie die ganze Welt unter ihre Füſe gebracht zu haben vermeinen, ſo daß ihre Hoheit nur eine Schadloshaltung wegen der Abhänglichkeit iſt, in welcher ſie in Anſehung eines gewiſſen Volkes leben. Ein kleiner Stein, der von dem Berge abgelöſet wird, wirft den Kolloſ-

ſus

ſus um und verwandelt ihn in Staub. Man zittert bey der geringſten Ausſage; man fürchtet, in dem mindeſten Blick des Oberherrn ſeinen Fall zu errathen; man wirft ſich denen die man verabſcheuet zu Füſen, man ſtreuet Schrecken, oder Geld unter die Perſonen aus, vor welchen man ſich beſorget; man räumet die Scharfſichtigen bey ſeite, und hänget ſich an Schmeichler; man wird unempfindlich aus Gewohnheit, und holdſelig aus Seltſamkeit; ja man waget es gar, ſeine Seele dem Willen des Fürſten, ſeine Ehre dem Schein des Glücks, ſeine Ruhe der Erhebung ſeines Geſchlechts, und dem Ruhm eines eiteln Namens aufzuopfern.

Zeitliche Ehren können alſo den Weiſen nicht verblenden; was ſind ſolche in der That anders als ſchlechte Unterſcheidungen, die ſich auf die Gewohnheiten eines Landes beziehen? Was bey dieſen zum Ruhm gerechnet wird, iſt bey andern manchmal eine Schande. Alles hängt von den Gewohnheiten, oder vielmehr von den Seltſamkeiten der Völker ab. Einige Zweige eines geringen Lorbeerbaums, einige rothe oder andre Bänder; einige göldne mit Edelgeſteinen beſetzte Kreuze, einige mehr oder weniger wehende Fahnen, ſind gewöhnliche Zeichen der Hoheit. Sie ſind hinlänglich, um die Höflichkeits- und Ehrfurchtsbezeugungen der Welt anzuziehen. Allein, iſt es vergönt zu fragen, ob einige körperliche ſo geſtaltete Theile, einige ſo beſtimmte Farben,

einen Weltweiſen blenden können. Wir glauben, nein. Er ſondert ſich von allem äuſern Glanz von Farben, welcher die Ungezieſer ſelbſt zieret, und entweder roth oder blau darſtellet, gänzlich ab; er zeichnet den Thoren und Unwiſſenden aller Orten aus. Er urtheilet den der hoch zu ſteigen verlanget, um ſolcher Ehre zu genieſen, eben ſo lächerlich, als den, der wünſchte eine Käfer zu werden, um goldne Flügel zu haben.

Sagt man ſchon, daß Ehrenſtellen einen Menſchen über das gemeine Volk weit erheben, ihm einen prächtigen Aufzug, zahlreiche Gefolge, und herrliche Paläſte zuwege bringen; ſo muß man dabey überlegen, ob jene Menge von Menſchen, die einem Herrn nachfolgen, nicht vielmehr ſeine Schwäche als ſeine Macht anzeigen; ob es ein Ruhm ſey, die, ſo uns gleich ſind, an unſern Füſen zu ſehen, und ob man nicht vielmehr Urſache habe, dieſen harten Zwang zu beſeufzen, als ſich deſſen zu rühmen; ob man nicht in einem weitläuftigen Palaſt viel kleiner ſcheine, als in einem engen Gemach; ob es nicht vielmehr einer Sklaverey, als einem Glück ähnlich ſey, daß man ſich überall begleiten, beobachten, und dem Urtheil des ganzen Volks ausgeſtellt ſeyn laſſen muß. Der Menſch iſt ohne Widerrede nur darin gros und mächtig, daß er ſich ſelbſt ausbreiten, ſeine Vorſtellungen erweitern, ſeine Werke der Grosmuth vermehren, und ſich ſelbſt in dem Herzen ſeiner Brüder hervorbrin-

gen

gen kann, deſſen Erkenntlichkeit und Liebe er ſich durch Wohlthaten zuziehet. Je mehr man Diener hat, je mehr zeiget man dadurch, daß man fremder Hülfe bedürfe; je mehr äuſerliche Pracht glänzet, je mehr ſcheinet ſie entlehnet. Die Reichthümer andrer machen uns keine Ehre, ſondern die, welche wir ſelbſt beſitzen, und die wir aus unſern eignen Einkünften ziehen.

Die Welt kann das ohnangenehme der Hoheit nicht wohl glauben; man muß es ſelbſt unterfunden haben, um das leere, das beſchwerliche und das widerwärtige davon zu kennen. Man kan nicht thun was man gerne wollte. Man wird ſelbſt ein Schuldner der Narren. Wie können aber äuſerliche Würden uns verführen und einnehmen, die doch der Grund unſres Weſens nicht ſind; die nicht mit uns in die Welt treten, und die nach Verlauf einiger Tage wieder verſchwinden? Wir ſtreben nach ſolchem falſchen Schein, und die Würde unſerer Seelen, die von GOtt ſelbſt entſpringet, und unſterblich iſt, bleibet uns ſo fremde, daß wir faſt nie an dieſelbe denken. An dem Menſchen, der ſeines Weſens genieſet, findet man die wahre Hoheit; er iſt über alle Würden erhaben; er bedarf keiner Wache, keiner Höflinge, um gros zu ſcheinen. Seine Seele eröffnet ihm alle Stunde die Laufbahne, die ihn zur Gottheit leitet, und die ihm die Mittel erleichtert, um mit dem allerhöchſten Weſen in eine geheiligte Vertraulichkeit zu tre-

treten. Er ſiehet eine zeitliche Oberherrſchaft als eine fürchterliche Laſt an, die den Monarchen zum Unterthanen macht, wenn er ſich den Geſetzen unterwirft, und zum Wüterich, wenn er ſich derſelben entſchlägt.

Wir fügen dieſem noch hinzu, daß wir die Ehrenſtellen als eine unerträgliche Laſt anſehen würden, wenn wir uns die deutliche Vorſtellung machten, wie öfters wir in deren Beſitz zum Nachtheil unſrer Tugend ſtehen. Die Natur ſcheinet von Seiten der Denkungsart zu verliehren, was ſie an Würden gewinnt; daß man unempfindlich, unerbittlich, aufgeblaſen und ſeltſam werde, nach Masgab man höhere Stellen erreiche. Man glaubet ſich ſodann von einer andern Natur zu ſeyn, als das übrige menſchliche Geſchlecht; und niemand einiges Gehör noch Zugang vergönnen zu dörfen, dieſes nennet man Ehre. Muß man nicht ſolche Ehre vielmehr für eine Schande halten. Ein jeder, der ſeine Menſchlichkeit, ſeine eigene Unſterblichkeit vergißt, iſt ein Vorwurf der Verachtung, von welcher Würde er auch ſey.

Die Ehren dieſes Lebens ſind von ſo kurzer Dauer, daß man kaum Zeit findet zu ſehen, daß man ſie beſitze. Will man ſich ſolche ſchon einverleiben, und ſagt man gleich mit gröſerer Bewunderung und Zufriedenheit, mein Palaſt, mein Aufzug, meine Leute, als man wohl meine Seele ſagen würde; ſo werden ſie doch abgenutzet; ſie veralten, ſie vergehen

wie

wie ein Kleid (3). Einige frühere oder ſpätere Augenblicke ſtürzen den König und den Bettler; das iſt, ſie verwandeln den einen wie den andern, in gleichen Staub, von gleichem Gewicht, von gleicher Farbe. Nach dem Tode iſt kein Unterſcheid, ob man in einem Palaſt oder Siechenhaus ſeinen Aufenthalt gehabt, ob man einen gemeinen oder adelichen Namen geführet habe; ja ſelbſt in dieſem Leben verändert ſich dadurch unſer Weſen nicht. Die Menſchlichkeit bleibt eben dieſelbe bey einem Fürſten, als bey einem Bauern, bey dem allen aber iſt unſere Abſicht jederman zu ermahnen, daß er den Groſen dieſer Welt, die ihnen nach göttlichen und natürlichen Geſetzen ſchuldige Ehre wiederfahren laſſe.

Dieß ſind tröſtliche Aeuſerungen für denjenigen, der ſeines Weſens genieſet, wenn er keine zeitliche Würden beſitzet; die ihn auch bey allen weltlichen Vorzügen gleichwohl denenſelben fremd machen können. Suchet man zwar nicht leicht einen ſolchen Weiſen, davon wir reden, bey den Groſen, ſo iſt es gleichwohl an dem, daß man ſich ſelbſt in allen Ständen kennen könne, und daß zeitliche Hoheit vielfältig mit der Weisheit verpaaret gehe. Dann wird es erſt ein vortreflicher Anblick. Man ſiehet dann einen Menſchen, der erhöhet iſt um ſich zu erniedrigen, der mächtig iſt um andern gefällig zu ſeyn, der reich iſt um Hülfe zu leiſten; der nur die Würdigkeit ſeines

(3) Sicut veſtimentum veteraſcent.

Weſens hochſchätzet; der ſeine zufällige Hoheit beyſeite ſetzet, und ſie faſt nicht zu kennen ſcheinet; der ſich nach allen Seiten ergieſen muß; der erzittert bey der Erinnerung deſſen, was hohe Stellen erfordern.

Alle Würden dieſer Welt ſind nicht von dem Werth, als der Vorzug ein Menſch zu ſeyn. Wer ſich einbildet, ſich dadurch zu vergröſern und zu erheben, daß er Ehren auf Ehren häufet, der irret deſto gröblicher, da die ſchönſte Geſtalt unſrer Seelen darin beſtehet, daß man ſchlecht und recht ohne einige Vermiſchung noch Zertheilung ſey; allein wir ſind thörigte Verehrer einer ſtetigen Abwechſelung von falſchem Schein, mit welchem unſer Jahrhundert gnugſam verſehen; wir begehren Ehrenſtellen und unruhige Aemter. Die Aufrichtigkeit, die Leutſeligkeit, die Grosmüthigkeit ſind Ehrennamen, die man ſo hoch nicht mehr ſchätzet; man überläßt ſolche öfters lieber dem Volk, und will lieber ein Staatsbedienter, ein Höfling heiſen. Es ſcheinet manchmal, daß um vornehm zu leben, man etwas anders als ein frommer Mann zu ſeyn, wiſſen müſſe. Unſer ganzes Leben iſt eine Beſchäftigung der Eitelkeit. Selbſt Andächtige finden wir, die unter dem Schatten eines heiligen Ueberzugs nach Ehren ſtreben. Ihre Stätten ſollen in dem Heiligthum, GOtt gegen über, abgezeichnet, und ihre Gräber Altäre ſeyn.

Drey-

Dreizehentes Hauptſtück.

Vom Reichthum.

Wenn wir den Reichthum wohl zerlegen, und ihm den äuſerlichen Glanz, der uns verführet, benehmen, ſo werden wir an Gold und Edelgeſteinen nur einen rauen Körper finden, der durch den Zuſammenlauf der vier Elemente ſich in der Erden durchſiebet, reiniget und verhärtet. Die Tautropfen, die jeden Morgen über unſre Wieſen ausgebreitet ſind, würden weit bewunderungswürdiger und vortrefflicher ſeyn, wenn ſie ſich an einander fügen und ihren lebhaften Glanz beybehalten könnten. Wie kann uns aber das Gold ſo ſehr entzücken und mit ſeinen Reizungen einnehmen? Iſt es die Farbe die uns gefällt? das Kupfer glänzet ja nicht weniger. Iſt es deſſen Nothwendigkeit? dieſes zeiget unſre Bedürftigkeit an. Iſt es zur Beförderung unſrer Wolluſt? die Wolluſt iſt einem denkenden Weſen ungeziemend. Iſt es, weil wir uns dadurch Gönner verſchaffen? die Reichen haben jederzeit mehr Beneider als Freunde. Iſt es ſein innerlicher Werth? Es iſt uns nichts nütze, als wenn es aus unſern Händen in fremde kommt, und uns nicht mehr gehöret.

Was iſt alſo dieſes Gold, wenn es nach ſeinem rechten Werth geſchätzet wird? Die Sklaverey des Geizigen, der es nicht gebrauchen darf. Das Verderben des Wollüſtigen, der es verſchwendet. Die Plage des Ehrgeizigen, der ſich darnach ſehnet. Die Laſt des Weltweiſen, der nur nach Mitteln trachtet, um ſich deſſen behörig zu bedienen. Dörfen wir über das daran zweifeln, daß je mehr ſich unſre Schätze vermehren, je mehr auch unſre Bedürfniſſe? Der Ueberfluß wird zur Nothwendigkeit, ſo, daß durch eine gerechte Strafe der göttlichen Vorſehung, die meiſten Reichen wenig Geld haben; indem ſie es beſitzen, haben ſie tauſend Einfälle zu erfüllen; ſie denken nie an das ſo ſie haben, ſondern an das, ſo ihnen fehlet; ſie glauben ſich mithin öfters ſo arm, als die Armen ſelbſt. Es iſt eine groſe und ſeltne Kunſt das Geld wohl anzuwenden wiſſen; zu geben und nicht wegzuwerfen; ein guter Haushalter und nicht geizig zu ſeyn.

Reiche und angeſehene Leute wiſſen ihre Güter ſo übel zu benutzen, daß ein jeder denkender Menſch ſich in der That Dank weis, daß an ihm nichts zu finden, worin er jenen gleich ſey. Sie beweiſen nie eine wohl angebrachte Freygebigkeit. Sie werfen wohl eher ihr Geld weg, als daß ſie den Verdienſt eines mit vorzüglichen Naturgaben verſehenen Menſchen belohnen ſollten. Es ſcheinet, ein jeder, der des Geldes in Ueberfluß genieſet, werde dadurch ſchwach und unvermögend.

Dieß

Dieß iſt in der That die richtigſte Schätzung des Reichthums, den ſich unſre Leidenſchaften als den höchſten Staffel der Glückſeligkeit vorſtellen: es iſt nicht nöthig ein Heiliger zu ſeyn, um den Reichthum dafür zu erkennen. Die Heiden ſelbſt haben ſolches allerwegen eingeſtanden; ihre Weltweiſen erläutern es ohne Unterlaß, ihre Dichter ſtellen es lebhaft vor. Die Bekümmerniſſe und Sorgen, ſchwärmen, nach ihrer Meinung, an den goldnen Getäfeln herum. Ohne Zweifel wollte die Natur, die jederzeit billig in der Austheilung ihres guten und böſen iſt, den Reichen innerlich verzehren, und dahingegen den Armen in ſeiner Hütten tröſten.

Der weiſe Salomon flehete ehemals ſeinen GOtt an: Reichthum und Armuth gib mir nicht (1). Eine Bitte, welche deutlich zeiget, daß er nur ſeines Weſens zu genieſen ſuchte; daß er befürchtete, er mögte ſich ſowohl in der Beſchwerlichkeit, die dem Reichthum eigen iſt, als in der ſchmerzlichem Unterfindung der Armuth von ſich ſelbſt abziehen, und darum ſehnete er ſich nach der Mittelſtraſe. Alle Weiſen, von Salomon an bis hierhin, haben ein ähnliches Verlangen. Wer die heldenmüthige Tugend nicht beſitzet alles verlaſſen zu können, der laufet Gefahr in Murren über ſein Schickſal zu verfallen, und ſich der Güter ſeines Nächſten gelüſten zu laſſen.

(1) Proverb. 30. v. 8.

Alle Stimmen dieſer Welt ſcheinen nur das Glück des Reichthums zu verkündigen. Alle Berufe, Eheverbindungen, Beſchäftigungen und Reiſen, zielen nach Bereicherung ab. Die Tugenden folgen nach dem Gelde, wenn es ſeyn kann; allein mit Einſammlung des Geldes muß der Anfang gemacht werden. Dieß iſt allerwegen der üblichſte Gebrauch. Der Menſch aber, der nackend von Mutterleibe gekommen, und nackend wieder in den Schoos der Erden geleget wird, iſt nur geboren um gering zu leben, und in dem Schweiſ ſeines Angeſichts ſein Brod zu eſſen. Schmeicheln ſich ſchon die Wollüſtigkeit und der Hochmuth unter manchen Vorwänden ein, ſo wird doch der Weiſe niemals dieſes heilige Geſetz aus den Augen laſſen, welches allen Kindern und Nachkommen Adams gegeben iſt.

In welcher Geſchicklichkeit befinden ſich die Leidenſchaften nicht bey jenen Menſchen, die genugſam begütert ſind, um ihrem Pracht und Aufwand ein Genügen zu thun. Sie bewohnen Paläſte; ſie nähren ſich mit den trefflichſten Speiſen, und befeuchten ſich mit den köſtlichſten Weinen; ſie werden von Wucher bedienet, von Weichlichkeit eingeſchläfert, mit Höflichkeiten beluſtiget, durch Schmeicheley geräuchert; die Sinnen nehmen die Stelle einer verſchwundenen Seele, der Vernunft, ein. Welcher Weiſe würde zu dieſem Preis reich werden wollen, nemlich ſeine Ruhe, ſein Gewiſſen, ja ſein ganzes Weſen gegen die Nichtswür-

würdigkeit prächtig ausgezierter Paläſte, Hausrath und Aufzug, vertauſchen? Der iſt allein wahrhaftig reich, der ohne Verdruß alle glänzende Glücksgüter zu andern und nicht zu ihm übergehen ſiehet; der mit ſeinem Schickſal zufrieden, und es in Gelaſſenheit zu genieſen weis; der nur von ſeinem Gottesdienſt eingenommen, alle deſſen Pflichten mit einfältigem Herzen erfüllet; der in ſtündlicher Erwartung ſeines Todes nur der Tugend nachhänget, die unvergänglich iſt. Was mögte wohl an dem Beſitz des Reichthums weſentlicher und gewiſſer ſeyn, als der Schmerz, daß man in der Todesſtunde von demſelben ſcheiden muß. Man ſiehet ſich nur in einen Abgrund fallen, der von allem dem, ſo man hier ſo unmäſig geliebet, gänzlich entblöſet iſt. **Denn der Reiche wird nichts in ſeinem Sterben mitnehmen, und ſeine Herrlichkeit wird ihm nicht nachfahren** (2).

Da wir immerwährende Schlachtopfer unſerer Sinnen ſind, ſo glauben wir, es ſey nichts herrlichers, als was uns dieſe darſtellen. Gefolglich wäre ein wohlausgerüſteter Graf ein göttlicher Menſch, und ein Burger kaum ein Menſch. Wir laſſen den unſterblichen Menſchen verſchwinden, der durch den Geiſt GOttes beſeelet iſt, und wieder zu GOtt kehren ſoll; wir machen uns dahingegen zu einen erdichteten Menſchen, der mit Silber und Edelgeſteinen ausgezieret iſt. Wir glauben, daß

(2) Pſalm. 48. v. 18.

daß einige elende Körner oder Fäden, die zierlich zuſammen geſetzet, und in ſich ſelbſt doch dem Koth gleich zu ſtellen ſind, über die Vortreflichkeit des Geiſtes, welcher der Athem GOttes iſt, den Preis erhalten müſſe. Wir rotten aus unſerm eigenen Herzen die Empfindung unſrer Würde aus, um das Gefühl einer Bewunderung des Reichthums hinein zu pflanzen. Der Reichthum bringet uns Ehre, und erhebet uns, ſowohl in Städten als auf dem Lande, zu einer vorzüglichen Hoheit. Wie können aber einige Stücke Gold, deren Werth willkührlich, und nur nach Gefallen der Menſchen beſtimmt iſt, die Vernunft bemeiſtern? Wie kann ein eitles Metall uns berechtigen, eine Art von Hoheit anzunehmen, und unſre Brüder zu verachten? Wir müſſen unſern Kleidern die Hochachtung, die ſie uns zuziehen, verdanken; ſie ſind es dann, die in Anſehen ſtehen, und nicht wir.

Ein reicher Mann (wird es heiſen) genieſet alles Vergnügens, aller Glückſeligkeit, die ſich bey ihm alle Augenblicke von neuem hervorbringen; allein, genieſet er auch ſeiner ſelbſt, als des weſentlichen? Weis er die rechte Mittelſtraſe zu halten, damit das Herz ſich nicht aufblähe? Er iſt tauſend Sorgen und Beunruhigungen unterworfen, davon andre, denen ſolch zeitliches Glück gebricht, befreyet ſind, er lebet als unter der Laſt ſeines Reichthums verſunken. Will man auf die wahre Beſchaffenheit ſehen, ſo wird man finden,

den, daß der Reiche einer Perſon auf der Schaubühne ähnlich ſey, deren Glück nur ſcheinbar iſt. Er fähret ſtets in der Kutſche, da es doch viel natürlicher iſt zu Fuſe zu gehen; er ſchmecket nur köſtliche Speiſen, da doch die Luſt zum Eſſen ſich an der geringſten Koſt vergnüget: auch kann er ſeines Reichthums ungeachtet nicht mehr als andre eſſen. Er ſiehet um ſich prächtiges Hausgeräthe; welches man in den Kaufmannsgewölben auch ſo findet. Er bewohnet einen weitläuftigen Palaſt; niemals kann er aber an mehr, als einem Orte zugleich ſeyn. Er willfähret in allem ſeinen Begierden; es iſt aber vielleicht ein Unglück, daß er nicht noch mehr verlangen kann. Er unterhält viele Diener; iſt es aber nicht ſelbſt eine Dienſtbarkeit, daß man die Augen ſo vieler Menſchen auf ſich muß gerichtet ſehen? Wenn wir demnach alles ſorgfältig unterſuchen, ſo findet ſich der Weiſe, der in mittelmäſigem Stande lebet, weit glücklicher, als der Reiche bey allen ſeinen Schätzen. Er genieſet der nemlichen Sonne; die Natur bietet ihm gleiche Ausſichten dar, und ſeine Einbildung ſtellet ihm nemliche Gegenſtände vor.

Wenn wir nunmehr durch die Wolke der Vorſprache des Reichthums hervordringen, und einen zeitlich Begüterten mit den hellen Augen deſſen, der ſeines ganzen Weſens genieſet, betrachten; ſo werden ſich nur vornehme Unglückliche in den verguldeten Gemächern zeigen, die uns zu verblenden ſcheinen. Wir

werden

werden ſehen, daß die Sinnen ſich gewöhnlich zum Schaden der Seele bereichern, und daß, je mehr wir uns äuſerlich ausſchmücken, je mehr unſer Herz ſeiner wahren Glückſeligkeit beraubet werde. Wir werden ſehen, daß der Reiche ein Sklave des Ueberdruſſes iſt, der ihn verzehret; der Krankheiten, die ihn überwältigen, und des Vergnügens, ſo ihn erſchöpfet.

Es ſcheinet in der That, als ſey der Verdruß ein beſtimmter Theil der Groſen. Sie verſuchen alles, und alles kommt ihnen abgeſchmackt vor; ſie ſuchen in der Abwechſelung ihrer Beſchäftigung und ihres Vergnügens ſich ſelbſt zu vergeſſen; ſie befürchten die Ruhe und müſige Stunden, als die Anzeigen des Ueberdruſſes; ſie glauben in der Verwirrung und Menge ihrer äuſerlichen Sorgen, jene glückliche Trunkenheit zu finden, die ſie des Geſichts ihrer ſelbſt beraubet; ja, wie viele Reichen ſind, um deutlich zu reden, nur Todtengerippe, ohne Seele und ohne Leben? Eine ſcheusliche Weichlichkeit benimmt ihnen alle Kräfte; ein prächtiges Fuhrwerk beraubet ſie des Gebrauchs ihrer Füſe; eine Lebhaftigkeit des Vergnügens ſtumpfet ihren Geſchmack; eine unglaubliche Härtigkeit verbirget ihr Herz; eine Menge der Diener verhindert ſie, ſich die geringſte Bewegung zu machen, ſo daß ſie nur Hände und Füſe zum Zierrath zu haben ſcheinen: ſie ſind Uhrwerke, die ſich bewegen und doch nicht würken; Wei-

tergläſer, die Hitze und Froſt anzeigen, nach Beſchaffenheit der Luft bey Hofe.

Bahnet ſich gleich die unerſättliche Begierde nach Reichthum, Wege auf der Oberfläche des Waſſers; waget ſie ſich in den Abgrund des Meeres; durchwühlet ſie die Eingeweide der Erden; erſticket ſie das Gefühl der Natur; zertrennet ſie die Verwandtſchaften, und hetzet gleich alle Leidenſchaften auf, um die Verfaſſung der Welt umzuſtoſen, ſo bleibt es einmal gewiß, daß Reichthum uns nicht glücklich machen könne. Hierzu iſt er nicht beſtimmet. Die göttliche Vorſehung will keine wollüſtige Geſchöpfe an reichen Perſonen haben, ſondern treue Haushalter, die den Elenden beyſpringen; die darauf aus ſind, um die Noth ihrer Brüder zu entdecken und derſelben abzuhelfen. Ein Reicher, der nur ſeinem Eigenſinn in dem Gebrauch ſeiner Güter folget, ſtöſet die Ordnung der göttlichen Vorſehung um. Er wird ein unrechtmäſiger Beſitzer, der ſich das zueignet, ſo ihm nicht gehöret; und wo nicht eine ziemende Beſcheidenheit uns verpflichtete, den unerträglichſten Mißbräuchen öfters Ehre zu erweiſen, ſo würde es nicht ſchwer ſeyn, einem ſolchen Reichen, der ſein Vermögen nur zur Nahrung ſeiner Wolluſt anwendet, den ihm zukommenden Namen beyzulegen.

Wie erſchrickt nicht ein Weltweiſer, der ſeines Weſens genieſet, bey dem Anblick ſolcher Verſchwendung der Reichen, die öfters

aus

aus goldnen Schaalen die Thränen der Bedrängten trincken? Was kann er von ſolchen Millionenbeſitzern denken, die keine Koſten ſparen, um ihren Pracht und Tafel zu unterhalten, und hingegen keinen Pfenning übrig haben, wo es darauf ankommt, ein in äuſerſte Armuth verſunckenes Geſchlecht zu erretten? Der Weiſe, der Güter beſitzet, wartet nicht bis ihm die Noth ſeiner Brüder kläglich vorgetragen werde: er erräth ihr Anliegen aus halben Worten; er vergieſet öfters ſeine Thränen, ohne daß es andre wiſſen ſollen. Er rühmet ſich ſeines Reichthums nur, weil er Gelegenheit hat ſich andern zu verpflichten, und ſiehet ſich, wenn er Liebeswerke verrichtet, nur als einen Verwalter an, der von der göttlichen Vorſehung ſelbſt gedungen, um mit genauem Fleis die Einkünfte anzuwenden. Der wahre Reichthum iſt in ſeinem Herzen, und alle zeitliche Güter kommen ihm nur als Träume vor, deren eitler Betrug nur einen Augenblick währet.

So iſt unſre Handlungsweiſe nicht; denn wir ſehen leider das Geld als unſre höchſte Glückſeligkeit an. Ja wir wollen ſelbſt, die Gottheit ſolle am Reichthum einen Gefallen haben: Wir prangen mit vielem Stolz in den Kirchen mit den Schätzen, von welchen wir geſättiget ſind; und obſchon GOtt ſelbſt in der Welt erſchienen, um Geld und Hoheit zu verachten, ſo verſichern wir uns doch, er werde ſolche lieben, weil wir ſie lieben.

Nichts

Nichts beweiſet unſern falſchen Betrug ſtärker, als die ausſchweifende Weiſe, der man ſich von einem Jahrhundert zum andern bedienet, den Stein der Weltweiſen oder Goldſtein zu ſuchen, der doch keineswegs beſtehet. Verſtändige und gelehrte Männer haben ſich in deſſen Nachſuchen verzehret, und immerfort geglaubt, daß nun der Augenblick ſey, in welchem ſie dasjenige entdeckten, was die Goldmacher das groſe Geheimnis nennen. Dergleichen unſinnige Menſchen dachten daran nicht, daß das Gold unſer Glück nicht ausmache; daß die goldne Zeiten nur dadurch glücklich geweſen, daß man vom Gold nichts wuſte; und daß derjenige, der das Geheimnis Gold zu machen beſäſe, der unglücklichſte Menſch ſeyn würde: wollte er arbeiten, um der ganzen Welt beyzuſtehen, ſo hätte er keine Ruhe mehr: würde ihn ſeine Unbeſcheidenheit verrathen, ſo wäre es um ſeine Freyheit geſchehen: würde er mit ſeinem Geheimnis ſparſam handeln, ſo würde er wieder unter die Zahl derer kommen, die kein Glück genöſſen: würde er ſich deſſen nach Belieben ſeiner Begierde bedienen, ſo würde er ſeinen Oberherrn gegen ſich aufbringen. Dieß würden die gewiſſe Folgen einer Entdeckung ſeyn, die man ſich als das glücklichſte Wunder der Welt vorſtellet. Können wir zum Genuß unſrer ſelbſt gelangen, ſo mögen wir uns eines weit gröſern Vortheils rühmen. Der Weiſe glaubet, das Kupfer in Gold ver-

verwandelt zu haben, ſo oft er einen ſchönen Gedancken bey Gelegenheit eines körperlichen Vorwurfs erzeuget; die Ergründung und Unterſuchung ſeines Weſens erwecket mehr Vergnügen in ihm, als die Betrachtung eines verächtlichen Metalls.

Vierzehntes Hauptſtück.

Von Mahlzeiten.

Keine Beſchäftigung des Menſchen ſetzet ihn in mehrere Gleichheit mit den Thieren, als das Eſſen und Trinken; nichts iſt, womit wir unſre Eitelkeit mehr an den Tag geben. Wir haben Feyerlichkeiten erdacht, die, als die Schaubühnen unſerer Pracht und Herrlichkeit, unſre Hoheit und Freude auslegen ſollen; und die durch die Kunſt einer beſondern gleichmäſigen Anordnung und Schärfung des Geſchmacks, uns die Erniedrigung aus dem Geſichte raubet, die einer ſolchen Anzeige unſrer Schwachheit und Unterwerfung, als das Eſſen iſt, eigen ſeyn ſollte: denn wo wir alles nach ſeinem wahren Werth einſehen wollen, ſo iſt dieſe Nothdurft, mit allen andern, auch den geringſten, von gleicher Natur; ſo ſollten wir vielleicht mit mehrerem Recht derſelben im verbor-

borgenen Genüge thun, und unſer Elend und Schwachheit nicht feyerlich ausbreiten.

Die Speiſen, die wir zu uns nehmen, ſind Arzneyen gegen den Tod. Wenn wir nicht eſſen, ſo ſinken wir in Ohnmacht, und hören demnächſt gar auf zu leben. Wird alſo ein Weiſer ſichs zum Ruhm rechnen, eine Arzney öffentlich zu gebrauchen? Ohne daß wir die Gebräuche verändern, müſſen wir wenigſtens zugeben, daß man über dieſe Nothwendigkeit vielmehr Urſache habe zu ſeufzen, als zu frolocken; daß diejenigen, die den Bauch zu ihrem Gott machen, die gröſte Verachtung verdienen; daß der Menſch, der ſeiner ſelbſt genieſet, nur nach dem himmliſchen Leben trachte, in welchem wir einem verklärten Leibe entgegen ſehen; daß man ſich ſelbſt entadle, und ſein Weſen mißkenne, wenn man ein Sklave des Mundes wird. Adam hatte in dem Paradies, ſo mit Köſtlichkeiten angefüllt war, keine andere Leckerbiſſen, als Früchte und Kräuter; denn ſein Vergnügen beſtunde nicht in Eſſen: wir hingegen, die wir auf einem mit Diſteln und Dornen bewachſenen Felde wohnen, die wir in dem Schweis unſres Angeſichts unſer Brod eſſen ſollen, bringen unſer Leben mit Erfindung neuer Speiſen, mit deren Zubereitung, und mit der Sorge wie wir uns ſättigen mögen, zu. Eilen gleich unſere Tage dahin, und werden ſelbſt durch köſtliche Mahlzeiten verkürzet, welche unausbleibliche Krankheiten und

Unverdaulichkeiten verurſachen, ſo müſſen doch unſre Zugemüſe, ſowohl als unſre Kleider, mit vieler Kunſt zubereitet werden, und wir rechnen es uns zur Schande, daß wir ſo ſchlechterdings genieſen ſollten, was uns die Natur darbietet.

Die alten Weltweiſen lebten ſehr mäſig, ſelbſt Epicur, welcher doch der Wolluſt öfentlich vorſtunde. Sie wuſten, daß, wenn der Körper durch übermäſiges Eſſen und Trinken beſchweret ſey, die Seele auſer Stand gerathe, nach geiſtlichen Dingen zu ſtreben. Sie wuſten, daß ein Menſch, der ſtets in Verdauung beſchäftiget iſt, weder Geſchmack zum Guten noch Tugend habe, und daß er vielmehr einem Thier als einem vernünftigen Geſchöpf gleich werde. Plotin, ein Weltweiſer, der die Bewunderung der Römer ehemals erweckte, entzog ſich öfters ſogar das Brod, aus Furcht ſeine beſtändige Betrachtungen zu unterbrechen; wir hingegen, die wir nur bey Gelegenheit und ſeltſam denken, überladen unſren Magen dergeſtalt, daß wir ganz Körper zu ſeyn ſcheinen. Zu geſchweigen der natürlichen Schande, daß man zu viel eſſe, ſo haben überdas gar viele nicht das geringſte Recht an der Nahrung, die ſie genieſen. Das Urtheil iſt geſprochen, und durch die ewige Wahrheit beſtättiget; wer nicht arbeitet, ſoll nicht eſſen. Wie viele bringen nun ihre Zeit im Müſiggang zu, die gefolglich an Speiſen keinen Anſpruch haben. Wie viele Reichen,

die der Erden zur Laſt ſind, ſind nur zum Eſſen und Trinken geſchickt, und unrechtmäſige Beſitzer der Güter, die ihnen nicht zukommen.

Die Ordnung der Welt iſt gänzlich umgekehret: der Ackermann, der Tag und Nacht arbeitet, findet kaum Mittel ein Stück Brod zu erwerben, und kaum Zeit es zu eſſen; da hingegen der groſe Herr, der öfters in der ſchändlichſten Unempfindlichkeit ruhet, ſich mit dem auserleſenſten Fleiſch füttert; er glaubet allein Recht zu haben einen ſaftigen Biſſen zu koſten. Mögte man ſich überdas noch an zwey Mahlzeiten des Tages begnügen, welche zwar mehr aus Gewohnheit als Nothwendigkeit angeordnet ſind, ſo wäre es zu geſtatten: allein der Chocolate, Caffee und Thee, ſind noch neuere Bedürfniſſe, deren man durchaus nicht entbehren zu können glaubet. Ja dieſe Getränke, die vielmehr die Zeit zu verkürzen und der Sinnlichkeit zu ſchmeicheln, als etwa den Leib zu nähren und zu erquicken, erdacht worden, ſind in allen Ländern eingeführet. Anſtatt daß man darauf bedacht ſeyn ſollte, die Bedürfniſſe dieſes Lebens einzuſchränken und ſo viel möglich abzuſchneiden, ſo vermehret man ſolche und hat ſeinen Gefallen daran. Eine Sache wird nun als unentbehrlich angeſehen, die unſern Vätern ganz unbekannt war; ja unſern Vätern, die das glückſeligſte und höchſte Alter erreichten.

Durch ſolche übel angebrachte Gewohnheiten ſind mäſige Menſchen, ſo wie ſie in allen Zeiten gefunden wurden, faſt gänzlich aus unſern Augen verſchwunden. Man findet keine mehr, die nach dem Beyſpiel der alten Scythen, etliche Tagen faſten könnten. Nimmt man jenes Wundergeſchöpf, den Pater Leaute, Benedictiner Ordens, aus, der in dieſem Jahrhundert in Frankreich die ganze Faſtenzeit hindurch, viele Jahre nach einander, gleichſam nicht die geringſte Nahrung zu ſich nahm; ſo wird man ſich keines Menſchen entſinnen, der nur drey Tage gefaſtet hätte. Man meinet ſich Gewalt anzuthun, um das Eſſen auf vier und zwanzig Stunden auszuſtellen, ſo ſehr hat man ſich angewöhnet körperlich zu leben. Nur die Seele wird gänzlich vergeſſen, und muß in Ermangelung aller Nahrung und Unterweiſung beynahe verſchmachten.

Durch mäſiges Leben iſt man allein zu Betrachtungen fähig; man ſtellet ſich vor vielen Krankheiten ſicher, und in den Stand ein hohes Alter zu erreichen. Wir finden davon an dem Leben eines venetianiſchen Edelmanns, Namens Cornaro, ein mehr ſonderbares als nachahmliches Beyſpiel, der ſein Leben über hundert Jahre erhielte, indem er täglich nur vierzehn Unzen, ſowohl an feuchter als veſter Nahrung, zu ſich nahm. Es iſt gewiß, daß wir öfters durch Zuſammenſetzung der Speiſen, die einfach ſeyn ſollten,

ten, dem Tod beförderlich ſind. Die Natur rächet ſich darum an uns, daß wir die Früchte und Kräuter verachten, die ſie uns, als die geſchickteſte Speiſen zur Erhaltung der Geſundheit, darbietet: die Menſchen, die von Adam bis auf Noah lebten, hatten keine andre Nahrung, und lebten ſehr lange; unſre Sinnlichkeit aber überredet uns, um uns von mäſigem Leben freyzuſprechen, die Erde bringe, wegen der Laſt ihres Alters, keine ſo nahrhafte Säfte mehr hervor.

Die Speiſen, die eine vergiftende Kunſt täglich anders einkleidet, ſind es nicht allein die unſern Tod beſchleunigen, und uns in die ſchändlichſte Unmäſigkeit verſenken; der Wein, ein grimmiger Feind unſrer Vernunft, kommt noch hinzu; er verwirret unſer Gehirn, und macht uns raſend. Man überläſſet ſich dieſem ſchädlichen Getränk als ſeiner ganzen Glückſeligkeit; man läßt es dabey nicht bewenden, daß man nicht in ſich ſelbſt zurückkehret, ſondern man läßt ſeine Seele ſo weit erſtarren, daß man ganz viehiſch zu werden ſcheinet. Welches Vergnügen läßt ſich darin ſchmecken, daß man aufhöret das zu ſeyn, was man iſt; daß man ſich mit den unreinſten Thieren gemein macht, und ſich die grauſamſten Krankheiten zubereitet? Nichts zeiget deutlicher unſre beklagenswürdige Neigung, uns von uns ſelbſt abzuziehen. Der Menſch iſt vielmehr geneigt im Wein zu ſchwimmen, und ſich der Trunkenheit zu überlaſſen, als

daß er gleich einem Menſchen leben, und ſeine Würdigkeit zu erhalten ſuchen ſollte. Er vergißt lieber ſeiner Vernunft, als daß er ſie beleben ſollte; er erſticket lieber ſeinen Verdruß, als daß er dadurch Anlaß nehmen ſollte, zu GOtt wiederzukehren. Spricht ſchon die ewige Wahrheit das ſchröcklichſte Urtheil über diejenigen aus, die Helden ſind Wein zu ſaufen und Krieger in Völlerey (1); ſo bringen doch ganze Völker, die ſich zum Chriſtenthum bekennen, ihre Tage in Trunkenheit zu.

Welchen Anblick liefert dieſes den Augen der Weltweiſen aus, die ihres Weſens genieſen, die gerne ihren Leib, wo es möglich wäre, vergeiſtern würden, und ſehnlich wünſchen, daß er ſich nur mit himmliſcher Nahrung ſättigen mögte? Sie werfen Blicke des Mitleidens auf jene lächerlich prächtige Tafeln, da man nur ſinnlicher Menſchen gewahr wird, deren Seelen ihren Aufenthalt auf der Zunge zu haben ſcheinen. Die Seele erreget eigentlich in uns den Geſchmack, und nicht die Kunſt der Köche, die nur zufällig iſt.

Wie unglückſelig iſt aber derjenige, der nur von ſeiner Seele ſolchen Geſchmack entlehnet, und ſich dieſes ganz geiſtlichen Weſens nur bedienet, um körperliche Dinge mit Niedlichkeit zu koſten. Glückſelig iſt hingegen der, ſo nur iſſet um ſich zu erhalten, und öfters dabey ausrufet: **wer wird mich erlöſen**

von

(1) Jeſai. 5. v. 22.

von dem Leibe dieſes Todes (2); der in einer klugen Sparſamkeit und Måſigkeit Mittel findet, ſo viele Armen zu ernåhren, die ſonſt verhungern würden, und mit ihnen das tågliche Brod, zu welchem alle Menſchen Recht haben, theilet. Solches Brod war ſo vielen Einſiedlern hinlånglich, die ſich in Egypten aufhielten, welches von den Leckerbiſſen, die durch unſre klågliche Sinnlichkeit erfunden, weit unterſchieden, ihre Seele nicht verhinderte, ſich zu betrachten und zu erkennen.

Funfzehntes Hauptſtück.

Von dem Schlaf.

Der Schlaf, welcher nur eine Abſonderung des Kórpers von dem Geiſt und ein Vorbote des Todes zu ſeyn ſcheinet, ſtellet den Menſchen eben ſo kórperlich dar, als ein Thier. Man denket nicht an die merkwürdigen Tråume, welche die Seele ihr ſelbſt überlaſſen, und ihre Vorſtellungen nur durch eine Erinnerung von den Sinnen entlehnen, die ſelbſt eine Kraft des Geiſtes iſt. Man leget ſich unbedachtſam nieder, und ergibt ſich dem Schlaf, als ein todter Klumpen ohne Verſtand und Leben. Indeſſen gehen wir in eine andre Welt über, wenn wir ſchla-

(2) Rom. 7. v. 24.

ſchlafen, die manchmal als eine ſchwache Vorſtellung dieſer Welt, uns neuen Anlaß zur Ueberlegung gibt. Da unſre Seele ſtets wirkſam iſt, ſo durchlauft ſie im Schlaf verſchiedene Gegenden, errinnert ſich mancher Perſonen, und lieſet als in einem Buch ihre Gewohnheiten, ihre Verbindungen und ihre Gebräuche. Wird dieſe Uebung nicht von allen Menſchen verſpüret, ſo iſt die Urſache davon, daß die thieriſche Geiſter nicht zugleich die Wirkungen unſers Verſtands unterſtützen.

Diejenigen, die ihres Weſens genieſen, träumen ohne Zweifel ſehr gerne: denn obſchon öfters Träume nur lächerliche Geſichte ſind, ſo ſind ſie doch von dem Nutzen, daß man ſich erinnert gedacht zu haben, und das Beſtehen einer Seele empfindet, deren Geſellſchaft in Vergnügen entzückt. Inzwiſchen träumen doch die Weltweiſen eben nicht mehr als andre Menſchen: denn da der Geiſt endlich iſt, ſo ſcheinet er zu Zeiten von ſeiner langen Arbeit zu ruhen, und nur an das Weſen überhaupt zu denken. Doch, dem ſey wie ihm wolle, ſo ſchläft man ſo wenig als möglich, wenn man ſich zu kennen ſuchet: man übergibt ſich keineswegs der Unmäſigkeit des Schlafs, gleich den Weltmenſchen, die, ohne richtige Schlußfolgen zu machen, dadurch ein Leben abkürzen, welches ihnen ohnehin kurz vorkommt; man wache vielmehr in der Betrachtung GOttes und ſeiner ſelbſt.

Wie

Wie oft belebet nicht der Weiſe ſeinen Geiſt von neuem, zu einer Zeit da die ganze Natur ſcheinet eingeſchlafen zu ſeyn, eine gänzliche Stille begünſtiget ſeine Neigung zu Ueberdenkungen. Er glaubet alsdann ganz allein auſer der Welt zu ſeyn, die gleichſam aus ſeinen Augen verſchwunden iſt; er ſiehet nur die Unermeßlichkeit GOttes, ohne Dazwiſchenkunft des Körpers. Er wandelt in die Gegenden der Erkenntniſſen, und die Finſterniß der Nacht wird ihm ein Licht, das heller als die Sonne, ja eine Quelle der Ergötzungen. Er ſtellet ſich einen Stillſtand aller Leidenſchaften vor. Dieſer Geſichtspunkt erinnert ihn an die Ewigkeit, von welcher alle Abwechſelungen und Begierden verſchlungen werden. Er dringet, mit einem Wort, durch den ſichtbaren Himmelskreis, der mit Sternen und Planeten gezieret iſt, hindurch, und verſetzet ſich im Geiſt in den Schoos der Wahrheit ſelbſt.

So bringt man einen Theil der Nacht zu, wenn man ein wahrer Weltweiſer iſt. Man ſchläfet nur, um ſich mit mehrerer Munterkeit und Kräften zum Dienſt des allerhöchſten Weſens zu beleben, und ſich ſelbſt zu erforſchen. Damit iſt der Weiſe ſo ſehr beſchäftiget, daß er ſeufzet, wenn er durch den Schlaf unterbrochen wird, und ſich gerne aller Nothwendigkeiten entſchlagen mögte, in welchen die Welt ihre Glückſeligkeit ſetzet. Er weis, daß der Schlaf, den man ſo ſehr liebet,

bet, nichts annehmliches habe; denn wenn man ihn nur darum liebet, daß man ſich ſodann nicht mehr kennet, ſo iſt er eine Art der Zernichtigung: wo man ihn aber nur zu dem Genuß ſeiner Wolluſt werthſchätzet, ſo irret man gar ſehr; denn es iſt ohnmöglich, daß man ſich ſchlafen ſpüre.

Sechszehntes Hauptſtück.

Von der Kleidung.

Ein Vogel ſchüttelt jeden Morgen ſeine Federn, ſo iſt er geſchmückt; wir hingegen, die gebohren ſind den Thieren zu befehlen, müſſen uns mit fremder Kleidung zieren. Die Thiere müſſen uns ſolche von ihrem Ueberfluß zukommen laſſen; das Schaaf von ſeiner Wolle, die Ziege von ihren Haaren. Die geringſten Ungeziefer, die unter unſern Füſen kriechen, ſind ſelbſt berechtiget, uns die Verachtung, mit der wir ihnen begegnen, vorzurücken, weil wir von ihrer Arbeit den Stoff zu unſern koſtbarſten Kleidern entlehnen müſſen. Eine Menge von Würmern bemühet ſich, um uns die herrlichſte Seide zu verſorgen.

Sollte dieſe Betrachtung nun den Menſchen erlauben hochmüthig zu ſeyn; ſollten wir der Feigenblätter vergeſſen, als der Kleidung der

der erſten Menſchen, die das Zeichen der Scham und Sünde waren? Wie gerne ſchmeicheln wir uns durch falſchen Betrug, und wie geſchickt ſind wir, die Natur der Sachen zu verändern. Wir haben unſre Ehre in unſrer eigenen Schande geſetzt; der Verluſt unſrer Unſchuld iſt der Anlaß unſerer Eitelkeit geworden. Der ſtolze Menſch, weil er mit Häuten der Thieren geſchmücket iſt, glaubet Recht zu haben ſeine Brüder zu verachten, die nicht gleich ihm gekleidet ſind. Der weiſe Menſch hingegen findet in ſolchem Zierrath gerechte Urſache ſich zu demüthigen. Welcher von beyden denket aber auf das richtigſte?

Rühmeten ſich, wo es möglich wäre, die Käfer ihrer goldnen Flügel wegen, ſo würde ſie mehreren Grund dazu haben als der Menſch der mit ſchönen Kleidern pranget: die Flügel der Käfer ſind weſentliche Theile ihrer ſelbſt, und unſre Kleider ſind uns ganz fremde. Wenn unſre unverwesliche Seele, die weder ſolche Nahrung noch Kleidung bedarf wie der Leib, Gedanken der Ewigkeit anziehet, ſo gelanget ſie zur wahren Hoheit und Würde. Die äuſerliche Zierungen ſind uns nicht eigen, da wir nackend gebohren werden wie ein Wurm, und eben ſo wieder in Staub zurück kehren; ſie können alſo unſer Weſen weder vermehren noch verherrlichen. Wie ſehr betriegen ſich alſo die Reichen, da ſie gleich-

ſam

ſam ſich ſelbſt die Kleider einverleiben, die ein lächerlicher Stolz ſie erfinden läßt.

Es war, ohne Zweifel, einem ſo niederträchtigen Jahrhundert, als das itztlaufende iſt, vorbehalten, daß Männer, der Eitelkeit in Kleidung und Hausrath nachhängen, und an dem Nachttiſche die Helfte ihres Lebens zubringen ſollten, den Weibern ihre Künſte und Zierrathe abſtehlen, in deren Beſitz dieſe durch die Neigung ihres Geſchlechts zu Kleinigkeiten geſetzt waren. Wie viele angeſehene Männer beſchäftigen ſich in unſern Tagen mit der Aufkrauſung ihrer Haaren als dem wichtigſten Geſchäfte. Sie ſehen den guten Geſchmack deß Schneiders, oder der Modekrämerin als das treflichſte Verdienſt an. Der Gedanke unſrer Unſterblichkeit verliehret ſich unter tauſend Kleinigkeiten, und man wird öfters ſeines Kopfs nicht gewahr, als nur durch die Zierde der Haare. Man breitet ſolche nichtswürdige Annehmlichkeiten nicht nur über ſich ſelbſt aus, ſondern man will auch davon ein immerwährendes Denkbild vor ſeinen Augen haben, und bekleidet die Mauern und Getäfel mit gleichförmiger Eitelkeit.

Der Schmuck unſerer Kleidung und Hausraths mag eingerichtet ſeyn, wie er wolle, ſo bleibt doch ſtets vor den Augen der ganzen Welt, der öffentliche Beweis, daß wir Todtengerippe ſind, die man auszieren muß, aus Furcht, mit unſrer natürlichen heslichen Geſtalt

ſtalt andre zu erſchrecken und zu betrüben. Es iſt ein öffentliches Bekenntniß, worin wir uns ſelbſt geringer als die Thiere erklären, die nur ihrer Höhlen und Fellen benöthiget ſind, und weder Kleider noch Häuſer entlehnen. Es iſt eine deutliche Probe, daß wir nackend auf dieſe elende Erde gekommen, und daß wir uns gedrungen finden, die Fusſtapfen des Verderbens und der Sünde zu verbergen.

Es iſt keineswegs die Abſicht hierbey, die ehemaligen lange Bärte und Mäntel wieder einzuführen. Die Eitelkeit hält ſich ſogar, nach dem Ausdruck eines Dichters, in der ſchlechteſten Mönchskappe auf, und öfters iſt man in haarenen Kleidern hoffärtiger als in ſammeten; indeſſen bleibt es gewiß ein eitler Wahn, daß man ſich in reichen Kleidern gefalle, und darin einen Theil ſeiner Glückſeligkeit ſtelle; das Leichentuch, ſo unſern Sarg bedecket, wird unſern Augen allen Glanz der köſtlichen Stoffe, der uns verblendet, rauben.

Die wahre Zierde eines Menſchen iſt ſeine Tugend; in dieſe ſoll er ſich als in ein Gewand einkleiden. Gleichwie aber einige Kleidungen nicht mehr üblich ſind, ſo iſt die Tugend ebenfalls faſt wenig mehr in Gebrauch. Man denket daran nicht, daß der Leib, der geringſte Theil unſerer ſelbſt, nur ein Koth iſt, den wir zieren: er bleibt in allem Schmuck, ſo man ihm anleget, doch ein Klumpen der Verdorbenheit. Man erweget nicht, daß

der geringſten Mücke oder Fledermaus mehr Schönheit und Zierde eigen ſind, als uns in aller unſerer angenommenen Pracht, und daß es eine kindiſche Thorheit ſey, den Menſchen nach Masgab ſeiner Kleider und nicht ſeiner Fähigkeit zu ſchätzen. Man betrachtet auf ſolche Weiſe nicht den Menſchen, ſondern ſeinen Schatten, und man grüſſet und lobet denſelben.

Eine geſchminkte Weibsperſon kann nur dadurch gefallen, daß man den Betrug liebet, und nur mit ſeinen Augen zu Rath gehet, ſonſt würde man in dergleichen Verſtellung die Entadelung unſers Weſens ſehen, welches als das Ebenbild GOttes nur ſchön iſt, in ſo weit es unverfälſchet, und ſeinen Ruhm aus dem Grund ſeines eigenen Beſtehens ziehet. Man muß in der That mit gröſtem Erſtaunen wahrnehmen, daß ſo viele dieſes Geſchlechts ihre ganze Glückſeligkeit und Beſchäftigung in dem eitlen Kleiderpracht ſtellen, und keine andre Wiſſenſchaft, als der ſeidenen Zeugen, Bänder, Schminken und wohlriechender Gewäſſer, kennen. Haben ſie dann nicht ebenfalls unſterbliche Seelen, und ſind ſie nur etwa geſchaffen, um in den Augen der Welt als Puppen zu erſcheinen? wie viele ſind nicht dieſen in manchen Stücken ähnlich. Nach ihren Geberden, Zügen, Geſprächen und Kleidungen, muß man öfters ſehr zweifeln, ob ſie noch wohl auf ein andres Leben, als auf dieſes zeitliche Anſpruch machen,

chen; ob ſie wohl in ſich ein andres Weſen kennen, als dieſes nichtswürdige, welches ſich ſchminket, ſchwätzet und zu verführen ſuchet.

Indeſſen kann es uns zum Troſt gereichen; daß man zu Zeiten noch ſolche würdige Perſonen dieſes Geſchlechts findet, die allem dem, ſo nicht auf die Unſterblichkeit abzielet, ganz fremd; die ſich ſelbſt beſitzen, und alle Eitelkeit der Welt verachten. Ihre Seelen ſind ſtark, wie die Helden. Sie ſind grosmütig, weltweiſe, aufrichtig; ſie verwechſeln die Kunſt ihrer Nachttiſche, mit der groſen Kunſt ſich ſelbſt zu betrachten und das Herz zu ergründen. Die Gottheit iſt ihr Spiegel, die Weisheit ihr Schmuck und die Vernunft ihr Zeitvertreib. So ſieget man über die Schwachheit ſeines Geſchlechts, über die Gebräuche der Welt, wenn man in ſich ſelbſt zu wohnen, und ſein eigen Innerſtes zum Tempel der Tugend zu machen weis.

Siebenzehntes Hauptſtück.

Von neuen Gebräuchen.

„Unter der ſo groſen Anzahl unvernünf„tiger Menſchen, die in hundert Jah„ren gebohren werden, hat die Natur „vielleicht vierzig bis funfzig Vernünftige, „die ſie auf Erden austheilen muß; und aus

„ dieſer Urſache findet ſich niemals in einem „ Lande eine hinlängliche Anzahl von Wei„ ſen, um die Gewohnheit der Gerechtigkeit „ und Tugend einzuführen.“ Dieß ſind Worte, die wir von Fontenelle entlehnen: allein, ſehen wir nicht in der That die Weisheit faſt gänzlich aus der Welt verbannet, und hingegen ſeltſame und lächerliche Gebräuche in Aufnahme. Wie wenige ſind darauf bedacht, ihres Weſens zu genieſen; die meiſten aber ihre Kleidung und Hausrath nach dem neueſten Geſchmack einzurichten. Ein Weltweiſer gilt wenig mehr in der menſchlichen Geſellſchaft; Windmacher ſind ihre Seele und Vergnügen. Ein geſetzter Verſtand iſt überläſtig, ein Niederträchtiger bezaubert. Ein lehrreiches Buch macht verdrießlich, eine Erdichtung iſt angenehm. Ein Vernunftſchluß betäubet, ein Scherzgedichte entzücket.

Die tyranniſche Herrſchaft der neu aufkommenden Gebräuche, iſt eine deutliche Probe, wie weit wir von dem Genuß unſrer ſelbſt entfernet ſind. Nichtswürdige Kleinigkeiten haben Mittel gefunden, ſolche wichtige Vorwürfe zu werden, daß man ſogar einen Menſchen, nach der Art ſich zu kleiden, die Haare einzurichten, zu wohnen und zu eſſen, beurtheilet. Umſonſt beklaget ſich die Weltweisheit, und beziehet ſich auf ihre Rechte; ſie findet ſo wenigen Eindruck, daß vielmehr Diogenes, wo er in dieſen Tagen wiederkäme, genöthiget ſeyn würde, ſich eine groſe

Peru-

Perucke nach der neueſten Art, und rothe Abſätze an den Schuen zuzulegen, und im Reden zu liſpeln. Man ſage nicht mehr, daß nur ein Volk in unſerm Welttheile in der Dienſtbarkeit der neuen Gebräuchen ſtehe; nein, alle Völker tadeln ſie und ahmen ihnen nach: die heftigſte Neigung in allen Ländern zielet nur dahin den pariſer Gebräuchen zu folgen; dieſe neubegierige Wuth iſt um ſo viel verwerflicher, weil fremde Völker jenen in dem zierlichen und angenehmen des neuen nicht beykommen können, ſondern nur das Lächerliche davon annehmen. Sie ſind ungeſchickte Affen, die es in den neuen Gebräuchen ihren Herren Nachbaren nachthun wollen. Doch dieſes hält uns davon nicht ab; Paris gibt den Anſchlag, und dieſem muß man blindlings folgen. Man merket darauf nicht, daß, obſchon ihre Einwohner groſe Liebhaber des neuen ſind, ſie dennoch hauptſächlich ihren Nutzen dabey ſuchen, und daß ein Fremder das Vergnügen lächerlich zu ſcheinen, ihnen theuer bezahlen müſſe: denn in der That ein jeder, der ſeinen Sitten noch unanſtändige Gebräuche zur Seite ſtellt, der liefert ein Schauſpiel auf ſeine eigene Koſten aus.

Ein Menſch darf ſich nicht öffentlich ſehen laſſen, wo ſeine Haare und Kleider nicht nach der neueſten Art zugerichtet ſind; in dieſer Geſtalt aber mag er mit gröſter Frechheit erſcheinen, wann er gleich weder Verſtand noch Urtheil beſitzet. Die Jugend befleißiget

ſich in unſeren Tagen nur auf ihre Kleidung, und kennet faſt keine andre Geſchicklichkeit, als die Kunſt zu gefallen, unbeſonnen zu reden, übermüthig zu urtheilen, Gottloſigkeiten auszuſtreuen, ſich in Kleinigkeiten aufzuhalten, gaukleriſche Stellung anzunehmen, ihren Schatten zu betrachten, ſchielende Blicke um ſich zu werfen, und in abgemeſſenen Schritten zu begrüſſen. Künſte die das Vorrecht verſchaffen, den Kopf hoch empor zu tragen, ſeine Brüder zu verachten, die chriſtliche Weltweisheit zu verſpotten, und die Religion ſogar zu läſtern. Die Neuerung erſtrekket ſich leider nicht über unſre Kleidung und Haarkrauſen allein; man will ſelbſt die Warheit derſelben unterwerfen, und den heiligſten Glauben eine erdichtete Meynung nennen. Bald erkennet man zwar einen GOtt, doch ohne ihm zu dienen; bald verleugnet man die Gottheit gar, je nachdem es mit Geſchmack und Leidenſchaften übereinkommt. Sehen wir nicht täglich ſehr deutlich, wie die Religion der heutigen Windmacher vollkommen nach ihren bunten Kleidern leichtfertig eingerichtet ſey. War man in vorigem Jahrhundert mit langen Perucken im Eifer für die Religion unſinnig, ſo iſt man nunmehr in der Wahrnehmung des Gottesdienſtes, in zierlich geſtümpften und gekrauſten Haaren ganz kaltſinnig. Die Gaukelpuppen, deren unſer Welttheil vor einigen Jahren voll war, ſind Abbildungen ſo vieler Menſchen unſrer Zeit geweſen.

weſen. Man ſiehet an ihnen mehr nicht, als die Bewegung des Kopfs, der Armen und Füſſen; ohne dieſe Bewegungen und die Farben mit welcher ſie ſich ſchminken, würde man nicht wiſſen, was ſie ſind. Wie will man unter ſo kindiſchem Aufzug eine unſterbliche Seele entdecken; und den Athem GOttes, welcher einem jeden unter uns eingepräget iſt, erkennen? Wie kann man ohne Scham ſeines gleichen betrachten, und zugeben, daß man mit ſolchen beweglichen Kunſtwerken von gleicher Natur ſeyn könne? Gewiß, ein ſolcher Umſtand muß der kleinen Anzahl Auserwählten, die, ohngeachtet ſolcher Zerſtreuung und Unordnung, noch ihrer ſelbſt genieſen, das Herz durchbohren. Man ſendet Vorrath vieler verächtlichen Kleinigkeiten, welche die Modegeiſter erdenken, an die äuſerſten Grenzen der Welt; ein ernſthaftes nützliches Werk kommt hingegen ſelten unter die Preſſe. Der Gebrauch der Bücher ſtimmet mit der Kleidung überein. Niederträchtige Bücher, die ſich unter den annehmlichſten Aufſchrifften darſtellen, haben mit neuen Gewohnheiten unter ſeltſamen Benennungen viele Gleichheit; wie man itzt ſchon beſondere Muſter für den Sommer und Winter eingeführet hat, ſo wird man wohl nächſtens auch auf Frühlings- und Herbſtbücher bedacht ſeyn.

Die Sache würde nicht lächerlicher ſeyn, als daß man Krankheiten und Arzeneyen findet, die in neuen Gebrauch kommen. Auf-

ſteigende Dünſte des Magens ſind bey Weibsperſonen, und Spannungen im Unterleib bey Mannsperſonen, in unſern Tagen die üblichſte Unpäßlichkeiten; Queckſilber iſt itzt als ein Hülfsmittel in ſolchem Anſehen, als in vorigem Jahrhundert das Spiesglas. Viele Weibsperſonen ordnen ihre Krankheiten an wie ihre Bänder. Ein Tag iſt zum Kopfſchmertz, ein andrer zum Schwindel angewieſen, und dieſe Tage bleibet man ohne Ausnahme im Bette liegen, und verſäumet nicht, ſein Ungemach heftig zu beklagen. Man weis, mit einem Wort, krank zu ſeyn, ohne dabey zu wiſſen, an welchem Theil. Man beſchäftiget ſich den Tag zuvor mit dem bevorſtehenden Ungemach; den Tag ſelbſt glaubet man es zu empfinden, und den folgenden unterhält man ſich darüber mit ſeinen Freunden in Geſprächen. Der Nachttiſch findet ſich unverzüglich mit vielerley wohlriechenden Waſſern beladen; das Schlafzimmer wird mit Perſonen angehäuft, die ſehr beſtürzt ſcheinen: in ſolchen Schauſpielen läſſet man die Zeit unvermerkt verſtreichen.

Wir laſſen es mit Anführung der vielen beſondern Beyſpiele hiebey bewenden. Vielleicht werden obige ſchon, als der Strenge eines Werks, welches den Menſchen der ſeines ganzen Weſens genieſet vorſtellen ſoll, ohnanſtändig geurtheilet werden. Wir ſind ein ungeſtalter Haufen, den der Geiſt der Kleinigkeiten ſchmeichelt, beſchäftiget und verführet.

Un-

Unſer Hausrath, unſre Kleidung, unſre ganze Rüſtung zeigen nur Menſchen an, deren Weſen nur in der Oberfläche beſtehet, die nur gebohren zu ſeyn ſcheinen, um ihren Nachkommen Gelegenheit zum Lachen zu hinterlaſſen. Wir haben ſelbſt die Wiſſenſchaften den neuen Gebräuchen unterworfen; verſchiedene Lehrgebäude ſind nicht mehr üblich, weil ſie veraltet ſind.

Nur dem Genuß unſrer ſelbſt iſt keine Neuerung eigen, welcher in dieſen Tagen als eine übel angebrachte Weisheit angeſehen wird. Es iſt alſo nicht zu bewundern, daß die Chineſer, welche uns im Nachſinnen weit übertreffen, ohne Scheu ſagen, daß die Europäer nur ein Auge hätten. Wir ſehen uns in der That nur halb, indem wir unſre ganze Aufmerkſamkeit nur auf ſolche Vorwürfe richten, die dem Beſitz einer unſterblichen Seele ungeziemend ſind. Um die Oberfläche unſres elenden Körpers iſt es uns allein zu thun. Wie vieler Kunſtgriffen bedienen wir uns nicht, um dieſe Oberfläche auszuzieren? Man mahlet das Geſicht, man drehet die Haare, man ſalbet die Hände, man verhüllt ſich in Sammet, man verguldet ſich; nur die Seele bleibt ohne Erbauung und Zierde.

Malebranche könnte gewiß bey ſolcher Verfaſſung nicht mehr nach dem neueſten Geſchmack ſeyn. Seine Geiſterlehre müſte nothwendig mitten in einer ſolchen Welt einſtürzen, die in den Sinnen verſunken iſt; in einem

Jahrhundert, welches ſich in der Zerſtreuung verlieret. Iſt es natürlich, daß man der Einbildung ſolche Auswirkungen beymißt, die man niemals empfunden? Malebranche führte nur ſolche Verſuche an, die man über die Seele angeſtellt, mit einem Wort, nur die Naturkündigung des Geiſtes; wir hingegen begnügen uns mit dem Gutachten unſers Leibes. Dieſer beſchäftiget uns; er hält uns gefangen; er macht unſer Weſen und unſre Glückſeligkeit aus. Man weis nicht auf welche Art man ihn verkleiden, in welchen Stellungen man ihn herum tragen ſoll, bis er endlich die ſcheusliche Geſtalt eines Todtengerippes annimmt: denn aller unſrer Kunſtgriffe ohngeachtet, iſt dieſes doch der Ausgang aller neuen Gebräuche und Zierden.

Achtzehntes Hauptſtück.

Von Gemählden.

Wenn wir genau unterſuchen, was eigentlich die Mahlerkunſt in ſich ſelbſt ſey, ſo würden wir uns ſchämen, daß wir ein Gemählde ſo ſehr bewundern, und ſo viele Liebe und Fleis darauf wenden: ein ſchlechtes Leinwand, oder ein grobes Stück Holz, darauf man durch Hülfe einiger Farben, eine Blume, eine Frucht oder ein Geſicht abzeich-

abzeichnet, und ſonſten nichts. Wir ſind unverſtändig in Anſehung des Sternenhimmels und der ganzen Natur. Wir ſehen kaum eine mit Blumen bewachſene Wieſe, ein ſchäumendes Meer an; der Anblick einer Abzeichnung, die uns dergleichen Gegenſtände ins Kleine entwirft, kann uns hingegen zur ſtärkſten Verwunderung Anlaß geben. Könnten wir uns der thörigten Eitelkeit entſchlagen, daß wir uns in allen unſern Werken als ſo viel Schöpfer anſehen; wären wir deutlich überzeugt, daß unſer Verſtand ſeine Gränzen habe, und nur ein Nachahmer iſt, wenn er ein Erfinder zu ſeyn glaubet: ſo würden wir, ohne Zweifel, eines guten Theils ſolcher zuſammen geraſter Körper uns entſchlagen, und die allgemeine Schönheit der Welt mehr betrachten.

Wenn man aber die richtige Sprache der Wahrheit reden, und uns zeigen wird, daß die Welt nur ein zufälliger Zuſammenhang kleiner Theilgen, die Sonne ein grober Körper, und wir ſelbſt, dem Leibe nach, nur ein Nichts; was wird den Gemälden und Säulen übrig bleiben, die uns verblenden? Es iſt leicht zu begreifen, daß die geſchickteſten Mahler und Bildhauer nur verſchiedene hin und her zerſtreute Theile der Natur zuſammenziehen, und ſchwache Gelegenheiten unſrer Bewunderung ſind; daß die vorzüglichſten Zierden eines Gemäldes, nemlich der Grundriß und die Farben, aus der Seelen entſpringen, ſo daß man

vielmehr die Seele, als das Gemälde, loben ſollte. Wird man nicht zugleich einſehen müſſen, daß, wenn ein Menſch ſich abmahle, er den gröbſten und geringſten Theil ſeiner ſelbſt mahle. Der Weltweiſe Plotin wollte ohngeachtet der anhaltende Bitte ſeiner Schüler, ſich niemals abmahlen laſſen. Er ſchlug es ihnen mit ſolchen Worten ab, die Bayle ſehr vortrefflich findet, und die von den niederträchtigſten Geiſtern nicht können verworfen werden, wenn er ſagt: Iſt es nicht genug, daß wir die„ ſes traurige Bild, in welches die Natur „ uns eingeſchloſſen hat, aller Orten mit uns „ umher tragen müſſen. Glaubet ihr, daß „ man noch den zukünftigen Zeiten eine Ab„ zeichnung dieſes Bildniſſes hinterlaſſen „ müſſe, als einen Anblick, der ihrer Auf„ merkſamkeit würdig wäre“.

In unſern Tagen findet man ſelten mehr einen Plotin: denn anſtatt daß wir unſre Perſonen dem Leibe nach einſchränken und verringern ſollten, ſo ſuchen wir ſie durch Gemälde und Seulen zu verherrlichen, die wir uns demnächſt ſelbſt einverleiben, als ob dergleichen Vorwürfe einen wirklichen Theil unſers Weſens ausmachten. Ein jeder wünſchet faſt jtzt abgemahlet zu ſeyn, und hänget ſein Ebenbild zur Ruhmräthigkeit aus, da doch das Urbild eitel und vergänglich iſt. Man heget ſo viele Liebe für den Körper, daß man bey dem Anblick deſſen, ſo ihn vorſtellt, in vergnügter Bewunderung ausbricht. Wir ſehen

davon die Proben von unſrer Kindheit an, indem man ſich eines durch unſre Irdiſchgeſinntheit erfundenen Kunſtſtücks bedienet, um den körperlichen Theil der uns umgibt, zu beſehen, da man hingegen öfters bis ins graue Alter niemals die Seele betrachtet.

Eine ſolche Beſchaffenheit iſt gewiß höchſt beklagenswürdig. Die Seele könnte uns alle Gegenſtände in ihrem wahren Werth einſehen laſſen. Sie würde uns den Mahler und Bildhauer als unnütze Perſonen vorſtellen, die nur ſchlechterdings unſre Augen ergötzen und unſrer böſen Luſt, welche der Apoſtel Paulus Augenluſt nennet, Vorſchub thun. Sie würde uns nur ſchändliche Blöſe zeigen, an dem, welches unſre Fleiſchesluſt öfters mit dem meiſten Vergnügen bewundert. Sie würde uns endlich die ausgeſchnitzte Getäfel und gemahlte Mauern als Zeichen der Eitelkeit, als Hofart des Lebens erklären. Durch ſolche Mittel würden die Künſte, die man uns als herrlich und göttlich anpreiſen will; bald in Abnahme kommen, und kaum mehr als ein Ueberfluß, dem der gemeine Beyfall Ehre erweiſet, angeſehen werden.

Sollte man darum die Mahler aus der Welt verbannen, und eine Kunſt vertilgen, die zu allen Zeiten hochgeſchätzt worden? Nein; dieſes iſt keineswegs die Abſicht eines ſolchen, der ſeines Weſens genieſet. Er betrachtet nur dieſe Kunſt als einen gemeinen Zeitvertreib um die Augen zu weiden; er ſiehet einen jeden mit

Ab=

Abſcheu an, der das Laſter reizend macht, und demſelben ſchöne Farben und verführeriſche Geſtalten beylegt. Er ſiehet in den Gemälden unſrer Vorfahren einen ſtillſchweigenden Tadel unſrer Pracht und Eitelkeit. Er beklaget die Ausſchweifung ſo vieler Menſchen, die ihr Leben in Betrachtung der Seulen, Gedächtnißmünzen und Schildereyen zubringen; die beträchtliche Koſten auf ſolchen Ueberfluß verwenden, dabey aber niemals ſich ſelbſt unterſuchen; die öfters die Urbilder der Gemälden, die ſie ſo theuer bezahlen, im Elend verſchmachten laſſen; die einen Weiſen verachten, welcher den Herzen ihrer Kinder Wiſſenſchaft und Tugend einpräget. Wir ſind alle Lügner, und die Malerey gefällt uns gewiß nur darum, weil ſie ein falſches Blendwerk iſt.

Neunzehntes Hauptſtück.

Von Gebäuden.

Wenn wir unſre Erde überſehen, ſo finden wir ſie in Kayſerthümer, Königreiche, Staaten, Fürſtenthümer, Herrſchaften, Städte, Paläſte und Bauernhöfe, eingetheilt. Wir ſehen den klein Raum, den dieſe ganze Sammlung in der Welt einnimmt, in Vergleichung der leuchtenden Kugeln,

geln, die über unſren Häuptern ſchweben. Wir ſehen dieſes alles mit den Augen unſers Verſtands, der ſich nach Gefallen unermeßliche Gegenden vorſtellen kann, als ein kleines Körperlein vorkommen. Wir ſehen endlich, wie gering der Bezirk, den ein jeder Menſch zwiſchen ſo vielen tauſend faſt unſichtbar kleinen Theilen beſitzet; alles dieſes ſetzet uns wegen unſrer Nichtigkeit in die äuſerſte Beſtürzung. Kaum können wir uns auf dieſem Sandkorn, welches man den Erdkreis nennet, wieder finden.

Könnte man wohl bey dem Anblick ſo vieler prächtigen Gebäude, welche die Menſchen aller Orten aufrichten, glauben, daß eben dieſelbigen zu ihrer erſten Wohnung nur eine Wiege eines Fuſes lang, und zu ihrer letztern einen Sarg ſechs Fus lang, haben. So iſt inzwiſchen doch die Herrlichkeit des gröſten Helden, von der Geburt bis in den Tod beſchaffen. Ein Völkerbezwinger, der andern die ganze Erde ſtreitig machen, und ſich gerne zueignen mögte, nimmt nur eine elende Stätte ein, die ihn faſt als ein Nichts einſchränket. Mögen die Groſen gleich in ihren weitläuftigen Paläſten ſpazieren, und in ihren unzählbaren Gemächern herum wandeln; ſie können doch nie mehr als einige Handbreit Erde einnehmen: den Bezirk, den ſie mit ihren Füſen betreten, wenn ſie aufrecht ſtehen, und den Bezirk ihrer Lagerſtätte, wenn ſie liegen. Der gröſte Reichthum kann niemand beförderlich

ſeyn,

ſeyn, um an verſchiedenen Orten ſich zugleich aufzuhalten, es kann nur im Verfolg geſchehen; wenn man nemlich ſo viel Erdreich hinter ſich befreyet als man vor ſich wieder einnimmt, mithin ein Landesherr in ſeinem Bezirk eben ſo eingeſchränkt iſt, als der geringſte ſeiner Unterthanen. Ein Platz, den man einnimmt, iſt ſo gering, daß gewiſſe Schriftſteller, die ſich über unſern kleinen Umfang verwunderten, ſagen durften, die ganze Erde ſey nur ein Thier, und wir die faſt unſichtbar kleineſte Milben.

Es iſt nicht befremdlich, daß der prächtigſte Palaſt und die angenehmſte Gegend nur in den erſten Augenblicken unſer Vergnügen und Zuneigung anziehet. Was iſt in der That an dieſen Paläſten bewunderungswürdig? Ein grober körperlicher Haufen, eine Zuſammenſetzung von Holz und Steinen, die durch einen Sturm, durch einen geringen Feuerfunken der Gefahr ihres Untergangs ausgeſetzt ſind. Ein Weltweiſer ſagte ehemals: „Wir thun „es den Kindern in vielem nach; wir ergötzen uns in dem Anblick und Beſitz marmorner Seulen; ſo wie Kinder im Spielen „mit Muſcheln, und Aufrichtung eines „Schloſſes von Nüſſen, ihr Vergnügen „finden. Der gröſte Unterſcheid zwiſchen ihnen und uns iſt, daß wir noch kindiſcher „ſind: denn unſre Beluſtigungen ſind nicht „nur mit weit gröſeren Koſten verknüpft, ſondern wir bringen überdas auch unſer ganzes

„Le-

„ Leben in ſolcher Kindheit zu, und nehmen „ dergleichen Beſchäftigungen mit ſolchem „ Vergnügen wahr, als ob ſie ſo wichtig wä„ ren, wie ſie durch unſre ernſthafte Behand„ lung zu ſeyn ſcheinen.“ Wenn wir unſerer ſelbſt genöſſen, ſo würde nichts im Stande ſeyn, uns den Irrthum der Eitelkeit beſſer zu benehmen, als die Eitelkeit ſelbſt. Was beſitzet man wohl, ſo ein vollkommenes Vergnügen ausliefern könne? Ein ſchönes Haus? Ein groſer Garten? Alles dieſes befriediget anfänglich unſre Sinnen: allein man wird deſſen bald überdrüßig, und achtet es wenig mehr. Man muß ſich ſelbſt beſitzen, um ſich eine Vorſtellung von den Gebäuden zu machen, die der gemeine Haufen verehret. Man wird ſodann an denſelben nur ſchöne Gefängniſſe ſehen, in welchen gewöhnlich Gefangene aufbehalten werden, die um deſto beklagenswürdiger ſind, weil ſie ihre Ketten nicht fühlen. Man bemerket daran nur Denkmahle der Schwachheit und des Hochmuths, die nur als Luftſtäublein gegen dem Werth der übrigen Theilen dieſes Erdkreiſes zu rechnen; prächtige Grabmahle darin giftige Leidenſchaften die Stelle der Todenkörper vertreten. So iſt vielfältig die Beſchaffenheit der Paläſten und derer die ſie bewohnen. Der erſte Anblick erkläret ſich zwar jedesmal zum Vortheil der Pracht, wenn man aber dieſes äuſerlich herrliche bey Seite ſetzt, und den Ehrgeitz, der ſo viele Groſen verzehret, ihre Unmenſchlichkeit, die

ſo

ſo viele Armen verhungern läßt, ihre beträchtliche Schulden, die ſie ſich durch das Bauen öfters zuhäufen, wohl erweget, ſo wird es darum ganz anders ſtehen, und vielmehr den Aufenthalt des Greuels und der Unordnung vorſtellen. Wenn wir mit uns ſelbſt umgehen, ſo werden wir nicht mehr mit dieſen irrdiſchen Häuſern in ſo genauer Verbindung bleiben, ſondern dieſe zeitliche Wohnungen nur als Koth rechnen, gegen jene Wohnungen, die wir in dem Himmel, unſrem Vaterland, beziehen können. Alle Paläſte ſind Werke von Stroh, welche durch das Feuer ſo ſeiner Zeit die Elemente reinigen ſoll, verſinken und im Rauch aufgehen werden. Sie ſind Wartſteine, die durch ihren Fall und Zerſtöhrung die Eitelkeit alles deſſen ſo an ihnen iſt, verkündigen. So hieß es von dem prächtigen jüdiſchen Tempel: es wird kein Stein auf dem andern bleiben (1). Das herrlichſte Schloß iſt in der Ferne nur als ein Punkt anzuſehen, man vermengt es entweder mit einem Baum oder Berge. Die Vorſtellung, die wir uns von deſſen Schönheit machen, hängt allein von unſern Augen ab, deren Zeugnis von weniger Gültigkeit, da uns öfters, wenn wir ihnen ein geringes Glas vorhalten, ein an ſich ſelbſt kleiner und gemeiner Vorwurf ſehr herrlich und gros vorkommt. So würde eine Strohhütte durch Hülfe eines geſchliffenen Glaſes, welches wir Prisma nennen,

(1) Matth. 24. v. 2.

nen, unſern Augen zum zierlichſten Palaſt werden. Alles iſt in dieſem Stück vorbildlich.

Die Weltweiſen ſind allein im Stande, alle Dinge ſo zu zergliedern und ihnen ihren richtigen Werth beyzulegen. Sie wiſſen, daß ſie jeden Augenblick zu jenem letzten und finſtern Aufenthalt übergehen können, wo ſie nur einen kleinen Raum einnehmen. Sie wiſſen, daß die gemeinſte Wohnung zureichend iſt für einen ſterblichen Menſchen, und daß die Thiere vielleicht darin viel klüger handeln, daß ſie ſich Hölen in die Erde oder in den Stamm eines Baums machen. Sie wiſſen, daß ein verguldetes Gemach voller Unruhe und Sorgen ſey, und daß des Diogenes Faß, dem Thron des Alexanders vorzuziehen war. Dieſer Fürſt beneidete ſelbſt eine ſo ungemächliche und dem Anſehen nach verächtliche Wohnung, und legte dadurch zur Ehre der Weltweisheit ein kräftiges Zeugniß ab, wie verehrungwürdig ſie ſey, und die Bewunderung anziehen könne.

Unſre Väter hielten ſich in Zelten auf; ſie glaubten, daß man auf einer Erden, darauf man nur einige Jahre zu bleiben habe, ſich lagern müßte. Der Leichenſarg iſt die Wohnung, auf welche wir unſre Aufmerkſamkeit richten ſollten. Iſt er gleich für dieſen von Bley und für jenen von Holz verfertiget, ſo wird er doch unſre vermeinte unermeßliche Gröſe umſchlieſen. Wenn da die Augen aller weltlichen Eitelkeiten verſchloſſen bleiben, ſo werden wir

nach und nach in Staub verwandelt, bis endlich der Sarg ſelbſten vergehet, und nicht die geringſte Spur mehr davon übrig bleibet, daß wir je geweſen. Dieß beweiſet uns ein heiliger Schreiber, wenn er ſagt: **Du nimmſt weg ihren Athem, ſo vergehen ſie, und werden wieder zu Staub** (2).

Zwanzigſtes Hauptſtück.

Von Ergötzungen.

Die Ergötzung kommt in ihrer Einſetzung als eine irrdiſche Anreizung vor. Der Menſch muß das nöthige zu ſeinem Auskommen warnehmen, und dabey ſind ſie eigentlich zu reden, immerwährende Erinnerungen unſerer Schwachheit und unſers Elends. Sie nöthiget uns zum Schlaf, zum eſſen, trinken, und ruhen, nemlich ein Gebäude zu unterſtützen, welches zu ſeinem Untergang ſtets bereit, und einer Verbeſſerung bedarf. Man könnte faſt ſagen, daß der Menſch in demjenigen, welches ihn am meiſten erniedriget, einen Ruhm ſtellet, und von ſeiner flüchtigen und unordentlichen Einbildung die groſe Vorſtellung, die er ſich von dem Vergnügen macht, entlehnet. Der Geſchmack iſt in der That eben ſo verſchieden, als die Perſonen ſelbſt. Ein jeder erfindet ſich eine Glück-

(2) Proverb. 103. v. 29.

Glückſeligkeit, die mit ſeiner Neigung überein-kommt, und hierin ſind unſere Ergötzungen mehr erdichtet als weſentlich.

Unterſtellen wir auch, daß ſie gegründet ſind, ſo wird ihre Eigenſchaft dadurch nicht vortrefflicher. Sie rühren gewöhnlich nur die betriegeriſche oder betrogene Sinnen. Sie ſind Verwüſter des verdorbenen Fleiſches, die uns öfters mit uns ſelbſt in Unordnung bringen, und die, gleich den Erſtarrungen, mit kützeln anfangen und mit ſtechen endigen. Ihre Dauer iſt ſehr kurz; ſie gehen ſo plötzlich über, daß man ſich jederzeit an dem Augenblick, in welchem man ihrer genieſen ſoll, und nie in dem Augenblick ihres Genuſſes ſelbſt glaubet, ſo daß es uns faſt unmöglich bleibt, zu ihnen zu gelangen. Wir genieſen nie ein Vergnügen ganz und ohne Ausnahme. Bald ſind wir erſchöpft, oder genieſen es nur halb, bald ohne es recht zu ſchmecken. Die Wollüſtigen empfinden darum öfters die traurigſte und finſterſte Vergeltung ihres ohnüberlegten Vergnügens. Die Seele rächet ſich durch Gewiſſensbiſſe und Beunruhigungen der Sinnen, die man ihr vorziehet. Sie hinterläſſet den Liebhabern des ſchändlichen Vergnügens ein vergiftetes Leben unter allen Abwechſelungen der Freude und Wohlgefallens. Ja eine augenblickliche Freude und Zufriedenheit, die auf immerwährende Unruhe und Verdruß gegründet, nur eine Trunkenheit, eine Erſtarrung in denen Schmerzen iſt.

Legt gleich die Welt der Wolluſt viele Reizungen bey, und hat die Gewohnheit ſchon getrachtet, ſie durch Pracht der Schaubühnen, durch die Niedlichkeit ihrer Beweggründen und durch eine geile Dichtkunſt, zu erheben; ſo bleibt doch das Vergnügen, ſo wie es die Weltmenſchen faſſen, eine Entadelung unſers Weſens, ein Schandfleck, welcher das ſchönſte Leben heßlich macht.

Es iſt hiebey keineswegs die Abſicht, alles Vergnügen überhaupt zu unterſagen, ſonſt würde man des Menſchen angebohrne Eigenſchaft verändern, und ihn alles deſſen, was ihm die Natur liebliches darbietet, alles deſſen, was den weſentlichen Vorwurf unſerer Beſtrebungen und Arbeit ausmacht, berauben wollen. Die Weltweiſen, die ſich der menſchlichen Geſellſchaft entzogen, thaten es zu ihrem Vergnügen. Die Heiligen ſelbſt, jene vollkommene Helden, die ſich der erlaubteſten Gemächlichkeiten beraubten, enthielten ſich derſelben aus Vergnügen. Sie fanden in ſich ſelbſt eine deſto gröſere Zufriedenheit, da dieſe ſtrenge Lebensart ihre Zuverſicht zu dem Himmel, der Quelle alles wahren Vergnügens, vermehrte. Das Vergnügen iſt alſo dem Menſchen ſo natürlich, als die Liebe ſeiner ſelbſt. Nur kommt es darauf an, wie unſer Vergnügen beſchaffen ſeyn müſſe, und ob, unter dem Vorwand, daß wir uns nicht entziehen können Güter zu lieben, in ſo weit ſie nützlich ſind, wir ohne Ausnahme nach allen

Gütern ſtreben müſſen. Ueberdas iſt der Raum zwiſchen dem Verdruß und dergleichen Vergnügen nur unvermerklich klein, ſo daß man durch die Stärke der Einbildung gar leicht beydes mit einander vermengen könnte. Man kützelt ſich, wenn man die Haut nur obenhin berühret; man kratzet die Haut hingegen, wenn man ſie heftig reibet.

Rühmen uns gleich die Wollüſtigen mit gröſtem Nachdruck ihre Freude und Genus; beklagen ſie gleich den einſamen Menſchen, der nur in ihm ſelbſt die Quellen aller Ergötzung ſuchet: ſo können wir ihnen doch aus der Erfahrung aller Weltweiſen, und aus dem Urtheil, welches die vorher ausgelaſſenſte und nachher in ſich ſelbſt zurückgekehrte, gefället, die Verſicherung geben, daß man die reinſte, gründlichſte und reizendſte Wolluſt nur in ſich ſelbſt ſchmecket; daß dem Vergnügen, welches ein Verſtändiger bey Entdeckung einer Wahrheit, ein Geiſterlehrer, der ſich befraget, und von ſeiner Seelen Antwort erhält, empfindet, nichts zu vergleichen ſey. Will man dagegen einwenden, daß die Seele uns nicht vergnügen könne? Es iſt nicht vermuthlich; denn alle Ergötzungen, ſelbſt des Leibes, entſpringen aus ihrer Quelle.

Die Ergötzungen des Verſtands nehmen niemals ab; die Ergötzungen der Sinnen hingegen verlieren leichtlich ihre Kraft und Wirkſamkeit. Einem irrdiſch Wollüſtigen wird öfters ſein Vergnügen durch vielfältiges Wie-

verholen ungeſchmackt; es wird vielmehr zu einer Gewohnheit als zur Neigung: ſeine Geſundheit wird unvermerkt verfälſchet, und raubet ihm jeden Tag einen Theil ſeines vermeinten Glücks. Dieß ſind Wahrheiten, welche die tägliche Erfahrung beſtätiget, und dennoch mögen wir ſo thörigt ſeyn und glauben, daß keine andere, als die Ergötzung des Leibes ſtatt finde; daß, wer ſich dieſe vorenthält, ein öffentlicher Feind alles ſinnlichen Vergnügens ſey; und daß es gegen den Willen des Schöpfers ſtreite, der das Vergnügen eingeſetzt. Iſt aber kein andres Vergnügen als in Mahlzeiten, Schauſpielen und Liebe, zu finden? Genieſet derjenige, der an der Enthaltung von dieſen Dingen ſeinen gänzlichen Wohlgefallen hat, nicht dadurch ſchon ein Vergnügen? Und wie können die Ergötzungen, deren man ſich gegen die Ordnung bedienet, GOtt wohlgefällig ſey, der doch die Ordnung ſelbſt iſt? Ja kan es das allgemeine Beſte der menſchlichen Geſellſchaft auch zugeben, daß wir in aller Unbeſcheidenheit unſern Lüſten nach eigenem Willen folgen? Es iſt wahr, GOtt hat die Ergötzung eingeführet; doch keineswegs zu unſerm einigen Zweck; ſondern nur bey gewiſſen Gelegenheiten, und ſo, das die ordentliche Verfaſſung der Welt dadurch nicht geſtöret werde. Sonſt würde ein jeder Menſch glauben können, daß er dazu gebohren ſey, um ſeinen Leidenſchaften und Begierden, zum Nachtheil der Tugend, der Erbarkeit und des

gemeinen Beſtens, Genüge zu leiſten. So würde ein thieriſches Leben mit thieriſchen und unbändigen Unternehmungen eingeführet werden. Ein Dieb, der ſein Vergnügen am ſtehlen findet, würde darin fleiſig ſeyn; ein Blutdürſtiger würde umbringen, und ſo würden alle Laſter gerechtfertiget ſeyn. Dazu leitet uns doch die Lehre ſo vieler heutiger Halbweltweiſen. Sie behaupten, daß alles Vergnügen erſchaffen ſey, um deſſen zu genieſen. Sie erkennen nur ganz ſinnliche Wollüſte; eben als ob ihr Geſchmack dasjenige, was man Vergnügen nennt, beſtimmen müßte. Bey ihnen findet man faſt keine Spur des wahren Vergnügens. Sie kennen kein Lachen, als nur eine gewiſſe Verſtellung des Angeſichts, die öfters nur eine Wirkung der Dumheit und des Müſſiggangs iſt. Die Weltmenſchen haben ſehr klüglich Feſte und Zuſammenkünfte erfunden, wo ſie ſich zum Vergnügen reizen, und wo ſie ſich bemühen, ſich zu beluſtigen. Der Weltweiſe bleibet hingegen jederzeit in gleichem Grad ſeiner ziemenden Wolluſt; er ſetzet ſich in eine ruhige, liebliche, an allen Orten und zu allen Zeiten ganz gleiche Verfaſſung.

Das unendliche Weſen, welches den Menſchen erſchaffen, welches die Fülle und Quelle aller Glückſeligkeit iſt, weis und kennet am beſten des Menſchen Glück. Hat uns je GOtt geſagt: Lachet, zieret euch mit Roſen, gehet den Schauſpielen nach, liebet das Tanzen und die Muſik. Gewiß, nein! Sein Ge-

ſetz heiſet: Fliehet die Welt, entſaget eurem eignen Willen, behaltet ein reines Herz, ſeyd friedfertig; ein Geſetz, dadurch wir unſer ſelbſt genieſen, uns von den Thieren unterſcheiden, und eine deutliche Vorſtellung von dem wahren Vergnügen machen können, zu welchem wir erſchaffen ſind. Keine vergnügtere und freudigere Menſchen wird man je finden, als die wahre Weiſen. Da ſie auf dieſer Erden nichts hoffen noch fürchten, ſo leben ſie in ihren himmliſchen Gedancken, gleich als wären ſie von dem Leibe und dieſer vergänglichen Welt ſchon abgeſchieden. Man ſiehet ſie in der Stunde ihres Todes lächeln, weil ſie eine ganz geiſtliche Seele mit ſich hinweg führen, welche ihre Glückſeligkeit ausmachte. Da hingegen die Wollüſtigen, zur Zeit wenn ſie von ihren Sinnen und Leidenſchaften, von der Erden die ſie für ihren Himmel hielten, abgeriſſen werden, in Verwirrung und Verzweiflung gerathen.

Wir müſſen alſo einen wahrhaftig vergnügten Menſchen, nicht in dem Getümmel der Welt, ſondern in der Geiſterlehre und Religion ſuchen. Da ſchöpfet man eine deſto reinere Wolluſt, weil ſie unmittelbar von GOtt, der Quelle alles Vergnügens, und der Fülle aller Glückſeligkeit, entſpringet. Da die Erkenntniß unſrer ſelbſt, auch die Erkenntniß unſerer Begierden und ihres Werths in ſich enthält; ſo finden Weltweiſe, die ihres Weſens genieſen, in ihren Seelen die Erklärung

der wahren Glückſeligkeit, ſie ſchlieſen ſich gleichſam in ſich ſelbſt auf, und verſchlieſen ſich bey dem Anblick äuſerlicher und vergänglicher Vorwürfen. Sie entübrigen ſich durch dieſes Mittel aller Beunruhigung und Anklagen des Gewiſſens; ſie enthalten ſich des Scheins der Wollust, um die Wolluſt ſelbſt zu ſchmecken. Denn unſre ſinnliche Ergötzungen, ſo wie man ſie unterſtellet, ſind nur die Larve der Glückſeligkeit.

Ein und zwanzigſtes Hauptſtück.

Von der Muſik.

Wenn es zum lieblichen Geſchmack der Muſik erfordert wird, daß die Zuſammenſtimmung unſrer Seelen mit den Stimmen oder Saitenſpielen übereinkomme; wie viele Menſchen werden wohl nicht in der Welt gefunden werden, die nicht im Stande ſind, die Schönheit der Muſik zu empfinden? Indeſſen iſt dieſer Satz gewiß: denn da die Muſik in einer vollkommenen Uebereinſtimmung beſtehet; ſo iſt dieſe mit uns nicht mehr gleichlautend, ſo bald unſre Leidenſchaften von Ton abfallen und unſer Innerſtes ſich in Unordnung findet. Ein groſer Theil der Menſchen meinet ſich zu vergnügen, wenn ſie einige Stunden umbringen können, und ihre Eitelkeit zwinget ſie faſt jederzeit, die üb-

üblichſten Beluſtigungen zu loben, mithin nehmen ſie den Schein an, als wären ſie von einem Vergnügen eingenommen, welches ſie doch nicht fähig ſind, zu empfinden. Was iſt in der That die Muſik in den Ohren der meiſten Zuhörer? Ein Ton der in der Luft verflieget, und nicht bis zur Seele hindurch dringt, mithin aufhöret die herrliche Kunſt zu seyn, die ſelbſt der Heil. Auguſtinus ſo hoch rühmet. Die Muſick erweichet überdas gewöhnlich unſer Herz, und macht uns weibiſch, da ſie hingegen zufolge ihrer Einſetzung uns an GOtt, den Urheber aller Uebereinſtimmung, erinnern, und uns mit uns ſelbſt vereinbaren ſollte.

Es iſt höchſt befremdlich, daß die Muſik, die der Traurigkeit und Ueberlegung aufhilft und ſie ſo gar anſtiftet, bey ſo vielen flüchtigen und zerſtreuten Gemüthern in Anſehen ſtehe. Wie wollte man anders ſolchen Widerſpruch aufheitern, als daß man erkennet, daß wir zu gründlichen Eigenſchaften gebohren ſind, und natürlicherweiſe dem nachhängen, ſo uns, uns ſelbſt näheren ſollte. Allein, bald brechen unſere Leidenſchaften durch Geberden, Tanzen und Reden aus, die wir der Muſik zur Seite ſtellen, und wir kehren alſo zu unſern Sinnen zurück, wenn es ſcheinet, wir hätten uns ihrer gänzlich entſchlagen. Wir glauben, daß es nicht genug, wenn die Muſik das Gehör einnehme; wir wollen wenigſtens die Augen ebenfalls mitwirken laſſen. Die Aufmerkſamkeit theilet ſich einfolglich, und die

Empfindung der Seele, die allein zugegen ſeyn ſollte, wird eine unordentliche Vermiſchung des Geiſtes und der Sinnen.

Man kann eines Vergnügens genieſen, ohne deſſen Urſprung noch Weſen zu erkennen. Man ſiehet Finger, die ſich ausſtrecken und bewegen; man höret Töne und weiter nichts. Die Seele ſchlieſet indeſſen, als die Schatzkammer und Urheberin unſres Vergnügens, die Zuſammenſtimmung in ſich, die wir in den Saitenſpielen und Stimmen zu finden vermeinen: ſo daß, zum Beyſpiel, der liebliche Ton einer Geige nicht eben da iſt, wo durch die Geige die Luft erreget wird. Aus dieſem gegründeten Schluß kann man urtheilen, wie viele Menſchen die Muſik lieben, die doch nicht wiſſen, wo ſie eigentlich ihr Beſtehen habe. Sie gehen auſer ſich, um ein Vergnügen zu genieſen, welches ſich nur in ihnen finden kann. Sie begnügen ſich alſo vielfältig nur mit einer halben Empfindung.

Der Weiſe, der ſeines Weſens genieſet, und deutlich ſpüret, daß man nur in ſolchem Genuß das wahre Vergnügen kennen und ſchmecken kann, verlachet, ohne Zweifel, alle Weltmenſchen, die ſtets auſer ſich ſelbſt, mehr Lieblichkeit zu finden und mehr Wolluſt zu genieſen glauben. Er betrachtet die Lobeserhebung ihres Geſchmacks in der Muſik, als die Sprache eines Blödſichtigen oder beynahe Blinden, der die Farben beurtheilen will. Er ſchlieſet mit vielem Grund, daß diejenigen,

die faſt ſtets mit ſich ſelbſt mißhellig und von ihrer Seelen, der Quelle alles Vergnügens, weit entfernet ſind, auſer Stande, die Uebereinſtimmung der Muſik zu bewundern und ihren Werth zu ſchätzen. Die Muſik, als ein getreuer Ausdruck unſrer ſelbſt, und unſres guten Verſtändniſſes mit unſern Begierden und Sinnen, muß äuſerlich nichts von ſich geben, was wir nicht innerlich verſpüren.

Zwey und zwanzigſtes Hauptſtück.

Von der Schönheit.

Sollte man wohl in der Welt etwas weſentlich ſchönes finden, oder beſtehet nicht vielmehr die Schönheit in der Vorſtellung, die wir uns davon machen? Bey letzterm Satz wird es, ob wir gleich von ſchönen Perſonen ſo heftig eingenommen werden, ſein Bewenden haben, wenn wir die Sache reiflich erwegen. Wenigſtens iſt es ohnſtreitig, daß Perſonen, die in einem Lande ſchön ſind, in einem andern nicht dafür angeſehen werden. Hier gefällt eine weiſſe Farbe, dort mißfällt ſie. Kleine Augen ſind bey den Chineſern die vortreflichſte Zierde, bey uns machen ſie einen Theil der Heßlichkeit aus. Die Schönheit des Leibes beſtehet öfters zum Nachtheil des Geiſtes. Ja die Natur, die nichts

nichts ganz vollkommenes hervorbringt, läßt an den Vorwürfen, die ſie am meiſten mit Schönheit gezieret zu haben ſcheinet, noch jederzeit einige Spuren der Nichtswürdigkeit übrig.

Da wir in uns ſelbſt einen ohnerträglichen Geruch mit uns führen, ſo leben wir in einer ſtinkenden Beſchaffenheit; die Würmer ſind mitten in uns, und die Verweſung verläßt uns nicht. Wir haben in uns davon die Zweige, die täglich anwachſen, und uns endlich zum gänzlichen Verderben unſres Leibes reif machen. So ſind die ſchönſten Perſonen ein Zuſammenhang ſolcher Theile, die ſtets bereit ſind, ſich aufzulöſen. Wenn wir gleich unſer Angeſicht ſchminken, den Leib zieren, ja gar vergulden und verſilbern; ſo hat er doch vor dem Koth nichts vorzügliches, als die äuſerliche Geſtalt. Ich ſage zur Verweſung, du biſt mein Vater, und zu den Würmen, ihr ſeyd meine Mutter und Schweſtern, rief darum Hiob aus (1).

Der geringſte Zufall entſtellet die reizendſte Schönheit, und dieſe Schönheit kann ohne Kunſtgriffe nicht unterhalten werden. Die Blumen in unſern Gärten beſitzen ihre Schönheit in der Natur, und die Sternen ſchimmern von ihrem eignen Lichte; allein, ſchöne Perſonen entlehnen ihren Glanz gewöhnlich von ihren Farben und ihrer Lebhaftigkeit; ſo daß ein Vorwurf, der uns faſt entzücket, plötz-

(1) Hiob. 17. v. 14.

plötzlich ungeſtaltet wird, wenn das äuſerliche zierliche Anſehen verfälſchet und zernichtet wird. Durch die Kraft der Schminke will man die Welt betriegen, und ſich viele Verehrer zuziehen, da doch die Schminke in den Augen eines Weiſen ein öfentlicher und feyerlicher Beweis der Nichtigkeit unſrer Schönheit iſt. Denn einmal, wenn die Schönheit weſentlich wäre, ſo bedürfte ſie nur ihrer ſelbſt, und keiner andern Hülfe auſer ſich, um die Bewunderung der ganzen Welt zu verdienen: doch dieſes wird ſich nicht zutragen; denn nie wird man eine Perſon geſehen haben, noch künftig ſehen, die einen allgemeinen Beyfall ohne Ausnahme gefunden. Was dieſer für einen Wundertheil der Schönheit hält, wird von einem andern als ein Fehler gerechnet.

Wenn unſre Einbildung nicht beytreten würde, und unſere Seele die Schönheit, die wir an äuſerlichen Vorwürfen zu finden glauben, nicht aus ſich ſelbſten zöge, ſo würden uns alle Gegenſtände häßlich und lächerlich vorkommen. So denket ein Weiſer, und ſo verhalten ſich ſeine Entdeckungen. Die Züge einer elenden Erde, die man Leib nennet, wirken auf ihn nicht mehr, als Abzeichnungen, die man in Sand entwirft. Er verſpottet in ſeinen Gedanken alle die, welche als Sklaven der Augen, Zähne und Haare, thörigt genug ſind, ſolche Nichtswürdigkeiten unſinnig zu lieben. Es iſt ihm unbegreiflich, daß man ſeinen guten Namen, ſein Gewiſſen und Ruhe auf=

aufopfern könne, um in unordentlicher Neigung einem verächtlichen Erdklumpen, den man Fleiſch nennet, einer Larve, die ſich täglich verändert, und dem plötzlichen Verderben unterworfen iſt, nachzuhängen. Er achtet keiner Schönheit als ſolcher, die in unſerm eignen Innerſten anzutreffen, weil er weis, daß ſeine eigene Schönheit göttlich und innerlich iſt.

Wer mit Ueberlegung umgehet, der wird den Leib nur in Abſicht auf die Seele erheben, und die Seele, als das wahre Ebenbild GOttes, reich an reizenden Schönheiten finden. Ihre Einbildung, ihr Gedächtnis, ihr Willen, würde ihm den herrlichſten Anblick ausliefern. Er würde nicht mehr in dem Angeſicht, oder auf Blumenbetten, ſondern in der Seele die Vorwürfe der Bewunderung ſuchen. Er würde einen durchdringenden, doch undurchdringlichen, einen klarſehenden und doch unſichtbaren Geiſt in ſich empfinden. Er würde ſich über die Himmel erheben, und ſich da eine gründliche und erhabene Betrachtung zu Nutz machen. Er würde ſich ſchämen, wenn er an einem Menſchen dasjenige, was ihm gewiſſermaſen fremd, das ſehr vergänglich und unherbringlich iſt, hoch ſchätzen ſollte. Denn in der That, wer nur die Schönheit eines Angeſichts liebet, der liebet eine zufällige Sache, eine Oberfläche, eine nichtige Haut. Wenn man alſo überhaupt ſeiner ſelbſt genöſſe, ſo würden die ſchönſten Perſonen, die

man

man anbeten wollte, dadurch ſelbſt nicht einmal gerühret werden. Sie würden ſagen, wir müſſen nur eine nichtswürdige Reizung beſitzen, oder vielmehr nur eine Erdichtung ſeyn, da man an uns nur die Farbe liebet, die vielleicht morgen vergangen iſt; nur etliche Züge, die in jedem Augenblick verändert werden können, ja, mit einem Wort, nur ſolche Theile, die wir ſelbſt mit den Thieren gemein haben, denen es ebenfalls an Augen, Ohren und Naſe nicht fehlet. Wie vielen werden dieſe Wahrheiten fremd vorkommen; ja wie viele werden vielmehr fernerhin ihr Leben vor dem Spiegel, und mit dem Schminkzeuge zubringen, anſtatt daß ſie dieſe Wahrheiten annehmen, ihre Seelen zieren und betrachten ſollten?

Drey u. zwanzigſtes Hauptſtück.

Von dem Pracht.

Der Pracht, als die Frucht des Ueberfluſſes, kann ſich in die Ordnung der Künſten, die nur aus den Bedürfniſſen entſpringen ſollen, nicht ſtellen. Wer Pracht in einem Reich als nothwendig anſiehet, muß weder ein treuer Vorſteher des Vaterlands, noch guter Staatskundiger ſeyn. Nie war das römiſche Reich in ſchlechtern Um-

ſtånden, als da es am prächtigſten ſchiene. Es iſt bekannt, wie aufmerkſam man jederzeit in weislich abgefaßten Staaten war, den Pracht zu verbannen. So ſehen wir ſelbſt in unſerm ſonſt tadelhaften Jahrhundert, Venedig und Genua ſich hierin noch rühmlich hervor thun; der Pracht entkräftet das Vermögen, zerſtöret die Sitten, reizet die Geringen, und flöſet den Groſen Hochmuth ein; er låſſet die Gelehrten und verdiente Månner im Finſtern ſitzen, und bereichert unnütze Künſtler.

Das gemeine Beſte iſt jederzeit der Vorwand, deſſen man ſich bedienet, um ſeltſame Gebräuche einzuführen, obſchon es manchmal offenbar iſt, daß andre in groſer Menge darunter leiden und ſeufzen. Können, zum Beyſpiel wohl diejenige, die ſo viele prächtige Anſtalten mit Kutſchen und Pferden erfunden, um in Stådten hin und her zu rennen, wohl glauben, daß ſie dem menſchlichen Geſchlecht nützlich geworden? Sie zogen vermuthlich nur die Zärtlichkeit und Eitelkeit einiger Reichen zu Rath; denn in einer Stadt, wo vielleicht ſechs tauſend in Kutſchen fahren, gehen wohl wenigſtens hundert tauſend zu Fuſe. Was entſtehet daraus anders, als daß eine groſe Menge ſich belåſtiget, gedemüthiget und öfters der Gefahr des Lebens ausgeſetzet findet, da inzwiſchen einige andre ſich übermüthig in ihrem Zugthrone herum ziehen laſſen, und aus demſelben einen ehrlichen Mann, der an ihren Füſen vorbey gehet, mit der gröſten Ver-

achtung anſehen. Ein jeder ſtellet ſich zur rechten oder linken Seite, gleichwie wann eine hochverdiente Perſon vorüber käme, obſchon öfters ein Armer, der unter ſeiner Laſt gebücket über die Straſe ſchleichet, mehr wesentliche Hochachtung verdienet, als der groſe Herr, der ihn mit Koth beſprützet.

Man muß in der That die Niedrigen ehren, nach dem Ausdruck eines vortreflichen Schriftſtellers, welcher in ſeinem rühmlichen Werk, der Menſchenfreund, unter andern ſagt: „ Wann ich an dieſen wichtigen Theil „ der menſchlichen Geſellſchaft denke, oder „ wann ich aus meinen Fenſtern die Verbind„ lichkeit, die wir ihnen ſchuldig ſind, be„ trachte, wann ich ſie unter ihrer Laſt ſchwi„ tzen ſehe, und mich demnächſt, wenn ich „ mich ſelbſt berühre, erinnere, daß ich von „ gleichem Stoffe ſey, ſo ſtehen mir die Thrä„ nen in den Augen.“ Sollte man glauben können, ſagt ein gelehrtes Wochenblat, daß dergleichen Gedanken gegen geringere Menſchen, in dem dürren und unbeſcheidenen achtzehnten Jahrhundert entſtanden wären? Eine ſchöne und deſto preiswürdigere Anmerkung, da man heutiges Tages vielfältig der Meinung zu ſeyn ſcheinet, das gemeine Volk ſey von einem andern Stoff, als angeſehene Leute. Eine Unordnung, welche wir allein dem Pracht zu verdanken haben, welcher viele Perſonen köſtlich verbremet, ſie mit Edelgeſteinen behängt, ihre Paläſte verguldet, ihre

Kut-

Kutſchen mit Sammet ausfüttert, und ſie dadurch übermüthig und unerträglich machet.

Der Pracht hat den Hochmuth erzeuget, welcher in unſern Tagen ſo weit geſtiegen, daß ſehr viele Reiche faſt keinen andern Verdienſt kennen, als ein ſchönes Kleid. Ein ſolches Ehrenzeichen iſt in ihren Augen hinlänglich, um ſich das Recht anzumaſen, daß man einen Menſchen, der mit den vorzüglichſten Naturgaben verſehen, gering ſchätzen, einen Weltweiſen verachten, und einen Künſtler als den Koth, den man mit Füſen tritt, anſehen dörfe. Die Groſen haben es ſehr klüglich dahin gebracht, daß ihr Stolz und anſehnlicher Namen ihnen an allen Orten den Zutritt verſchaft, ihnen viele vorzügliche Begegnungen zuwege bringt, und ſie ſelbſt über die Gelehrten erhebet. Wie viele Herren nach der Welt würden ſonſt nur in die Vorgemächer treten dürfen, da inzwiſchen der Weltweiſe vorzüglich zu einem nähern Zugang Freyheit hätte.

Der Pracht ſtöſet alſo, wie man ſiehet, alle Erwartung um, ſo daß der weſentliche Verdienſt, welcher billig den Vorzug haben ſollte, in der Welt nur als ein ſchwarzer Schatten angeſehen iſt. Man läßt ihn in Winkeln verborgen liegen; man verſchmähet ihn, um die Unwiſſenheit im ſammeten Kleide zu verehren, um einen Narren, der in lieblichſter Farbe mit vielen Edelgeſteinen auftritt, einen Ehrennamen beyzulegen. Man will die Sinnen mit mehreren Mitteln unterſtützen, um

noch trotziger und wollüſtiger zu werden. Dieß iſt die Eigenſchaft des Prachts, der unſre Seele gleichſam unterdrücket, um nur unſre Ohren und Augen wirken zu laſſen, und uns zur Sklaven eines Tons, einer Farbe oder eines guten Geruchs macht.

Erhabene Männer haben ſich ſtets dem Stolz eifrigſt widerſetzet, und man ſahe jederzeit nur niederträchtige Geiſter bey dem Anblick einiger Kleiderſtoffen, oder Edelgeſteinen ſich ergötzen. Es iſt alſo erweislich, daß ein jeder, der ſeinen Fleis nur dazu anwendet, die Haare auf die neueſte Art zu krauſen, ein Kleid nach dem heutigen Geſchmack, und ſeinen ganzen Aufzug prächtig einzurichten, nur als ein halbvernünftiger und zu allem geſetzten Weſen unfähiger Menſch zu rechnen ſey. Was kann man wohl von einem ſolchen erwarten, der an ſich ſelbſt nichts, als das Aeuſerliche hochſchätzt, welches an Eitelkeit mit den Kleidern übereinkommt, und der ſich ſcheuet, den gelehrteſten Mann anzuſchauen, weil er zu Fuſe gehet? Wie wenig kommt öfters unſre Aufführung mit unſern übrigen Handlungen überein? Wir laufen in Rom umher, um die alten Häuſer jener ehemaligen Rathsherren zu verehren, in welchen ein mittelmäſiges Betragen hervor leuchtete; wir führen mit Entzükkung jene glückſelige Zeiten an, da man ohne Pracht und Hochmuth lebte; wir bemühen uns dabey, um uns herrliche Paläſte zu bauen, und wollen, daß unſer Jahrhundert die Herr-

ſchaft

ſchaft des Reichthums und der Wolluſt ſey. Scipio würde itzt unter uns verachtet ſeyn, und wir würden das ſchlechte und tölpiſche Aeuſere der Helden, die wir ſo hoch ſchätzen, verſpotten, wo ſie in dieſen Tagen, ſo wie ſie zur ſelbigen Zeit geweſen, unter uns auftreten würden. Indeſſen war das heidniſche Rom nur das Werk eines Hirten.

Welche Verwandlung würde ſich in der Welt, in Vergleichung unſerer mit unſern Vätern zeigen, wenn die Menſchen voriger Jahren auf einige Zeit wieder in unſre Städte und Häuſer zurück kommen könnten? Wir würden Perſonen mit langen Bärten und ſtracken Haaren, ſie hingegen ihre Nachkommen mit ſeltſam aufgekrauſten Locken ſehen. Wir würden Perſonen in Kleidern von grobem Stoff, ohne Gold und Silber, ſie hingegen uns in bunten und gebremten Kleidern ſehen. Sie würden ihre alte Wohnungen ohne Tapeten und Spiegel ſuchen, und ſich ſelbſt in einer Welt nicht mehr kennen, die ſie nicht zu erklären wüſten. Ein ehrbarer Ackermann, der gewohnt war ſich mit einem Stück ſchwarzen Brods zu nähren, würde ſeinen Enkel, als Staatsbedienten, in prächtiger Kutſche herum fahren, und die köſtlichſte Mahlzeiten vorſetzen ſehen. Ein Taglöhner, der Laſten zu tragen pflegte, würde ſeinen Urenkel das menſchliche Geſchlecht als ein Wüterich beherrſchen ſehen, der ſich Ihro Hoheit, Ihro Herrlichkeit nen-

net, und einen jeden, der nicht gnädiger Herr heiſet, verachtet.

Der Pracht hat ſolche Mittel erſonnen, um ſich Lob und Ehre zuzueignen, daß man ſich faſt nur mit Leuten, die in ſammeten und verbremten Kleidern prangen, in Geſpräche einläßt. Man ſcheuet ſich, einen mittelmäſig gekleideten Menſchen zu grüſen, und ihn für ſeinen Freund zu erkennen. Wer wollte bey ſolcher Beſchaffenheit noch behaupten, daß der Pracht den Ruhm und Vortheil eines Staats ausmache? Er iſt vielmehr deſſen Verderben, und gänzliche Umkehrung. Sollte man dann nothwendig mit goldenen und ſilbernen Schnüren und dergleichen hierhin gehörigen Kleinigkeiten Gewerbe treiben müſſen? Könnten nicht ſo viele, die ſich durch Hülfe des Prachts ernähren, ungebaute Felder pflügen, die öfters den fünften oder vierten Theil ganzer Königreichen ausmachen, und damit ebenfalls ihr Brod gewinnen? Iſt es nicht weit beſſer, das Gold in geprägten Münzen, als auf den Kleidern und an den Getäfeln zu beſitzen? Die Erfahrung beſtättiget dieſes vielfältig, wenn in allgemeinen trübſeligen Zeiten die goldene Galaunen und andrer Uebermuth unterſagt wird.

Der beklagenswürdige Pracht hat nicht nur einige beſondere Stände angeſteckt; er iſt leider bey allen Gattungen der Menſchen eingeriſſen. Handwerksleute ſelbſt wenden auf zierliche Kleidung viele Koſten an. Ja, in unſern Kirchen hat man ſogar einen gewiſſen

Pracht eingeführet, der öfters einen Tempel faſt in eine Schaubühne verwandelt. Der Heil. Bernardus gebot, ſich des Goldes und Silbers zu den Kelchen, zu dem übrigen aber gemeiner Dinge zu bedienen. So iſt allmählich der Stolz zu einer allgemeinen Gewohnheit gediehen, daß ſogar Weltweiſen ſich daran ergötzen, wenn ſie deſſen in ihren Büchersäälen ein Bild vor Augen haben, in denen man Spiegelgläſer und Verguldung wahrnimmt. Sind nicht bey vielen die Bücher ihrer Neugierigkeit nicht würdig, wo ſie nicht mit himmelblauen oder hochrothen Bänden verſehen! wo nicht der Schnitt nach Marmorart aufs niedlichſte bereitet, und der Innhalt mit häufigen Buchdruckerſtöcken ausgezieret iſt, deren einer an Schönheit den andern übertreffen muß? Sowohl im Beten als andern Andachtsübungen, ſiehet man in unſern Tagen den Pracht hervorleuchten, und unſre Herzen und Blicke einnehmen. Ja, man hat alle ſinnliche Empfindungen vermengen und mit einander vereinigen wollen, als ob die Naſe ſich nicht mehr an dem Geruch, das Aug an dem Sehen, die Zunge an dem Schmecken begnügen ſollte. Man beräuchert und färbet auch itzt die Speiſen. Der Zucker wird mit Ambra beräuchert; unſre Zugemüſe ſind roth, gelb oder blau. In dieſer Verwirrung ſind die fünf Sinnen, die Seele der Wollüſtigen geworden, und ſie wollen keine andre Seele erkennen. Dieß iſt abermal ein

neuer und ſtarker Beweggrund, um den Pracht zu verbannen und zu verabſcheuen. Es gelinget ihm nach und nach uns ganz körperlich zu machen; uns zu überreden, daß kein wahres Weſen beſtehe, welches nicht in die Sinnen falle, und daß unſre Empfindungen das höchſte Vergnügen ausmachten.

Wie viele Beweiſe könnten wir nicht noch gegen den Pracht anführen, wo wir nicht besonders darauf bedacht wären eine Menge beſondrer Umſtände zu unterdrücken, dadurch der Werth des menſchlichen Geſchlechts verringert würde, und die anbey der Ernſthaftigkeit, welche einem Werk der Sittenlehre eigen ſeyn ſoll, unanſtändig wären. Wir könten erwähnen, daß die Männer ſich in Weiber verſtellen; daß die Helden ſich beräuchern und ſchminken und ſich mit ſchwarzen Pläſtergen im Geſichte zieren; daß ihre Finger gleich jenen des Grosmogols mit Ringen beſteckt; daß ihre Taſchen den Läden der Goldſchmieden und Juwelenhändler gleich ſind. Ja wir könnten anführen, daß die Welt ein Sammelplatz ſchöner Puppen ſey, die mit gelben Schnüren und Knöpfen prangen.

Welch einen mißfälligen Gegenſtand liefert eine ſolche Beſchaffenheit den Augen eines Weiſen aus. Er mögte ſich gerne, wo es möglich wäre, aus ſeiner Zeit verſetzen, und zu jenen glückſeligen Tagen zurückſchreiten, in welchen man den Verdienſt nicht nach den Kleidern beſtimmte, und wo geſetzte Fähigkei-

higkeiten offentlich auftretten und nicht erwarten durften, ob ſie nach dem neuen Geſchmack in Aufnahme kommen könnten. Bey dem Anblik des Prachts und der Herrlichkeit der Reichen dieſer Welt denket er an den Zeitraum, da ſie, gleich allen ůbrigen Menſchen, in Staub verwandelt und wieder in ihren erſten nichtigen Stand verſetzt werden ſollen. Er gehet mit mehrerem Vertrauen zu Fuſe, als er in einer Kutſche fahren würde, wenn er die Stelle derer betretten ſollte, die mit ſo vielem Getöſe ſich herum ziehen laſſen, und deren manchmal einige vielmehr verdienten, neben ihre Pferde geſpannt zu werden. Alle dergleichen ſtattliche Aufzüge ſcheinen ihm nicht mehrerer Bewunderung würdig zu ſeyn, als die Schale einer Schildkröte oder ein Schneckenhäuslein. Er weis, daß ehemals Cicero einen Menſchen öffentlich unehrlich erklärte, weil er, nach Gewohnheit des weiblichen Geſchlechts, Ohrgehänge truge, und er ſchlieſet daraus, daß es vielmehr eine ſchändliche als rühmliche That, dem Pracht ergeben zu ſeyn, und deſſen Kennzeichen an ſich zu tragen. Er betrachtet an den Reichen nur das Herz und den Kopf; iſt ihnen keine Grosmuth und Fähigkeit eigen, ſo rechnet er ſie als dem gemeinen Volke weit unterlegen. Es iſt wahr, daß diejenigen, welche die göttliche Vorſehung als Gebieter über uns geſetzet, ſich an Herrlichkeit hervor thun ſollen Salomon war prächtig in ſeinen Kleidern und Paläſten; dabey bleibt es aber ausdrücklich un-

unterſagt, in dergleichen Auszierungen ſein Weſen und ſeine ganze Glückſeligkeit zu ſtellen.

Können wir uns zwar nicht ſchmeicheln, daß unſre Betrachtungen von ſo kräftiger Wirkung ſeyn möchten, den Pracht zu vertilgen und aus der Welt zu verbannen; ſo hoffen wir wenigſtens deſſen ſtärkeres Einreiſſen zu hemmen, und zu erkennen zu geben, daß alle wahre Hoheit des Menſchen aus ſeinem Verdienſt und aus ſeinen Tugenden herſtamme, und daß derjenige, der nur das Gold und Edelgeſteine hochſchätzt, aller Verachtung würdig ſey. Es iſt, nach dem Ausdruck eines vernünftigen Schriftſtellers, alles verlohren, wo eine Obrigkeit nur die Männer in Gold, ehret, und zugibt daß die Dienſte nach dem Gewicht der Nutzeinnahme abgemeſſen werden. Wo aber rühmliche Thaten in Anſehen ſind; wo nur der Verdienſt die Aemter erlangt; wo die vornehmſten Namen, wenn ſie nicht mit Tugend verpaaret gehen, in Vergeſſenheit bleiben: da beſtehet alles in der beſten Ordnung und ſchönſten Blüte. Wie wenig kommt man öfters in unſern Tagen dieſem Beyſpiel nach; man glaubet manchmal einen weſentlichen Verdienſt zu belohnen, und belohnet nur nichtswürdige Naturgaben, die den Irwiſchen gleich ſind, und nur dem Schein nach, ein Licht von ſich geben. Denn, wie an Paläſten und Kleidern, die in den Augen ſchimmern, ein Pracht ſtatt findet; ſo iſt er

nicht

nicht weniger gewiſſer maſen dem Geiſt eigen. Unſer Jahrhundert iſt reich an ſolchen Männern, deren Oberfläche vortheilhaft abgefaſſet; die ihren ſchlechten Verdienſt durch äuſerliches eitles Anſehen ſo zu zieren wiſſen, daß man ſich durch ein einziges Wort von ihnen einnehmen läßt. Es iſt nicht zu bewundern, daß es durch vieles verkleiden, ſchminken und beräuchern des Leibes gelinge, ſeine Seele zu verſtellen, und ihr gleichſam einen Firniß anzuſtreichen, welchen Unwiſſende vor Verſtand und Tugend aufnehmen.

Vier u. zwanzigſtes Hauptſtück.

Von Schauſpielen.

„Wenn die Kunſt zu ſingen und zu tanzen je eine unzüchtige Wiſſenſchaft ſeyn kann, ſo iſt es gewiß am meiſten auf der Schaubühne beſtätiget, wo man damit ſein Gewerbe treibt, und ſie fleiſig ausübet; ſie iſt die offene Straſe der Unreinigkeit.“ Dieß ſind Worte des Herrn Bayle, deſſen Sittenlehre nie für allzuſtreng angeſehen worden. Doch wir bedürfen keines andern Zeugniſſes, als der täglichen Erfahrung. Man weis, wie nachtheilig die Schaubühne ihren Spielern iſt, deren Sitten ſie verfälſchet, und demnächſt den Zuſchauern ſchädlich wird. Sie iſt von beyden Seiten

ein giftiges Gewerbe. Der Spieler entzündet ſeine Leidenſchaften, um den Zuhörern zu gefallen, und dieſe ſcheinen von Vergnügen ganz eingenommen zu ſeyn, um ein ſolches Feuer noch mehr anzuſchüren. Man ſiehet deſſen verderbliche Funken an den Geſichtern und Augen der eitlen Perſonen, die ein Schauſpiel vorſtellen, und die demſelben als Zuſchauer beywohnen. Ja ſolche Funken, die gar bald in heftige Flamme ausbrechen, das Herz junger Leute verbrennen, die Vernunft erſticken, zur Ausſchweifung reizen, ja öfters gar zwiſchen Eheleuten Trennungen erregen, und anſehnliche zeitliche Güter verſchlingen.

Es iſt in der That ſehr ſeltſam, daß in unſern Tagen die meiſten Städte einen Tempel beſitzen, der dem Betrug, dem Sieg der Rache und Liebe geweihet iſt. Man laufet jeden Abend nach der Schaubühne, um ſeine Vernunft zu betäuben, und die faſt verloſchene Lüſten wieder zu entzünden; man läßt es dabey nicht bewenden, daß man den abgelaufenen Tag in Eitelkeit und Zerſtreuung zugebracht. Man gehet dahin, um den Tod oder die widrige Schickſale eines vermeinten Helden zu beweinen; da man hingegen einer ganzen Menge augenſcheinlich armſeliger Menſchen, die in ihrem Elend faſt verſchmachten, einen Blick des Mitleidens weigert. Da mag man öfters bey einem verliebten Vortrag ſeine Zärtlichkeit zeigen, und liebet hingegen in der That weder einen Ehegatten, noch Kinder, viel-

we-

weniger ſein Hausgeſinde und ſeinen Nächſten. „Die Schaubühne iſt ein Lügner: da nähret „der Stolze ſeinen eigenen Hochmuth; da he„get ein Buhler die unreinſten Flammen; „da entzündet ſich ein Herz, welches zum „Zorn geneigt iſt, und ſtrebet nach Rache.“ (1)

Der Genuß unſers Weſens kann ſich in den Betrug der Schaubühnen nicht ſchicken. Man muß dieſe vermeiden, wo man ſeine Seele in Freyheit erhalten und ſich ſelbſt beſitzen will. Man machet ſich ſelbſt ein herrliches Schauſpiel, durch die Begierden und Gedanken, die uns bewegen, und unſre Einbildungen unendlich verändern. Man betrachtet ſich in dem Grund ſeines eigenen Herzens und entdecket in demſelben den Vortrag unſerer Leidenſchaften, der öfters den Auftritt vieler Schauſpieler übertrift. Man ſiehet ſich als einen ſolchen an, der eine gewiſſe Rolle in der Welt ſpielet; der unter einer entlehnten Geſtalt erſcheinet; der auftritt, um eine mehr oder weniger anſehnliche Stelle zu vertreten, und ſo fort wieder verſchwindet. Die Welt überhaupt iſt in den Augen eines Weltweiſen ein wahres Schauſpiel, und man hat nicht nö-

(1) Il Teatro è un bugiardo; ivi il ſuperbo nutriſce il proprio orgoglio, ivi fomenta un amator l'impura fiamma, ed ivi quel cor ſoggetto all'ira s'accende, auuampa, alla vendetta aſpira. *Metaſtaſio* nelle ſue opere Drammatiche.

nöthig, in die noch weiter öffentlich eingeführte zu gehen, um Anlaß zu finden, auf Koſten eines ganzen Volks zu lachen. Werden nicht ſo viele Begebenheiten auf Erden dem Vortrag einer Schaubühne ähnlich? Die Erhebung des einen und die Erniedrigung eines andern ſtellen ſolche immerwährende Auftritte vor, die hinlänglich ſind, uns zu unterweiſen und die Zeit zu verkürzen.

Man hat Urſach über die Unſinnigkeit gewiſſer Völker herzlich zu ſeufzen, die in ſich kein andres Beſtehen erkennen, als nur den Schauſpielen beyzuwohnen. Iſt es nicht höchſt traurig, wenn man, zum Beyſpiel ſehen muß, wie die meiſten Italiener alle Tage ſechs oder ſieben Stunden bey der Schaubühne verderben, da man lachet oder ſinget, und von Zeit zu Zeit einen breiten Mund aufſperret, um einige Töne des Beyfalls von ſich zu geben, welche die Nachläſigkeit ſelbſt zu ſeyn ſcheinen. Eine ſolche Lebensart kann der ganzen Welt in der That deutlich zeigen, daß, obſchon die Italiener reich an Verſtand und Fähigkeit, ſie nur als unächte und gänzlich von der Tugend ihrer Väter der alten Römer entartete Kinder anzuſehen ſind. Wie! ſollen Schauſpieler und Spielerinnen, Tänze und Singſpiele unſere ganze Beſchäftigung ausmachen? Wir müſſen wohl recht unverſtändig ſeyn, wenn wir uns nicht unſrer ſelbſten ſchämen, wenn wir die Schauſpiele den Beſchäftigungen und rühmlichen Thaten vorziehen, in welchen

chen ſich unſre Väter hervor gethan, und deren Andenken uns mit Schande überziehet. Welch ein Unglück, daß wir nur lebloſen Uhrwerken ohne Seele gleich werden! Der bekannte Johann Jacob Rouſſeau, ein Bürger von Genf, hat kürzlich in einem vortrefflichen Brief (9) die Gefahr der Schauſpiele mit lebhaften Farben abgemahlet. Dieſer Brief ſollte gewiß einem jeden die Augen öffnen. Weil man aber an Herrn Rouſſeau gewohnt iſt, daß er unglaubliche Wahrheiten entwirft; ſo wird man auch dieſes Werk vermuthlich vielmehr als einen ſeltſamen Gedanken anſehen, als daß man ſeiner Meinung beypflichten mögte. Indeſſen bleibt es einmal unſtreitig, daß die Schaubühne ſchädlich und gefährlich, und daß man zu Genf darin, daß man ſolche allda nicht duldet, viel weiſer zu Werk gehe als zu Rom. Es iſt nach der Anmerkung des berühmten Cardinals Quirini, nicht weniger gewiß, daß die Proteſtanten in Holland und andern Ländern dadurch, daß bey ihnen wenigſtens am Sonntag, der als der Tag des HErrn verehret werden muß, die Schaubühnen verſchloſſen bleiben müſſen, die Catholiſchen gänzlich beſchämen, weil dieſe eben den Sonntag zu ihrer Verſammlung bey der Schaubühne auserſehen. Wandeln wir alſo als zu Mitternacht oder als am hellen Mittag?

(9) Lettre de Rousseau a Mr. d'Alembert.

Doch wir müſſen den Vorhang dieſes lächerlichen Gewerbes noch weiter aufziehen, und von dem Vortrag der Schauſpieler den man uns anrühmet, noch etwas näher reden. Ihre Grundſätze ſind bequem unſre Leidenſchaften und Gemüther zu entzünden; ſie predigen uns nichts anders, als die Herrſchaft der Wolluſt. Es iſt ſtets die Liebe, die bey ihnen redet; die Liebe die ſtreitet, die Liebe die ſieget. Allein eine Liebe, die durch unziemende Gerberden, durch geile Worte, geſchminkte Geſichter, unbeſcheidene Stellungen, buhleriſche Kleidung, unehrbare Tänze, begleitet wird, welche die Tugend ſchamroth machet und verwirret. Ein Schauſpieler in ſeinem Gewerbe, und nicht mit Vorurtheil betrachtet, iſt ein Menſch, der uns betäubet, bezaubert und ſchmeichelt, um uns in das Verderben zu ſtürzen. Indeſſen redet man in unſern Tagen ſo vielfältig von Schauſpielern, als von göttlichen Männern; man kann nicht, als nach der neueſten Lebensart eingerichtet, gerechnet werden, wo man nicht ein Verzeichniß ihrer Namen und der Stücken, die ſie aufführen, beſitzet.

Kann aber eine Schaubühne wohl unſre Glückſeligkeit ausmachen, und znieſen die Länder, in welchen man deren nicht findet, keiner Wohlfahrt? Wo dieſes wäre, ſo müßte der gröſte Theil der Erden ſich unglücklich nennen. Es ſind Folgen unſrer Auferziehung, daß wir manche Ergötzung als nothwendig anſehen.

Das

Das Schauſpiel iſt in den Augen eines Weltweiſen in der That ein Schauſpiel; allein auf eine von unſrer Vorſtellung ganz verſchiedene Weiſe. Er ſiehet darin eine groſe Menge ſolcher Perſonen, die ihres Weſens und ihrer Beſtimmung vergeſſen, die anſtatt die Sprache der Vernunft zu reden, nur ihre Leidenſchaften reden laſſen. Er ſiehet darin ſolche Menſchen, die anſtatt ihr ganzes Lebenlang ihre eigne Unordnungen zu beweinen, nur ſich bemühen, andre zum Lachen oder zu lächerlichen Thränen zu bewegen. Man überlege nur ſelbſt in der That ohne Vorurtheil, welches Vergnügen es ſeyn könne, den Tod eines Alexanders oder Cäſars zu beweinen, und wie wir ſolche Männer, die etwa vor zwey oder drey tauſend Jahren gelebt, beſeufzen und beklagen können, da wir doch unſrer erſt verſtorbener Freunde ſobald vergeſſen, und kaum beweinet haben. Man hätte eben ſo viel Recht, den Tod eines Titus oder Trajanus zu betrauern. Der heilige Auguſtinus ſpottet ſeiner ſelbſt, und bittet GOtt um Verzeihung, daß er in ſeiner Jugend bey Erzählung der Liebesbegebenheiten der Dido geweinet habe.

Wenn wir uns ſelbſt recht kennen, ſo werden wir alle unſre Thränen uns ſelbſt vorbehalten; ſie nicht über ſo nichtige Vorwürfe verſchwenden, ſondern vielmehr glauben, daß wir deren bey weitem keinen hinlänglichen Vorrath beſitzen, nur unſre Irrthümer und Thor-

heiten auszuſöhnen. Heraklytus weinte die ganze Zeit ſeines Lebens; er hatte dazu nicht nöthig, den Schauſpielen nachzugehen. Er unterſuchte die Menſchen: er ſahe ihre Vorurtheile; er kannte ihre Blindheit, und ſeine Thränen floſſen unaufhörlich.

Wenn wir prächtige Schauſpiele lieben und derſelben nicht entbehren können, ſo werden gewiß unſrer Betrachtung keine vortreflichere anzubieten ſeyn als die Morgenröthe und der Sternenhimmel. Sind dieſe Auszierungen nicht bewunderenswürdig, und führen ſie nicht eine göttliche Sprache mit ſich, die uns die unendliche Allmacht eines ewigen Schöpfers prediget? Uebertrift nicht ſelbſt die Erde, die wir betreten und mit Ungeziefern und Blumen beſäet iſt, alle erdenkliche Schönheiten einer Schaubühne? Handeln wir darin nicht höchſt thörig, daß wir unſre Augen den Wundern eines tobenden Meers, eines geſtirneten Himmels, einer ſtrahlenden Sonne verſchlieſſen, und bey dem Anblick eines Menſchenwerks, welches uns Wellen und Wolken entwirft, hingegen in Entzückung gerathen? Begehren wir an der andern Seite rührende Schauſpiele, die uns Thränen auspreſſen, ſo liefern uns dergleichen die heilige Schrift, und Martyrergeſchichte überflüßig aus. Da ſehen wir grosmüthige Mütter, die ihre eigene Söhne zum Tode aufmunterten; Männer, die ihren Weibern ins heftigſte Feuer und Schwerd nachfolgten; Kinder die ihre Leiber ohne das

geringſte Geſchrey in die Flammen ſtürzten. Da ſehen wir Glieder, die ſich auf den Rädern krümmen; Herzen, die die grauſamſte Proben überſtanden, und nur nach dem Genuß des ewigen Weſens aller Weſen ſich ſehnen. Da ſehen wir einen Hirten den ungeheureſten Rieſen zu Boden werfen; einen Bruder über die Wuth ſeiner übrigen Brüder ſiegen; ein Weib dem greulichſten Wüterich den Kopf abhauen. Wir wiſſen zwar wohl, daß man dagegen einwenden wird, daß dergleichen Begebenheiten noch weit gröſern Nachdruck erhalten, und ſich unſern Augen gleichſam als von neuem hervorbringen, wenn ſie in zierliche Reimen verfaſſet, und durch geſchickte Vorſteller aufgeführet werden. Allein, nach unſrer Meinung iſt eine Geſchichte von Joſeph weit ſchöner und rührender in ihrer gemeinen Verfaſſung, als wenn man ſie unter fremden Zierrathen verkleidet.

Unſre Verdorbenheit begehret fleiſchliche Liebe; enthält das Schauſpiel, ſo uns vorgetragen wird, davon nichts, ſo erſetzen wir dieſen Schaden durch Betrachtung der Geſichter und Geberden, die ſolche ſchädliche Liebe in uns rege machen. Die Kleider, die Auszierungen, der Geſang oder der Vortrag der Spieler, gefallen uns nur, in ſo weit ſie eine Leidenſchaft, die uns angenehm iſt, auslegen. Die Erfahrung bekräftiget dieſes um ſo vielmehr, da man, an ſolchen Stücken die in öffentlichen Schulen aufgeführet werden, kein

gleiches Vergnügen findet. Zudem ſollten ſo viele Männer, die GOtt geweihet ſind und die Jugend in ſo lächerlichem Zeitvertreib üben mögen, dabey wohl bedenken, daß ihre Schauſpiele ſehr übel angebracht ſind: ſie gefallen den Weltmenſchen nicht, und müſſen nothwendig den Schülern ſchädlich ſeyn. Ein halbes Jahr verſtreichet, um Verſe herzuſagen; die Ordnung der Schulen leidet darunter, die gründliche Uebungen und Fleis werden unterbrochen; die Zerſtreuung wird an einem Orte eingeführet, da man nur einſammeln ſollte; ja die Pracht der Schaubühne und des zärtlichen Vortrags flöſet der Jugend den Geſchmack der Eitelkeit ein, und es gelingt dieſer, die Sitten zu verderben. Iſt dann eine Schule dazu geſtiftet, um einer ganzen Stadt einen Vorwurf des Lachens und Zeitvertreibs auszuliefern? Eine ſtrenge Weisheit ſollte jederzeit die Seele der hohen Schulen ausmachen. Will man zum Vorwand nehmen, man gewöhne dadurch die Jugend zu einer wohlanſtändigen Frechheit und Nacheiferung; ſo würde das Beyſpiel der Pariſer hohen Schule hierzu hinlänglich ſeyn, nemlich bewährte öffentliche Uebungen über andre Schriftſteller. Man kann hiervon die Gedanken des unvergleichlichen Rollins näher nachſchlagen (2), denen wir hierin einigermaſen gefolget, und welche uns deſto gewiſſer von dem Grund dieſer Sache überzeugen können,

da

(2) Rollin, Traité des Etudes.

da er ſein ganzes Leben in Unterweiſung der Jugend zugebracht, und in dieſer Beſchäftigung ſich den treflichſten Ruhm erworben.

Wie viele unſerer Leſer werden ſich gegen dieſe Sittenlehre empören, und ſie wird ihnen allzuſtreng vorkommen: allein, was kann uns dieſes ſchaden, wo wir nur die Wahrheit ans Licht geſtellt: ſchon andre Schreiber ſind uns darin vorgegangen, daß ſie die Gefahr der Schaubühnen abgeſchildert. Wo die Menſchen uns aber nicht hören und folgen wollen, ſo iſt daran die Schuld, weil ſie ihrer ſelbſt nicht genieſen. Sie hangen von gewiſſen Ergötzungen ab, die ihr Geſchmack billiget; ſie glauben einfolglich, daß ein jeder deren Sklave werden und denenſelben gemäs denken müſſe. Wenn die Wahrheit nur ein willkürlicher Gebrauch wäre, und nach eigenem Gefallen angenommen oder verworfen werden könnte; ſo wollten wir wohl dem groſen Hauſen zu Gefallen die Schauſpiele billigen: allein, da eben dieſe Wahrheit nicht unſrer Einrichtung unterworfen, und ſie ausdrücklich die Schaubühne, als die Schule der Leidenſchaften, unterſagt; ſo verkündigen wir, was jene uns lehret.

Würden wir die Schaubühne von ihrem äuſern Pracht und Anſehen entblöſen, ſo müßten wir ihre Nichtswürdigkeit ohnfehlbar erkennen. Ein jeder Schauſpieler iſt einem Marktſchreyer ähnlich, und ſein Gewerbe wenigſtens ſo niederträchtig, als das Spielen der Kin-

der; eine geſunde Vernunft wird nie begreiſen können, daß ein jugendlicher Luftſprung in ſich ſelbſt fähig ſeyn könne, die Aufmerkſamkeit einer unſterblichen Seele zu feſſeln; daß gewiſſe Stellungen und Geberden ein vernünftiges Weſen bis zur Entzückung einnehmen können. Wir ſpotten der Puppenſpiele, und überlaſſen ſie der Betrachtung des gemeinen Volks. Sind aber unſre Schauſpieler weniger lächerlich als Puppen, da jene doch das nemliche, wie dieſe, thun. Es iſt wahr, die Schauſpiele ſind ein nothwendiges Uebel geworden, um ein etwa noch gröſeres zu verhindern; nur ſtelle man nicht darin ſeine Glückſeligkeit. Soll zwar die Welt, die ſechs tauſend Jahre erreichet und gleichſam Runzeln angenommen, nunmehr zu alt ſeyn, um ſich zu verbeſſern; mögten dann doch nur vernünftige Perſonen, die in dieſer Welt leben, den Vortheil ihrer Seelen und deren Rechte behaupten.

Das ſchönſte Schauſpiel der Seele iſt für die Seele ſelbſt, daß ſie ſich ihren eignen Augen abmahle, und ſich in der Geſtalt einiger Buchſtaben oder Linien ſelbſt ſo zu ſeyn finde, wie ſie innerlich iſt. Mögte nur ein jeder glauben können, wie reizend ein ſolches Vergnügen und wie unendlich weit es allen Lüſten dieſer Welt vorzuziehen iſt. Der Weiſe ſagt, ich will in mein eigen Herz hinunter ſteigen, und in demſelben alles das ſehen, was ich bin, was ich kann, und was ich zu thun ha-

be. Dieſe Beſchäftigung ſoll bey mir weder durch Schau⸗ noch andre Spiele unterbrochen werden, die nur eitle und öfters ſträfliche Erfindungen ſind, welche mir keinen weſentlichen Nutzen verſchaffen können. Wo ſiehet man in der That, daß Städte, wo Schaubühnen aufgerichtet ſind, in ihren Sitten mehrere Ordnung wahrnehmen. Ja man dörfte vielmehr frey ſagen, daß ſie weit verderbter, und weit ſchärfer gefeſſelte Sklaven des Vergnügens der Sinnen ſind.

Fünf und zwanzigſtes Hauptſtück.

Vom Tanzen.

In den Augen eines Weltweiſen wird es gewiß keine ſehr anmuthige Regung ſeyn, wenn er eine unſterbliche Seele in ſpringen und tanzen beſchäftiget ſiehet, ja wenn er ſiehet, daß ein vernünftiger Menſch ſich bemühet, ſeine Füſe künſtlich zu ſtellen, mit dieſer Uebung ſo viele Eitelkeit verknüpfet, und das Anſehen eines Gauklers annimmt. Dieß macht indeſſen das Vergnügen unſrer heutigen artigen Welt aus, und wer ſich darüber aufhält, iſt in ihren Augen ein Narr. Die Jugend dörfte nach ihrer Denkungsart vielmehr in den Geſchichten ganz unwiſſend ſeyn, als die Kunſt zu Tanzen nicht gelernet haben, und

dieſes findet allerdings bey ſolchen, die nur den Leib hochſchätzen, ſtatt. Sie bemühen ſich, ſeiner ſo viel möglich, zu bedienen, und von ihren Geſichten, Händen und Füſen einen Ruhm und groſen Namen zu entlehnen, den ſie durch ihren Geiſt nicht erwerben können.

Warum ziehet man aber bey feyerlichen Tänzen dem Leib, der doch allein hervor leuchten ſoll, eine Larve über? Warum kann dieſe Verſtellung den eigentlichen Werth eines ſolchen Feſtes ausmachen? Man fürchtet ohne Zweifel, der Menſch möge einem Menſchen noch allzu ähnlich bleiben, und etwa einige Züge ſeiner vernünftigen Seele in dem Angeſicht oder den Augen hervor dringen. Alle Spuren der Vernunft ſollen bey dem, die keine erkennen wollen, ganz ausgelöſchet zu ſeyn ſcheinen. Der Tanz, der nur ein künſtliches Spiel, ſoll den Zeitvertreib einer ganzen Geſellſchaft ausmachen.

Die Feyerlichkeiten dieſer Welt ſind überhaupt ſehr ſeltſam abgefaßt. Es ſeyen Unterredungen, oder Tänze oder Mahlzeiten, ſo gilt die Seele mehrentheils faſt nichts mehr; alles iſt den Sinnen gewidmet. Der Weiſe, der nur ſich zu erleuchten und zu kennen ſuchet, fliehet dieſe weltliche Ergötzungen, als Früchte der Unwiſſenheit und des Müſſiggang. Er betrachtet ſie nur von ferne, und ſiehet daran nur traurige Schatten, gleich einer Zauberlaterne, in welcher die Gegenſtände nichts weſentliches haben. Fontenelle erzählet ſehr weislich:

lich: „ daß eine ganze Geſellſchaft, in welcher
„ er ſich mit befand, eins wurde, zum feyer-
„ lichen Tanze zu gehen; er ließ einen jeden
„ ſeine Larve anziehen, und als ſie eben in die
„ Kutſchen geſtiegen waren, ſtellte er ihnen
„ vor, daß die gewöhnliche Zeit zu dieſer
„ Freude ſchon verſtrichen wäre; daß ſie
„ durch die Zubereitung deſſen ſchon genug ge-
„ noſſen, und wo ſie ihre Zeit nicht verdrieß-
„ lich mit Gähnen zubringen wollten, mög-
„ ten ſie da bleiben, wo ſie wären. “ Die Vorbereitung zu dergleichen Beluſtigung iſt faſt zu bewundern; man beſchäftiget ſich damit ganze Wochen vorher; und wenn man ſich endlich auf dem Feſte einfindet, ſo ſuchet man das Vergnügen in allen Winkeln, ohne es anzutreffen. Man iſt in heftiger Bewegung; man beunruhiget ſich; man will lachen, und empfindet keine Zufriedenheit noch Glückſeligkeit, weil man in ſich ſelbſt einen leren Raum mitführet, den alle Tänze der Welt nicht erfüllen können.

Die Sinnen mögen ſich gleich in ſolches Getümmel aufs tiefſte verſenken, ſo erreget doch die mißvergnügte Seele, die ſich gegen dergleichen Thorheiten beklaget und empöret, Gewiſſensbiſſe und heimliche Unruhe, anſtatt daß ſie Vergnügen ſtiften ſollte. Wären die Weltmenſchen aufrichtig, ſo würden ſie dieſe Wahrheit ſelbſt eingeſtehen müſſen, und ſie würden eilen, um zu ſagen, daß ihre Tänze, ſo wohl als übrige Zuſammenkünfte, ein köſtliches

Nichts, welches nach Verlauf einer viertel Stunde eckelhaft, und nur den Müßiggang unterhalten wird. Wir wiſſen aus mehrmahliger Erfahrung, daß nichts ſcheuslicher als eine Weibsperſon, die dem übertriebenen Tanzen und Nachtwachen zuviel gethan. Sie hat nicht nur ihre Geſundheit aufgeopfert, ſondern nimmt ſofort eine Gemüthsbeſchaffenheit an, dadurch ſie allen Menſchen zum Abſcheu, und von denſelben verlaſſen wird. Sie zahlet das genoſſene Vergnügen ſehr theuer. Sie wird ſich ſelbſt unerträglich; ſie raſet aus Verdruß, daß ſie ſich einſam befinden, und der Glückſeligkeit, darauf ſie ihre Zuverſicht ſetzte, beraubet ſehen muß.

Sechs u. zwanzigſtes Hauptſtück.

Von dem Spielen.

Welch ein erſchreckliche Sklaverey iſt es für eine ganz geiſtliche Seele, daß ſie faſt immerwährend an einem Tiſche gleichſam angeleimet bleibet, und gezwungen iſt, ſich mit Beobachtung des Umſchlags der Karten oder Bewegungen der Würfel zu beſchäftigen. Es iſt keine Leidenſchaft ſo anzüglich, als das Spiel. Die Nacht folget bey dem Spiel dem Tag, ohne daß man es gewahr werde. Die Stunden verlieren ſich dabey, ſo

wohl als die Geſundheit, das Vermögen und öfters auch die Redlichkeit. Die Begierde zu gewinnen, oder das Verlohrne wieder zu erlangen, durchdringet den ganzen Menſchen. Wenn man die Spieler in ihrer Aufmerkſamkeit betrachtet, ſo ſollte man faſt glauben, es betreffe ihr ewiges Glück oder Unglück. Ihr Eifer hält ſie ſo gefangen, daß ſie faſt weder reden noch athmen dürfen. Zu was verleitet nicht die unerſätliche Begierde nach Reichthum die Sterblichen! Man bringet ſein Leben in der Sehnſucht nach einigen elenden Stücken Gold zu, die doch ſtündlich an verächtlichen Kleinigkeiten wieder verſchwinden. Gewinnet man, ſo iſt gewöhnlich ſolche Beute von wenig Nutzen; verlieret man hingegen, ſo muß es öfters der nöthigſten Einrichtung ſeiner Geſchäften zum Nachtheil geſchehen.

Das Spielen, welches man heftig liebet, deſſen man ſich nicht entrathen kann, und welches die Seele der Geſellſchaften ausmacht, iſt ein Fallſtrick, der durch die Begierden und Unluſt geleget wird. Ein jeder läßt ſich dazu verführen; dieſer aus Geldbegierde, und jener um ſich die Zeit zu verkürzen. Man überleget nicht, daß man ſein gewiſſes Geld gegen ein ungewiſſes in das Spiel ſetzet, und daß hundert Thaler, die man beſitzet, beſſer ſeyen als zehn tauſend, die man ohne Grund erwartet. Würde man überdas bey dem Spielen ein geſichertes Glück haben, ſo bliebe doch das Spielen an ſich ſelbſt ein unerſetzlicher Schaden.

Es

Es verſchlinget alle unſre Zeit, und die Zeit die uns verzehret, iſt unſchätzbar. Wir ſind geſchaffen, um GOtt, das allerhöchſte Weſen, und uns ſelbſt zu kennen; wir ſind auf eine kurze Zeit in dieſe Welt geſetzet, ſo mit Vergnügen und Schmerzen durchwachſen und in welcher wir theils löblich, theils ſträflich wandeln; haben wir aber dabey Freyheit, unſre Tage und Vernunft zu ſchänden, und dieſelbe nach eigner Willkühr anzuwenden? Nein! es iſt uns eine unbewegliche Richtſchnur vorgeſchrieben, die den Gebrauch unſrer Lebensſtunden beſtimmet, und der Anblick eines mit Dukaten belegten Tiſches ſoll nicht für unſern Himmel, unſre Erde, oder unſer Element gehalten werden.

Die Zeitvertreibe, welche die Welt erfindet, und mit vielem Anſehen und Gefälligkeit verändert, ſtellen uns jedesmal einer Gefahr blos, wo wir uns denſelben ergeben. Man ſpielet mit Vergnügen, und lieſet mit Verdruß, gleich als wäre ein nützliches Leſen und eine ernſthafte Betrachtung, nicht allen erdenklichen Spielen vorzuziehen. Was wird aber die Seele, und wo muß ſie hinfliehen, wenn man ſtets mit Kartenblättern beſchäftiget iſt? Man ſollte faſt glauben, ein Spieler ſey ganz körperlich, er liege an Ketten, oder ſey eine unvernünftige Kreatur geworden, die nur die Hände uud Augen bewegen könne. Gewiß, wenn man einen Menſchen verurtheilte unaufhörlich ſpielen zu müſſen, ſo würde er, der aus dem Spielen ſein Weſen und Leben machet,

chet, die ganze Laſt und Abſcheu dieſer Folter bald empfinden. Nichts würde ihm unerträglicher fallen, als daß er ſeine Tage, in einem engen Bezirk und in der Geſellſchaft etlicher öfters ſehr ohnangenehmer Perſonen zubringen, in Ungeduld harren, zanken, und öfters verzweifeln müßte. Er würde, und zwar mit Recht, von der ganzen Welt und von ſeiner eignen Perſon abgeſchieden zu ſeyn glauben. Heiſet dieſes nicht in der That auſer ſich ſelbſt wohnen, und aus ſeinem Vaterland gehen, wenn man ſich ſolchen Uebungen ergibt, in welchen man gleichſam nur auf der Erden kriechet. Man höret auf, ein Menſch zu ſeyn, und wird geringer als ein Baum, der alle Jahre ſeine treffliche Früchte bringet. Die Aufrichtigkeit, die öfters anfängt bey dem Spielen in Gefahr zu ſtehen, muß zuletzt unterliegen und verſchwinden, um der Liſt und den Kunſtgriffen ihre Stelle einzuräumen. Iſt ſolches nicht ein erſchröcklicher Fall, und wird nicht ein Menſch, der ſein ſelbſt genieſet, dergleichen Ergötzungen, wo die Redlichkeit ſo leicht Schiffbruch leiden kann, als das Feuer meiden.

Anſtatt daß das Spielen nur zur Erquickung des müden Geiſtes Platz finden ſollte, ſo wenden vielmehr die meiſten allen Fleiß darauf. Ereignet ſich in der Zeit, daß man ſpielet, das geringſte Getöſe, ſo wird unvorzüglich die Klage gehöret, daß man in ſeiner Aufmerkſamkeit geſtöret werde. Da inzwiſchen das Spie-

len

len ſelbſt eine immerwärende Störung iſt. Unglückliche Gewinnſucht! eitle Geldliebe! Man nimmt ſich nicht einmal Zeit, von der Arbeit und Sorge, die man in ſeinem irrdiſchen Beruf, um zu gewinnen, anwendet, zu verſchnauben; man laufet vielmehr augenblicklich dem Gewinn auf andre Wege nach, und ſuchet ſich deſſen im Spielen noch mehreren zuzueignen.

Man kann nichts deſto weniger zu Zeiten ſpielen und ſeiner ſelbſt genieſen; allein, ſolche Spiele, bey denen die Gewinnſucht nicht der Antrieb, noch die Zeitverſchwendung der Endzweck iſt. Da unſer Verſtand eingeſchränket iſt, und in ſich ſelbſt keine unendliche Quellen hat, ſo muß er allerdings auf Kleinigkeiten verfallen, wenn er vorher ſtark beſchäftiget war. Wir haben alle nur ein zugemeſſenes Theil von Freude und Munterkeit: die ernſthafteſten Männer in ihren Schriften, ſind öfters die aufgeweckteſten in dem Umgang der Welt; andere, deren Beſchäftigung freudig iſt, ſind in Unterredungen die ernſthafteſten. Die Neigungen der Seelen finden ſich jederzeit wieder ein; denn wir ſollen ſowohl lachen, als ernſthaft nachdenken. Malebranche ſpielte einſt mit einigen Kindern mit Nadeln, und wurde von zweyen Engelländern erblicket, die von London gekommen waren, um ihn zu ſehen. Sie ſagten: “ Wir haben Malebranche in ſei„ nen Schriften bewundernswürdig gefunden; „ er kommt uns nun aber noch weit vortreffli-

„ cher

„ cher vor.“ Sie urtheilten darin ſehr weislich. Sie kannten den menſchlichen Verſtand, deſſen Schwachheit jederzeit merklich iſt, und wuſten, daß dieſe Schwachheit, wenn ſie ſich ſolchergeſtalt beluſtiget, eine rühmliche Einfalt werde.

Die Menſchen, die ſich nicht kennen (deren leider ſehr viele ſind), bilden ſich ein, daß ein Weiſer durch Ergötzung und Kurzweil ſeiner Würde Abbruch thue; er ſoll mit ſtets gerunzelter Stirne ein unaufhörlicher Sittenlehrer ſeyn. Wer ſich aber ſelbſt ergründet, findet leicht, daß der Verſtand ſich zuweilen ausſpanne, und daß kein lieblicherer Anblick ſey, als ein Weltweiſer, der ſeine Zeit in lehren und wohlangebrachtes Lachen einzutheilen wiſſe. Die Seele iſt ganz vergnügt und freudig, daß ſie den Tag mit ſich ſelbſt zugebracht habe; ſie verſetzet ſich demnächſt in die Geſellſchaft andrer, und zeiget da, daß alle Ergötzungen der Leidenſchaften und Sinnen, ihrer Zufriedenheit nicht gleich kommen, und daß diejenigen, die aus natürlicher Eigenſchaft ernſthaft ſind, das gröſte Unrecht haben, wenn ſie der Anblick eines Weltweiſen, der nach ſeinen Umſtänden und mit Ueberlegung freudig iſt, befremdet oder wohl gar ärgert. Es kann gar wohl ſeyn, daß Menſchen, die von häuslichen Angelegenheiten und vielen andern kleinen Geſchäften ganz eingenommen ſind, nie lachen. Da ihr Verſtand keine Arbeit gehabt, ſo bedarf er keiner Erquickung. Er bleibet immer daſſelbige,

nem-

nemlich faſt nichts. Man ſiehet ihn nicht von dem ernſthaften zu dem kurzweiligen übergehen. Er würde in dieſem ſo bekümmert als in jenem ſeyn, weil das Ernſthafte eines ſolchen Geiſtes nur eine gewiſſe Art von Müßiggehen, oder vielmehr ein Mangel der Vorſtellungen iſt.

Sieben u. zwanzigſtes Hauptſtück.

Von Beſuchen.

Die meiſten Menſchen beſuchen einander, entweder aus Eigennutz, oder um müſſig zu ſeyn. Eine allgemeine Zerſtreuung ziehet uns ſtets von uns ſelbſten ab, um uns in die Welt zu verſetzen. Eine Gewinnſucht iſt öfters die Seele unſrer Thaten, und veranlaſſet uns, einen Nachbarn zu beſuchen und mit ihm umzugehen. Wer alſo ſich zu beſchäftigen weis, und keinen andern Ehrgeiz, als ſich ſelbſt zu kennen beſitzet, erſparet ſich viele gefährliche oder überflüßige Beſuche. Der Stolze leget einen Beſuch ab, um geſehen zu werden; der Neugierige um zu hören; der Schwatzhafte um zu reden. Wenn man demnach zur Quelle aller Beſuchen tritt, ſo wird ſich zeigen, daß es nur veränderte Leidenſchaften ſind, die ſich einander nachgehen und vereinigen, um dem verwirrten Haufen von Berichten, Geſchwätzen, Verläumdungen, Eiferſucht, neuen

Geſchichten und Gebräuchen, welcher die ganze Welt eingenommen hat, Vorſchub zu thun.

Da die Menſchen jederzeit ſehr geſchickt ſind, das Anſehen ihrer Eitelkeit zu unterhalten, ſo haben ſie das Mittel erfunden, ſich der Beſuche zur Nahrung ihres Hochmuths zu bedienen. Sie pflegen nur mit denen, die höher und ihnen gleich ſind, umzugehen, es ſey denn, daß ein zeitlicher Vortheil ſie nöthige, ſich zu geringern herab zu laſſen; bey ſolchem Anlaß will man noch wohl niederträchtig und demüthig heiſen. Die Würden oder das Geld erhebet die meiſten Sterbliche. Wer die ausnehmendſten Verdienſte hat, darf ſich keines Beſuchs von ſolchen, die man Vornehme nennet, verſehen. Die Denkungsart vieler Groſen ſtimmet mit ihren Paläſten, Aufzug und Dienern ſo überein, daß ſie das ſchlechte Weſen eines Menſchen, der ohne Pracht und Würden lebet und zu Fuſe gehet, nicht ohne Abſcheu anſehen können. Es ſcheinen zwey Weſen von ganz verſchiedener Art zu ſeyn; als ob ſolche ſchwache zufällige Eigenſchaften, als Reichthum und Ehren ſind, das weſentliche Beſtehen der Menſchen verändern und ihn mehr oder weniger würdig machen könnten. Unſre Seele iſt ganz einfach, folglich iſt ſie nach ihrer Natur keines Zuwachſes oder Verringerung fähig, und ziehet ihre wahre Gröſe allein aus ihrer eignen Geiſtlichkeit. Will man ſie ſchon mit zeitlichen Hoheiten vermiſchen und verwirren, ſo bleibt ſie doch bey dem gröſten

ſten Weltbeherrſcher eben ſo einfach und ſelbſt-
ſtändig, als bey dem ärmſten Taglöhner.
Mit Reichthum hat es ganz andre Bewand-
nis als Tugenden; denn da dieſe ganz geiſtliche
Eigenſchaften ſind, ſo können ſie den Geiſt er-
heben, und dieſem Menſchen vor jenem ge-
gründeten Vorzug geſtatten.

Man urtheilet in unſern Tagen ganz an-
ders. Können wir keine Beſuche erhalten, ſo
legen wir dergleichen bey vermeinten vorneh-
men Perſonen ab, die uns entweder aus Ei-
genſinn oder zu ihrem eignen Vortheil will-
fahren. Gelingt es uns endlich, nach vielma-
liger Weigerung und langem verdrießlichen
Warten, in dem Vorzimmer Gehör zu erlan-
gen, ſo wird uns öfters ſehr unbeſcheiden und
verächtlich begegnet. Eine ſolche eingeſchränk-
te, zerſtümmelte und mehrentheils (aus Furcht
einer lächerlichen Staatsklugheit zu verfehlen)
sich über Kleinigkeiten erſtreckende Unterre-
dung, muß einem Menſchen, der zu denken
pflegt, ein Vorwurf des Mitleidens ſeyn. In-
dem ſie ihre Hoheit anrühren, findet man ſie
ſo klein und niedrig, daß man ſich ſelbſt in der
That dafür Dank weis, wenn man ihnen in
nichts ähnlich iſt. Wenn mehrere Menſchen
in der Welt gefunden würden, die ihres eig-
nen Weſens zu genieſen wüſten, ſo würde man
dergleichen eingebildete Groſen ihrem eignen
Wahn und dem Spiegel, als ihrem nöthig-
ſten Gefährten, um ihre liebliche Geſtalt und
ſchöne Kleider zu betrachten, überlaſſen. Wie
viele

viele ſind aber, die der Kunſt des Selbſtgenuſſes nur halb verſtändig, und wie viele, die ſich als Weltweiſe angeben, ſiehet man täglich in den Paläſten und Vorzimmern der Groſſen. Solche vermeinte Weiſen ſind thörigt genug, zu glauben, man bemerke ihre Abweſenheit, da doch die Welt unſrer gerne vergißt, wenn wir ihrer nur vergeſſen. Man muß ſich ſehr wenig kennen, wenn man das Vorurtheil von ſich heget, daß man der menſchlichen Geſellſchaft unentbehrlich ſey, und ſich eine ſo genaue Ordnung der Beſuchen vorſchreibt, als einen Kalender.

Wenn der Menſch ſeine eigne Gröſe kennte, ſo würde er weit mehr bey ſich ſelbſt einkehren; er würde aus ſeiner eignen Fähigkeit einen unerſchöpflichen Schatz der Betrachtungen hervorziehen; er würde gleichſam der Gottheit nachzuahmen ſuchen, deren wahres Ebenbild er iſt; er würde von den Geſchöpfen, die ihn umgeben, unabhänglich zu leben wiſſen. Unſre flüchtige und betriegeriſche Sinnen aber, ziehen uns von uns ſelbſt, von dem das wir ſind, und von dem das wir können ab. Sie laſſen ohne Unterlaß, durch unſre Augen und Ohren, die Zerſtreuung der Welt in uns dringen, und prägen ſolche unſern Herzen ein, ſtatt der Ruhe, die in demſelben herrſchen ſollte. In ſolcher Bewegung und Unruhe fliehen wir uns ſelbſt; wir gehen andern nach, um unſrer zu vergeſſen. Das einzige Mittel, um glücklich zu leben, iſt, daß wir unſre Sinnen in eine

genaue Uebereinſtimmung mit der Seele verfaſſen, und ihnen beyderſeits ſo viel einraumen, als das Maas ihres Bedürfens erfordert. Die Seele liebet Betrachtung; die Sinnen Unterredung: die Seele will bey ſich ſelbſten bleiben; die Sinnen mit andern Gemeinſchaft haben. So ſind Beſuche und Einſamkeit die rechte Mäſigung, die dem Menſchen geziemet; die ihn in Stand ſetzet zu überdenken und zu reden; ſich ſelbſt und andre zu kennen.

Die Aufrichtung der Städte iſt zugleich die Stiftung der Beſuchen; da die Menſchen ſich zuſammen niederlieſen, ſollten ſie nicht weniger eine ehrbare Gemeinſchaft unter einander wahrnehmen. Ein Bär müſſe in ſeiner Höle bleiben, und dennoch gehet er, bey ſchönem Wetter, und wenn er andre Thiere ſeiner Art wahrnimmt, heraus. Würde es alſo nicht um ſo vielmehr ſeine menſchliche Natur verläugnen heiſen, wenn man der Aufnahme der Beſuchen widerſprechen wollte. Es würde weit beſſer ſeyn, zeitlebens einſam zu bleiben, als andre zu beſuchen, um nur die Zeit zu verſchleiſſen, ſeinen Nächſten zu verleumden, zu zanken, oder immer zu ſpielen. Wenn man ſeinen Nachbarn oder Freunden nur ſeine murriſche Gemüthsbeſchaffenheit oder Unbeſcheidenheit aufweiſen kann, ſo würde es weit beſſer ſeyn, allem menſchlichen Umgang zu entſagen. Es würde vielen Weibsperſonen noch einigermaſen anſtändiger ſeyn, daß ſie den ganzen Tag mit ihrem Hausgeſinde zanken, und die Zeit mit

dem

dem Hund oder Katze zubrächten, als daß ſie ſich des Amts öffentlicher Tadlerinnen, alles deſſen ſo andre thun, anmaſen, und ſolches nach dem Maasſtab ihrer Bosheit abmeſſen. Man findet aller Orten dergleichen unbarmherzige Schwätzerinnen; ihre Zungen ſind ärger als Schlangenzungen, und verletzen alle abweſende. Sie ſind eiferſüchtig, und ſehen öfters andre ihres Geſchlechts für Buhlerinnen oder böſe Weiber, als ihrer Eigenſchaft an; ſie eignen dieſen die heßlichſten Abſichten zu, und meſſen den unſchuldigſten Schritten die ſchändlichſten Abwege bey. So ſuchet die Eigenliebe uns wenigſtens fürchterlich zu machen, wo wir durch ſie nicht liebenswürdig ſeyn können. Die Weltmenſchen leſen gewöhnlich keine andre Bücher, als die Thaten ihres Nächſten: ſie durchblättern ſolche mit der gröſten Aufmerkſamkeit, und machen darüber eine Auslegung, die mit ihrer Art zu handeln vollkommen übereinſtimmt, ſo daß man in den Anmerkungen, die man über ſeinen Nächſten macht, mehrentheils ſeine eigne Abſchilderung hervorbringt. Bey wie vielen Beſuchen findet man nicht Leute von dieſer Art? Betrüger, Lügner, und ſtets auſer ſich ſelbſt, ohnangenehme Menſchen, die einem Weiſen alle Geſellſchaft auf immer eckelhaft machen können.

Es iſt leicht, dergleichen traurigen Zuſtand der menſchlichen Geſellſchaften zu beſtimmen, und alle Thorheiten und Eitelkeiten, mit denen man ſich zu unterhalten pfleget, auch aufs

zukünftige vorher zu ſehen. Ein jedes Jahrhundert hat ſeinen zugemeſſenen Theil von Verſtand, und kennet deſſen Werth, wenn man bey ſich ſelbſten wohnet. Die Kunſt, die Welt und ihre Gebräuche zu kennen, iſt kein Geheimnis. Kann ſich ein Weltweiſer öfters davon keine Vorſtellung machen, ſo lieget es nur daran, daß er nicht gleichſam auf der Erden kriechen kann, wie die Welt, die durch Kleinigkeiten und Nichtswürdigkeiten die Vernunft in Aufruhr und Unordnung bringt.

Wenn man alſo nur ſelten Geſellſchaften beywohnen kann, ſo verlieret man dabey nichts, ſondern gewinnet im Gegentheil. Man erſparet ſich den kleinen Verdruß, daß man ſich öfters ungereimt anführen, übel auslegen und erklären laſſen muß. Wir nennen es einen kleinen Verdruß; denn das Urtheil der Welt iſt von ſo wenigem Werth, daß ihre Geſpräche und Kurzweile in der That nichts mehr, als eine allgemeine Verachtung verdienen. So viele zerſtümmelte und ungereimte Geſpräche, unanſtändiges Lachen, kindiſche Neuigkeiten, verdrießliche Wiederholungen, ungeziemende Verleumdungen, ſind die Früchte ſo mancher Beſuchen. Wenn man ſeines Weſens genieſet, ſo wird man ſich dafür hüten, daß man dergleichen Erndte nicht in andern Häuſern zu ſammeln ſuche. Es iſt eine unnütze Arbeit, wenn man bey thörigten Menſchen einen Beſuch ableget. „Wenn ich einen Narren ſe„hen will, ſagte der weiſe Seneka, ſo be„trachte

„ trachte ich mich ſelbſt, da ich überzeuget bin,
„ daß wir alle eine uns eigne Thorheit haben.“

In unſerm Herzen müſſen wir öfters zuſprechen, und in das Heiligthum unſrer Seelen dringen. Wenn wir unſre Einbildungen, unſer Verlangen, unſre Gedanken ergründen, ſo werden wir ſie von weit höherem Werth finden, als alle Urtheile der Welt, die jederzeit unbillig, unruhig und aufrühriſch ſind; die nur zu unrechter Zeit, nichtswürdig und unordentlich denken und verlangen. Man verlieret ſich in ſeinen eigenen Meinungen, und gewöhnet ſich unvermerkt, der Wahrheit nicht mehr Gehör zu geben, anſtatt daß man ſolche in ſich ſpüren, ſchmecken, und an derſelben ſeine Luſt finden ſollte. Die herrlichſten und angenehmſten Beſuche und Geſellſchaften, die man nur erſinnen möge, werden nie eine ſo reine und ruhige Freude verurſachen können, als man in der Einwohnung ſeiner ſelbſt findet. So bald der Menſch ſich von ſich ſelbſt abziehet, und an andre Weſen auſer ſich hänget, ſo lebet er auch nur auſer ſich und nie in ſich ſelbſt, und ſein ganzes Glück hänget von denen ab, in welchen er beſtehen will. Sind dieſe durch Abweſenheit oder Tod ihm entriſſen, ſo iſt der, ſo ſich vorher glücklich ſchätzte, ſich ſelbſt zur Laſt; er fliehet ſich und ſuchet ſich abermal eine fremde Geſellſchaft.

Wie herrlich iſt es, wenn man ſich ſeinem eignen Weſen gefällig erweiſet; nicht aus Eitelkeit,

telkeit, ſondern aus Erkenntniß ſeiner Würdigkeit, aus Hochachtung für ſein eignes Beſtehen, welches als geiſtlich, unſterblich und Ebenbild GOttes, alle eingebildete Hoheiten weit übertrift. Man wird zwar den Augen der Welt lächerlich, die nur mittelmäſige und zerſtreute Menſchen ſehen will; man hat aber dahingegen das Vergnügen und den Vortheil, ſeines Weſens zu genieſen, und ſich ſtets in dem Irrgarten, wo andre ſich verirren, wieder finden zu können. Dahin zielet doch gewöhnlich unſer Betragen und unſre Beſuche. Wir laufen, wir ermüden uns, und können keinen Ausgang finden, um uns von uns ſelbſt los zu reiſſen, und zurück gehen zu können.

Acht u. zwanzigſtes Hauptſtück.

Von Spatzierengehen.

Nach der gewöhnlichen Art der Weltmenſchen ſpazierengehen, iſt eigentlich nichts mehr als einen Schritt nach dem andern thun. Als ein Weltweiſe ſpatzieren, heiſet hingegen, ſeinen Geiſt ausbreiten, nach Masgabe der Erweiterung des Gangs; die Wirkungen der Natur überdenken; ſeine Gedanken bey dem Anblick der Blumen und Bäume, die das Feld zieren, beluſtigen; um ſich her und unter ſeinen Füſen eine Welt von

von Ungeziefern betrachten, die unſrer ganzen Aufmerkſamkeit würdig iſt.

Der Reichthum, welchen das allerhöchſte Weſen über den Erdkreis ausgeſchüttet hat, und deſſen Schönheit ſich nach Abwechſelung der Jahreszeiten verändert, erlaubet dem Menſchen nicht über ſolche Vorwürfe gleichgültig zu bleiben. Das Licht, welches in der Luft wohnet, der Staub, der über dem Felde lieget, der Thau der ſich jeden Morgen in Rubinen und Saphiren auflöſet, das Waſſer, welches aus dem Innerſten der Erden hervorquillet und ſich durch die Hölen der Thäler krümmet, ziehen die Betrachtung eines nachdenkenden Menſchen an ſich; dahingegen ein jeder, der nur aus Fleiſch und Blut beſtehet, ſolche Vorwürfe gleichgültig und ohne einen Blick darauf zu werfen, übergehet. Wie viele zertretten mit ihren Füſen die herrlichſten Wunder ohne darauf zu merken. Sie ſind den Götzen gleich, die Augen haben und nicht ſehen, die Ohren haben und nicht hören. Die Sonne kommt ihnen als ein zufälliges Licht, oder als die Arbeit eines gemeinen Werkmeiſters vor. Das Meer, welches in ſeine Grenzen eingeſchloſſen iſt, kann ihre Verwunderung nicht erwecken. Sie ſchämen ſich noch, andre Dinge als nur das Gold, Silber und andre Abſchriften der Natur die ſie entwerfen können, zu bewundern, und ahmen darin den Kindern nach, die ein falſches Flittergold den gründlichſten und richtigſten Schönheiten vorziehen.

Sie kommen in die Welt und wandern in derſelben herum, ohne einmal derſelben äuſere Schale aufgedeckt zu haben. Alles iſt ihren Augen ein Rätſel: ſie ſind dem, was ſie ſehen ſo fremd, als dem, was ſie ſelbſten ſind; ſie leben und ſterben, faſt wie die Thiere.

Man fordert keineswegs, daß alle Menſchen in der Naturkündigung erfahren ſeyn ſollen: wie viele Naturkündiger genieſen ihrer ſelbſt nicht; die berühmteſten haben ſich öfters vergangen. Doch iſt es gewiß, daß man bey der Anſicht der Geſchöpfen, ſich zu dem Schöpfer erheben, und wenigſtens die Ausfertigung und Ordnung dieſes Weltgebäudes bewundern müſſe, wenn man gleich deſſen Grundriß und Einrichtung nicht entdecken kann.

Die Erde iſt ein köſtliches Buch, in welchem man die Gröſe der göttlichen Wunder, und die Vortrefflichkeit ſeiner Abſichten und Werke leſen kann. GOtt hat ſeine Herrlichkeit ſelbſt auf dem geringſten Sandkorn, ſo man mit Füſen tritt, entworfen. Er hat gewollt, daß unter allen Geſchöpfen keines mit dem andern eine vollkommene Aehnlichkeit habe, und daß in der Welt keine zwey Erdſtäublein noch zwey Tropfen Waſſer einander ganz gleich ſeyen. Er hat gewollt, daß das kleineſte Thier eine eben ſo richtige Leibesgeſtalt habe, als der Menſch ſelbſt, und daß der Umlauf des Geblüts jenem mit dieſem gemein ſey. Er hat gewollt, daß die Wieſen und Wälder mit der Farbe überzogen ſeyen, die dem Auge am lieb-

lieblichſten iſt, und daß ein jeder Baum in ſich die Eigenſchaft habe, ſich in Knospen, Blüte und Früchte vergeſtalten zu können.

Alles dieſes erweget man, wenn man als ein Weltweiſer ſpatzieret. Es iſt nicht nöthig unſre Väter zu fragen, um dergleichen Wunder zu erfahren. Wo wir nur die geiſtliche und leibliche Augen öffnen, ſo zeiget ſich uns dieſes ganz deutlich; der einzige Vortheil, daß man ohne viele Mühe, an das ganze Weſen überhaupt denken kann, und ſich von allen lebendigen Geſchöpfen, ausgenommen von ſich ſelbſt nicht, abſondern könne, ſollte uns einen Spatziergang ſchon als den Anlaß zu dem reinſten Vergnügen angenehm machen. Um uns hierin deutlicher zu erklären, ſo ſagen wir, der Menſch kann, wenn er will, ſich von den Sinnen und der Welt abziehen, und nur überhaupt an das, was weſentlich beſtehet, denken, ohne einen beſtimmten Vorwurf zu haben; dann iſt er gleichſam in einer Unwiſſenheit in Anſehung aller Geſchöpfen, die in ſeinen Augen ſind, als wären ſie nicht. Er denket auf alles, und es kommt ihm vor, als denke er auf nichts. Eine ſolche Beſchaffenheit, die uns gegen allen Reichthum, Ehren ja ſelbſt gegen unſern eigenen Leib, ganz gleichgültig macht, läſſet ſich bey einem Spatziergang beſſer, als ſonſt irgendwo, verſpüren. Man ſiehet alle Vorwürfe zerſtreuet und gleichgültig an. Man gehet, ohne zu denken, daß man gehe. Man öffnet die Augen, ohne zu bemerken,

daß

daß man Augen habe. Man überläßt ſich ohne Hinderung dem Vergnügen ſich zu empfinden; man beſtehet, und dieß iſt alles.

Eine ſolche Stellung der Seele wird ohne Zweifel vielen mährhaft vorkommen: man iſt ſo ſehr in die Sinnen verſunken und von dem körperlichen eingenommen, daß ſehr wenige ſich in die Verfaſſung ſetzen, daß angeführte verſpüren zu können. Es ſcheinet in der That man habe ſein ganzes Weſen von einer ſinnlichen Empfindung entlehnet, und alles, was nicht ſinnlich, habe in ſich kein weſentliches Beſtehen. Nach dieſem Lehrgebäude, welches von der Unwiſſenheit und Zerſtreuung hergeleitet wird, würde unſre Seele nur ein Geſchmack, ein Ton, ein Geruch ſeyn, wie vor einigen Jahren ein gewiſſer ausſchweifender Schriftſteller vorzugeben keinen Scheu getragen (1).

Man ſage indeſſen, was man wolle; man denke nur halb oder gar nicht, ſo bleibt es nichts deſtoweniger unſtreitig, daß unſre Seele uns ganz eigen ſey, wenn wir derſelben aufrichtig genieſen wollen, und daß ſie bey einem Spatziergang uns zu dem Ende begleite, damit ſie uns unterweiſe, wenn wir ihrer Stimme Gehör geben wollen. So ſehen wir die gelehrteſten Männer das Spatzieren ausnehmend lieben, ſich darin mehr als irgend anders vorzüg-

(1) In einer Ausgabe unter der Aufſchrift: l'homme machine.

zuglich ergötzen, und entweder ihnen neues Licht aufgehen, oder ſich ſo vortrefflich unterhalten, daß diejenigen, die ihnen begegnen, gleichſam entzuckt werden.

Wenn man in Geſellſchaft mit andern ſpatzieret, ſo liefert ſolches eine andre Art der Luſt aus, bey welcher man ebenfalls nicht gleichgültig ſeyn kann, woferne man ſich ſo wohl zu unterreden, als zu denken, weis. Etliche Seelen vereinigen ſich zuſammen, und theilen ſich ihre Vorſtellungen mit: ſie löſen Zweifel auf; ſie verbeſſern Urtheile; ſie reinigen Meinungen. Wir müſſen hierin den Franzoſen Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, die von je her dergleichen geſellſchaftliche Spatziergänge geliebet, da der Geiſt ruhig und vergnügt iſt, und ſich ohne Zwang ergötzet und aufſchlieſet. Wenn man nur ſpazieret, um zu gehen, ſo ahmet man gewiſſermaſen nur einem Ochſen nach, der mit langſamen Schritten eine Furche bahnet. Eine denkende Seele muß das Vergnügen ihrer Erquickungen empfinden und kennen; ſie muß darüber ſowohl ſich ſelbſt, als andern Rechenſchaft geben können.

Neun u. zwanzigſtes Hauptſtück.

Von der Jagd.

Vielleicht haben wir unrecht, daß wir von einer ſo nichtswürdigen Beluſtigung als die Jagd, in einem ſolchen Werk,

als

als der Genuß ſeiner ſelbſt iſt, reden. Da aber dieſes Vergnügen die Beſchäftigung ſo vieler unterſchiedlicher Menſchen geworden, und überdas, wenn es mit nöthiger Mäſigung wahrgenommen wird, nützlich ſeyn kann; ſo haben wir es für dienlich erachtet, ſolche mit einem Wort zu berühren. Der Menſch, der unſterblich erſchaffen, und zum König der Thieren beſtellet iſt, muß ſich ohne Zweifel von den vierfüſigen und fliegenden Thieren unterſcheiden. Wie ſehr iſt es aber zu befürchten, daß man ſich mit dergleichen vermenge, wenn man den ganzen Tag jaget. Man wird ſo dann, gleich dieſen Thieren, durch einen gewiſſen Antrieb fortgezogen; man laufet von einer Ebene zur andern, bis daß man ſeine Beute findet, ſeine Abſicht darauf richtet, und ſich derſelben bemächtiget. So bringet die Spinne ihr Leben damit zu, daß ſie die Mücken in ihr Gewebe verſtricket, mit dem Unterſcheid, daß dieſe Uebung ihr zum Unterhalt nöthig iſt, der Menſch hingegen des Jagens in dieſer Abſicht nicht bedarf.

Da uns die Natur ſo weit erniedriget hat, daß wir genöthiget ſind, uns nach einer viehiſchen Art zu ergötzen, um unſre Kräfte und den Geiſt aufzumuntern; ſo handlen wir nicht vernünftig, wenn wir in dieſer Erniedrigung die vorgeſchriebene Gränzen überſchreiten. Je mehr man eine Uebung, die den Verſtand erſtarret hält, abkürzet, je mehr Menſch wird man ſeyn. Wir ſehen auch diejenigen, die

ſich ſelbſt und ihren eignen Werth kennen, nur manchmal und auf kurze Zeit auf die Jagd gehen.

Die Einſamkeit iſt ohne Zweifel die geſchickteſte Gelegenheit, uns unſrer ſelbſt zu erinnern; die Einſamkeit hingegen, die durch Verfolgung eines Thiers ſtets unterbrochen wird, welchem wir mit gröſtem Eifer nachſtreben, iſt die ärgſte Ausſchweifung des Geiſtes. Die Gedanken werden von ſo vielen und ſo verſchiedentlichen Vorwürfen durchſtrichen, daß man ſeines Denkens ſelbſt nicht gewahr wird. Welch ein empfindlicher Schmerz iſt dieſes vor ein vernünftiges Weſen, welches kein andres Vergnügen als der Ueberlegung kennet. Ein Weltweiſer gehet dann nur auf die Jagd, wenn er, von vielem denken ermüdet, ſeinen Geiſt ausſpannen, und gleichſam verjüngern will, um zu neuen Betrachtungen deſto geſchickter zu ſeyn.

Wenn unſer Leib durch die Zerſtreuung des thieriſchen Geiſtes, und durch das in ſtetem Sitzen zugebrachte Leben ganz abgemattet iſt; ſo thut ſich die Seele, in ſo weit ſie von dem Leib abhanget, durch dergleichen ſtärkende Uebungen beſonders gütlich. Es iſt gleichſam eine Auferſtehung, worin man den Bäumen ähnlich wird, die ſich im Früling wieder erneuern. Es iſt darum befremdlich, daß das Mallie- und Ballſpiel oder Wettlaufen nicht mehr ſtark üblich ſind. So lang dieſe mehr gebräuchlich waren, ſahe man durchgehens

hens weit ſtärkere Leibesbeſchaffenheit, da hingegen es itzt weit mehreren an Muth und Kräften fehlet. Bey der mittelmäſigſten Ermüdung fällt man faſt in eine Ohnmacht, und kann ſich nicht ohne groſe Mühe erholen.

Müſſen wir dann ſtets ausſchweifen, und können wir nie die Mittelſtraſe halten, welches die Eigenſchaft der Weltweiſen iſt? Wir machen entweder unſerm Leib gar keine Bewegung, oder wir übertreiben ſolche unmäſig. Wir wiſſen die Kunſt nicht, mit unſrer Zeit ſo zu wirthſchaften, daß wir beydes die Pflichten gegen die Seele und gegen den Leib erfüllen können. Wir ſind öfters ſo unbändig, als die Thiere ſelbſt, die wir auf der Jagd verfolgen; wir kennen nur dadurch unſer Beſtehen, daß wir laufen, eſſen und trinken. Kehreten wir in unſer eigenes Innerſte zurück, ſo würden wir überzeugt werden, daß der Menſch nur zu Erquikung recht habe, wenn er gearbeitet hat. Die Natur läßt uns dieſes ſelbſt deutlich ſpüren: denn alle Ergötzungen, ob ſie gleich die angenehmſten wären, werden uns eckelhaft, wenn wir ſie zur unrechten Zeit genieſen, und aus denſelben unſre immerwährende Beſchäftigung machen. Aus dieſer Urſache wird öfters den Groſen, die ſich am meiſten beluſtigen wollen, alles, und weit mehr als andern, verdrießlich.

Drey-

****

Dreyſigſtes Hauptſtück.

Von der menſchlichen Geſellſchaft.

Der Geiſt verwirret ſich in Eigenſinn und Geſchmack, in Tugenden und Laſter, in Worten und Lachen, in ſeltſamen und neuen Gebräuchen, in Freude und Verdruß, welche die Geſellſchaft ausmachen, ſie in Bewegung ſetzen, und als den merkwürdigſten und wichtigſten Anblick darſtellen. Ein jeder iſt dieſer Geſellſchaft, nach dem Maas ſeines Vorzugs und Fähigkeiten, einen Zins ſchuldig. Sie iſt ein unermeßliches Meer, in welches alle Ströme und Bäche abflieſen; ein Körper, dem alle Glieder dienen ſollen. Wir ſind ſo viel Puls- und andre Adern, die ihm das reinſte Geblüt zuführen; und ſo wie man deſſen in einem Menſchen viele Zweige und Röhren findet, die ſich bis in den Kopf ausbreiten, ſo findet man in der allgemeinen Geſellſchaft eine unzählbare Menge ſolcher Perſonen, deren Gedanken und Werke zu dem gemeinen Beſten abzielen.

Niemand in der Welt kann ſich ſeiner ſchuldigen Pflichten gegen dieſe Geſellſchaft entziehen. Der Einſiedler, der ſich von dem Wohlſtand, den ſie erfordert, befreyet, und andre Gebräuche und Sitten annimmt, muß ſie durch ſeine gottſelige Seufzer unterſtützen, und

ſelbſt aus ſeiner Einſamkeit hervorgehen, wo es die Noth ſeiner Brüder erfordert. Die Geſellſchaft iſt kein ſeltſamer Zuſammenhang, der zufällig, oder durch Eigenſinn oder Verdrießlichkeit entſtanden; GOtt ſelbſt iſt ihr Urheber: wer ſie haſſen oder verachten wollte, würde die göttliche Ordnung umſtoſen. Wollen gleich ausſchweifende Schriftſteller die Menſchen zu dem Stand der Thiere herunter bringen, und ſie auf das Feld zum Gras abweiden verweiſen; ſo bleibt es jederzeit gewiß, daß die göttliche Vorſehung gewollt, daß wir beyſammen wohnen, und in einer abhänglichen Beziehung des Dienſtes und der Bedürfniſſen auf einander leben ſollen.

Doch dieſer göttliche Wille wird nicht ſchlechterdings mit unſrer Gegenwart ausgeführet, wenn wir es daran genug ſeyn laſſen wollten, daß wir in dieſer Welt, die uns umgiebet, wallen. Unſre Pflicht iſt, daß wir uns ſuchen in ſolche Verfaſſung zu ſetzen, um uns durch unſre Fähigkeit wechſelsweiſe dienen zu können. Mögen die Kräfte unſres Geiſtes nicht zureichen, ſo müſſen wir die leibliche Arbeit in Nachtwachen und Mühe anwenden. Wir irren uns gar ſehr, wenn wir nach eigenem Gefallen ſtudiren oder arbeiten zu dürfen, glauben. Das gemeine Weſen hat auf einen jeden unter uns und unſre Arbeit Anſpruch, und wir machen uns einer ſträflichen Verlezzung der menſchlichen Geſellſchaft ſchuldig, wo wir ihr unſre Dienſte weigern. Man leget

get aber dergleichen Dienſte ſehr zweydeutig aus. Wer ſich nicht allen Nichtswürdigkeiten der Welt überläßt, den ſiehet man als einen Feind des gemeinen Weſens an; man glaubet, durch verſtellte Beſuche und überläſtige Unterredungen das gemeine Beſte zu befördern.

Es iſt ſelbſt eine Naturgabe, daß man zu rechter Zeit überdrüßig ſeyn könne, und es ereignen ſich in dieſem Leben manche Gelegenheiten, da man dergleichen Mißvergnügen ergeben ſeyn ſoll; und da es ſogar ein Verdienſt wird. Iſt es aber darum nöthig, daß man in den groſen Haufen nichtswürdiger Menſchen, deren unſre Städte voll ſind, ſich eindringe, und ſeine Zeit in dem unaufhörlichen Ab- und Zufluß der Lügen und Kleinigkeiten zubringe? O nein! darin verdienet die Welt kein mehreres Anſehen, daß ſie ſich verſammelt. Die Geſellſchaft beſtehet jederzeit, unabhänglich von den eitelen Zuſammenkünften. Was würden wir, wo ſie darin beſtünde, anders finden, als Leidenſchaften die ſich bekriegten, Lobeserhebungen der Eitelkeit, wütende Begierden zum Vergnügen, Grundſätze die der Religion gänzlich zuwider, übermäſige Schmeicheleyen, zweydeutige Reden, gottloſe und betriegeriſche Geſpräche, erſchröckliche Zerſtreuung, übertriebenen Pracht, ſchändlichen Eigennutz, immerwährendes Spielen, abſcheuliche Verläumdung und grauſame Eiferſucht? Dieß ſind die Früchte ſo mancher Zuſam-

ſammenkünften, wo man ſich mit Spielen und Schwätzen unterhält. Man redet von nichtswürdigen Dingen: man tadelt ſeinen Nächſten; man ſpottet der Wahrheit, und verſtellet die Freundſchaft. Wir müſſen alſo ohne Scheu geſtehen, daß die Liebhaber der menſchlichen Geſellſchaft nicht verbunden ſind, dergleichen Zuſammenkünften beyzuwohnen; daß alle die, ſo ſich ſolchergeſtalt verſammeln, nicht unter die Zahl der Weiſen gezählet werden können.

Wenn es, um zur allgemeinen Wohlfarth etwas beyzutragen, nur darauf ankäme, daß man ſeine Geſtalt und ſchöne Kleider aufweiſet, ſo würden alle, die den Vorzug der Pracht und des Reichthums haben, die geſellſchaftlichſten ſeyn. Der geſellſchaftliche Geiſt iſt es vielmehr und nicht die Perſon, der in dem Umgang dieſes Lebens nöthig iſt. Beſitzet man dieſen Geiſt, ſo kann man mit den Weinenden weinen, mit den Lachenden lachen, mit den Unbeſchäftigten ſich die Zeitlang werden laſſen, die Ueberläſtigen erdulden, und, mit einem Wort, allen alles ſeyn. Man weis ſeine Geſpräche nach Masgab der Perſonen, mit welchen man ſich unterhält, abzumeſſen; mit groſen Geiſtern ſich zu erheben, mit geringern zu kriechen; mit Kindern zu ſtammeln, mit Männern zu reden; zu rechter Zeit zu ſchweigen; den Geiſt anzuſporen, und anſehnlich zu machen; ſich nach den Umſtänden einzufinden und zu entfernen. Dieß ſind die

Pflich-

Pflichten der Geſellſchaft; die aber leider ſehr wenig vollzogen werden. Wie wenig unterhält man ſich mit einem Mönchen von den Gebräuchen ſeines Ordens; mit einem Kriegsmann von Feldſchlachten und Belagerungen; mit einem Staatskündiger von der Regierung des Landes; mit einer obrigkeitlichen Perſon von der Wiſſenſchaft der Gerichtsſtube; mit einem Kaufmann von der Handlung; mit einem Reiſenden von den Ländern, die er durchwandert hat. Die Ordnung iſt umgeſtoſen. Man redet mit einem Mönche von dem Vergnügen der Welt; mit einem Soldaten vom obrigkeitlichen Stande; mit einem Weltweiſen von neuen Gebräuchen; mit einer Weibsperſon von der Gottesgelehrtheit; mit einem Naturkündiger von der Dichtkunſt, und endlich mit jederman von nichtigen Dingen. Heiſet es nicht in der That Worte verlieren und verderben, wenn man ſie ſo ungereimt anbringt? So viele Menſchen kommen uns darum als dumme vor, weil ſie dieſes Geiſtes der Geſellſchaft ermangeln. Ein jeder unter uns hat ſeine finſtere und heitere Seite; da wir nicht allgemein und an allen Orten zugleich ſeyn können, ſo kommt es darauf an, daß wir uns nach unſerm Vortheil niederlaſſen. Das ſchönſte Gemälde in der Welt verlieret ſeine Zierlichkeit und Glanz, wenn es nicht in gehörigem Tagelicht betrachtet wird.

Die Eigenliebe, die jederzeit aufmerkſam iſt ſich alle Umſtände zu Nutz zu machen, hat

ſich ſolcher ungereimter Fragen, und unzeitiger Unterredungen wohl zu bedienen gewuſt. Denn wie viele Menſchen, die ſtumm ſeyn ſollten, wo es Dinge, die ihre Erkenntniß überſteigen, betrift, reden und urtheilen mit aller Verwegenheit. Die Unordnung zu Babel war nicht ſeltſamer als die, welche in unſern Tagen in der menſchlichen Geſellſchaft herrſchet. Der Einſiedler redet von Schauſpielen; die Weiber von der Gottesgelehrtheit; die Handwerksleute von der Staatskunſt. Man waget lieber die ſonderbareſten und ausſchweifendſten Meinungen, als daß man ſeine Unfähigkeit eingeſtehen wollte; man rennet in den verwirrteſten Irrgarten, aus welchem man nicht ohne den niederträchtigſten Scherz oder Streit entkommen kann.

Wenn die menſchliche Geſellſchaft ihre Geſetze recht wahrzunehmen wüſte, ſo würde ihrer Verfaſſung an Schönheit nichts gleich kommen. Die Kinder würden ihren Vätern gehorchen, die Weiber ihre Männer lieben, die Knechte ihren Herren treue Dienſte leiſten, die Jugend würde die Alten ehren. Man würde niemand verachten, ſich einander aus Grund des Herzens lieben, ohne Zinſen leihen, den Elenden aufhelfen; ein jeder würde ſeine Stelle warnehmen, ſeine Naturgaben in Uebung bringen, und nur von ſolchem reden, das er kennet. Eine bürgerliche Perſon würde keine Fürſtin, ein Unwiſſender keinen öffentlichen Lehrer vorſtellen wollen. Alles

wür-

wurde wahrhaftig und bewunderns würdig ſeyn.

Hieraus wird nun deutlich zu ſchlieſen ſeyn, wie höchſtnöthig der Genuß ſeiner ſelbſt iſt, um die Zuſammenſtimmung der menſchiichen Geſellſchaft zu unterhalten. Die Leidenſchaften überſchreiten die Grenzen, weil man ſie nicht weis im Zaum zu halten. Wie kann eine Welt, die aus Menſchen zuſammengeſetzt iſt, in Ordnung beſtehen, da ein jeder Menſch in Unordnung lebet? Wir übertragen unſern Brüdern die Laſter, die in uns herrſchen; und da wir in uns ſelbſt keine Unordnung erkennen, indem die Seele nicht mehr zu gebieten hat als die Sinnen, ſo wollen wir in der allgemeinen Geſellſchaft eben ſo obrigkeitlos bleiben. Wir wollen die Wiſſenſchaften nach unſerm Eigenſinn behandeln, und die Meinungen derer verachten, die durch ihren Fleis und Fähigkeit uns unterweiſen können und ſollen. Wir wollen die Religion beurtheilen, und das Joch, ſo ſie uns aufleget, abſchütteln. Wir wollen es durch den Pracht unſern Oberherrn gleichthun, und alle Stände vermengen. Dadurch wird die Geſellſchaft eine Verſammlung von Räubern (1), und wir ſind Störer der allgemeinen Ruhe. Wir werden den Erdbeben gleich, die ganze Stä-

(1) Wenn nemlich Geringere den Vornehmen an Pracht ähnlich ſind, ſo berauben ſie ſolche der äuſerlichen Unterſcheidung ihres Vorzugs.

de umkehren, und die man als die erſchröck=
lichſten Plagen befürchtet.

Die Ausſchweifung des Bayle ging ſo weit, daß er eine Geſellſchaft von Gottesver=
leugnern beſtehen zu können unterſtellte, die fähig wäre, alle Tugenden zu beſitzen. Wir ſetzen dieſe thörigte Meinung beyſeite, und ſtellen uns eine Gemeinde vor, die nur aus ſolchen Menſchen beſtünde, die ihres Weſens genieſen. Dieß würde ohne Zweifel ein Vor=
geſchmack des Himmels ſeyn. Man würde kein Klagen noch Murren hören; einer würde dem andern durch eine mehr als menſchliche liebreiche Zärtlichkeit zuvor kommen; man würde nur eine grosmüthige und mitleidige Seele wirken laſſen. Man würde ſeinen Geiſt nur nach geiſtlichen Gütern erheben, und den Leib der Dienſtbarkeit zu unterwerfen trachten; nie würde man ſich die Zeit lang währen laſſen, in allen Stunden und Tagen würde der Geiſt in Gleichheit ſtehen; man würde ſich darin ergötzen, daß man in und bey ſich wohnen könne; man würde die reine Wahrheit in lehrreichen Unterredungen aus=
breiten. Ja, mit einem Wort, man wüſte zu leben und zu ſterben.

Dieſe zwey Pflichten machen die ganze Ge=
ſellſchaft aus. Wer dieſe erfüllet, iſt GOt=
tes und der Menſchen Freund. Wenn aber an der einen Seite wenige ſo zu leben, nemlich die Zeit wohl und zu nützlichen Werken anzu=
wenden wiſſen, ſo ſind an der andern Seite

noch

noch weit wenigere, die zu ſterben wiſſen. Indeſſen ſind wir der menſchlichen Geſellſchaft den Ruhm, erbaulich und wohl zu ſterben, ſchuldig, und wir beleidigen ſie auf das empfindlichſte, wenn wir als Gottloſe und Laſterhafte dahin fahren.

Wie wenige kennen die Eigenſchaft dieſer Pflichten gegen die allgemeine Geſellſchaft. Denn, entweder vermenget man ſie mit einem gemeinen Weſen, dem man nur einige äuſerliche Geberden ſchuldig, oder man ſiehet ſie als aus ihren eignen Urſachen beſtehend an, denen man nichts ſchuldig iſt. Der Weltweiſe hingegen, der jederzeit den Grund einer Sache erweget, ſiehet die Geſellſchaft, wo ſie iſt, und hält ſie ſeiner Treue und Pflicht, ja aller ſeiner Aufmerkſamkeit würdig. Er weis, daß die Würde eines Mitbürgers der Welt, ihn in Anſehung aller Völker empfindlich und vorſichtig machen ſoll, und daß die gröſte Hoheit darin beſtehe, ein Freund des menſchlichen Geſchlechts zu ſeyn. Er beklaget ſich nicht über die Gottloſen und Unſinnigen aus murriſcher Gemüthsbeſchaffenheit, ſondern aus Verdruß, daß er ſeine Brüder auf Irrwegen ſiehet. Er meidet die Zuſammenkünfte, wo man tanzet und ſpielet; nicht daß er ſich das Recht, ſie zu tadeln, vorbehalte, ſondern weil er gerne ſähe, daß vernünftige Menſchen denken mögten. Er verſpottet nicht die Hoheit der Fürſten, wenn er gegen ihre Eitelkeit redet, ſondern wünſchet

ihnen nur begreiflich zu machen, daß der wahre Ruhm nicht in dergleichen Hoheit, noch prächtigem Aufzug, noch ſchönen Kleidern beſtehe. Er ſcherzet nicht aus Bosheit, ſondern indem er gleichſam GOtt nachahmet, der nach dem Fall Adams ſagte: Siehe Adam iſt worden wie unſer einer (2), bedienet er ſich der Spottreden, damit die Menſchen in ſich kehren mögten. Er ſchätzet ſich ſelbſt nicht herrlicher als die, ſo er erleuchten will; er weis, daß man ſein Pfund nicht vergraben müſſe, und daß in der groſen Geſellſchaft einige lehren und andre arbeiten ſollen.

Die Geſellſchaft iſt ein Leib, an dem jedes Glied ſeine Verrichtung haben ſoll. Wenn die Groſen dem Volk gleich werden, und dieſes ſich hingegen zum höchſten Stand erheben will; ſo iſt es eben als wollte die Hand die Verrichtung des Fuſes, und dieſer die Verrichtung der Hand wahrnehmen. Wir müſſen uns alle befleiſigen, unſre Fähigkeit zu kennen, damit ein jeder das ſeinige zu dem gemeinen Beſten beytrage, und unſer Licht und Kräfte vereinigen, um ſowohl in unſern Sitten, als Geſchäften und Ergötzungen ſelbſt die Ordnung der Welt auszudrucken. Die hellen Himmelslichter ſchweben darum über unſern Häuptern, um uns zu erleuchten und durch ihren richtigen Lauf zu lehren, daß wir nach ihrem Beyſpiel die Ordnung erhalten ſollen.

Nichts

(2) 1. B. Moſis 3. v. 22.

Nichts ſtöret dieſe Richtſchnur mehr als ein gezwungener Beruf; er ſtiftet in der Geſellſchaft ſo viel Uebels, daß er die ganze Ordnung umſtößt. Wenn wir uns einen herrlichen Spazierplatz vorſtellen, der nach der Schnur abgemeſſen, und ſich in die entfernteſte Länge erſtreckte, in welchem man Bäume fände, die auf zwanzig Schritt weit von behörigem Ort weg ſtünden, ſo ſehen wir daran die Abbildung der menſchlichen Geſellſchaft. Sie iſt ſchön und ordentlich; allein die Menſchen, die auſer ihrem Stand treten, ſind die Bäume, die an dem unrechten Ort gepflanzet, die ganze Gleichmäſigkeit ſchänden. Die Väter, die ihre Kinder zwingen einen Beruf zu ergreifen, der ihrem Geſchmack zuwieder iſt, können nicht anders angeſehen werden, als Ungewitter, die die Pflanzen aus den Wurzeln reiſſen, und hin und her zerſtreuen.

Ein und dreyſigſtes Hauptſtück.

Von der Einſamkeit.

Man ziehet öfters einen einſamen Ort, aus Hochachtung vor die Menſchen und vor ſich ſelbſt, dem Getümmel der Welt vor. Wenn man nur Irrthum und Gefahr in dem Umgang mit ſeines gleichen findet, ſo erfordert es die Klugheit, daß man

ſie

ſie meide. Es iſt jederzeit traurig, wenn ſich die gute Meinung, die man von ſeinem Nächſten hatte, verlieret, und noch weit trauriger, wenn man ihm auf ſeinem Irrweg folget. Wenn überhaupt die Menſchen, ſelbſt die vortreflichſten, nur von ferne ſchön ſind, gleich einer entlegenen Ausſicht; wie vielen darf man ſich dann wohl nicht nähern? Marcus Aurelius fand darin ſo viel Ruhm, ſich der Menſchen zu entſchlagen, als ſie zu erdulden.

Die Einſamkeit, welche die Freyſtadt einer widrigen Gemüthsbeſchaffenheit oder der Eitelkeit wird, iſt eine verächtliche Abſonderung. Darum kann man die Einſamkeit der heidniſchen Weltweiſen verlachen, und hingegen die Einſiedler preiſen. Dieſe fliehen mehrentheils die Welt um GOttes und ihrer ſelbſt deſto beſſer zu genieſen; und jene ſuchten nur der Welt zu gefallen, indem ſie dieſelbe zu fliehen ſchienen. Es iſt in der That befremdlich, daß man Menſchen findet, die ſo weit Märtyrer der Eigenliebe ſind, daß ſie ſich in die rauheſte Wüſten vergraben, um ihr deſtomehr Glanz und Anſehen beyzulegen.

Dieſes iſt eigentlich ganz unbegreiflich; keineswegs aber die Einſamkeit eines Weiſen, der bey ſich ſelbſt wohnen will, und die Gottheit in ſich ſelbſt zu betrachten. Indeſſen glauben die Weltmenſchen, daß man nur aus Menſchenhaß ein Einſiedler werden könne. Man ſiehet dieſe als Feinde der Geſellſchaft an, weil man gewöhnlich keine andre Geſellſchaft

ſchaft kennet, als nur Zuſammenkünfte zum ſpielen, tanzen, ſich beluſtigen, oder zum gemeinſchaftlichen Ueberdruß. War nicht der Menſch, als er in ſeiner größten Vollkommenheit aus der Hand ſeines Schöpfers kam, in dem irrdiſchen Paradies allein? und wird nicht unſre ewige Glückſeligkeit darin beſtehen, daß wir in GOtt und uns ſelbſt ohnunterbrochen und ohnendlich wohnen? Kann man nicht ſchon hier auf Erden anfangen, einen Verſuch dieſes ſo herrlichen Lebens zu machen? Ja, ſollte man es nicht billig thun. Wir wiſſen, daß von nun an GOtt in unſerm eignen Herzen wohnet, und daß wir in ihm unſer Weſen, Leben und Bewegung haben. Wir wiſſen, daß GOtt ſelbſt, als er ſich auf unſre Erde erniedrigte, faſt dreyſig Jahre in der Einſamkeit zugebracht; daß man ſich ſelbſt verläugnen müſſe, wenn man der Vorſchrift des Evangelii folgen will; daß man der Geſchöpfen gebrauchen ſollte, als gebrauchte man ihrer nicht; und daß man ſich an die Geſtalt dieſer vergänglichen Welt nicht feſſeln ſolle. Warum ſehen wir dann den für einen auſerordentlichen Menſchen an, der einen Umgang mit GOtt ſuchet, und die Welt fliehet, um die Ewigkeit zu betrachten?

Wir laufen zu den Schauſpielen und finden an denſelben unſer Vergnügen. Iſt wohl ein herrlicherer Anblick zu finden, als die Unermeßlichkeit eines Herzens, welches ſich ſelbſt gnugſam zu ſeyn ſcheinet, nur dem unendli-

chen

chen ewigen Weſen nachhänget, und ſich bemühet ſolches zu beſitzen. Man darf ſagen, daß ein Menſch in der Einſamkeit gewiſſer unvollkommenermaſen der Gottheit nachahme, die keines andern bedarf, und in ſich ein unwandelbares Vergnügen ſchmecket. Was könnte ihm die Welt, die ihn in ſeiner Einſamkeit ſtörte, holdſeliges darbieten? Gold? welches ein Ausbruch der Erden; Ehren? dieſe beſtehen öfters nur in falſcher Einbildung; Spiele? an dieſen iſt nichts ernſthafteres und gründlichers als an allen Kinderſpielen; Schauſpiele? Elende Gegenſtände unſerer Betrachtung, in Vergleichung des Sternenhimmels; Tänze? die einem jeden denkenden Menſchen als Thorheiten vorkommen müſſen. Iſt es demnach nicht lächerlich, daß man einen Weiſen verlache oder verſpotte, weil er dergleichen Nichtswürdigkeiten verläßt.

Könnte man das verdienſtliche der Einſamkeit gegen das verdrießliche der Welt in die Wage legen, ſo würde man gar bald erkennen, daß der einſame Ort ein köſtlicher Aufenthalt ſey, in Vergleichung der unruhigen Bewegungen dieſer Zeit. Iſt es nicht ein groſer Vortheil, daß man ſich nicht mehr unter der Menge ſo vieler unbeſonnener Menſchen finden muß, die durch ihre Weiſe zu reden, die Ordnung aller Dinge umſtoſen, tauſend abgeſchmackte Fragen aufbringen, und der Vernunft immerwährend widerſprechen. In der Einſamkeit hat man nur ſeine Seele und

ſein

ſein Herz zu beobachten; dieſe ſind es allein, die mit den Weltweiſen reden, und keines⸗wegs jener unſinnige Haufen, welchen die Welt aller Orten, denen die ſie beſuchen und mit ihr Umgang pflegen, darſtellen. Schei⸗net es nicht in Wahrheit als ſey es ein aufer⸗legtes Amt, ſo mancher Zuſammenkünfte, der Unwiſſenheit, dem Pracht und der Thorheit vorzuſtehen und Ehre zu erweiſen. Man ſie⸗het ja täglich, daß ſolche Perſonen, deren ganze Wiſſenſchaft in dem Kleiderputz und lä⸗cherlichem Betragen beſtehet, vielfältig in Zu⸗ſammenkünften die oberſte Stelle einnehmen, und aller andrer Beobachtung anziehen.

Der Weltweiſe denket daher mit Recht, wann ich in eine Verſammlung komme, ſo er⸗zählet mir der eine in Vertrauen, daß es kalt ſey; ein andrer bietet mir eine Karte an; dieſer unterhält ſich mit mir von ſeinem Kleid; jener entdecket mir ſeine Lebensgeſchichte; und ſehr viele ſehen mich gar nicht an. Wann ich hin⸗gegen mit meiner Einbildung, Gedächtnis und Willen Geſellſchaft mache; wann ich leſe oder ſchreibe: ſo höre ich nur ſolches, das mir ge⸗fällt, und öfne meinem Geiſt eine unermeßli⸗che Laufbahn. Ich rede vernünſtig mit meinen Gedanken; ich beluſtige mich mit meinen Ge⸗müthsbildern; ich berathſchlage mich mit mei⸗nem Urtheil, und meine Unterredung gewin⸗net endlich eine recht liebenswürdige Geſtalt. Keine Töne rühren zwar meine Ohren; ſollte ich mich aber gleichwohl nicht an ein ſolches

Leben

Leben gewöhnen, wie wir nach dem Tode genieſen werden, welches ohne Farben, Geſchmack und Töne beſtehen ſoll. So denket ein Menſch in der Einſamkeit, wenn er dazu durch den Beweggrund ſich ſelbſt zu kennen und ſich ſelbſt zu lieben, angetrieben iſt. Doch, welche fremde Sprache wird dieſes den Weltmenſchen ſeyn!

Man beklaget gewöhnlich einen Menſchen, der in der Einſamkeit lebet, und ſiehet ihn als vor unſre Zeit und die Welt gänzlich verlohren, an. Wie ſehr betrieget man ſich aber darin? Nur der iſt ein warhaftig verlohrner Menſch, der ſich in ſeinen Leidenſchaften verirret, und in einer immerwährenden unordentlichen Bewegung ſeine Seele und Herz nicht wieder finden kann. Heiſet das ſich verlieren, wenn man ſich ſelbſt kennet, bey ſich ſelbſt wohnet, und vergängliche Geſchöpfe verläſſet, um dem unvergänglichen Schöpfer nachhangen? Die Weltweiſen ſeufzeten zu allen Zeiten über die Thorheiten der Welt; ihre Schriften ſind gleichſam nur Klaglieder über die Nichtswürdigkeit des Spielens, der Schaubühnen und Geſellſchaften. Wir glaubten hingegen, ein Mittel gefunden zu haben, uns wegen dergleichen Anfällen zu rächen, indem wir ſehr ernſtlich die Weiſen beklagten, die uns beklagen. Sie lehnen ſich gegen unſre Gebräuche, Sitten und Zerſtreuungen auf; wir hingegen noch weit mehr gegen ihre Betrachtungen, Sittenlehren, und Lebensart. Da es aber gewiß iſt,

iſt, daß man durch heftiges anhaltendes Schreyen ſeinen Rechtshandel nicht gewinnen kann, ſo es iſt nicht weniger gewiß, daß wir die Thoren ſind, und diejenigen die Weiſen, die von der Welt und ihrem Getümmel entfernet leben.

Man kennet gewöhnlich keine andre Einſamkeit, als gewiſſe Arten von Gefängniſſen, in welchen einige ſich verſchlieſſen, um deſto verſchwiegener zu leben. Allein, es findet ſich eine Einſamkeit des Herzens, die ohne Abſicht auf die Klöſter beſtehet, und ohne welche aller abgeſonderte Aufenthalt nur die Wohnung der Zerſtreuung und des Ueberdruſſes iſt. Man kann in einer Einſiedlerey wohnen und doch kein Einſiedler ſeyn, und aus gleicher Folge kann man in der Welt wohnen, ohne weltlich zu ſeyn. Wenn unſre Leidenſchaften in der fürchterlichſten und abgelegenſten Wüſten zittern, ſo ſind wir dem Rohr gleich, welches vom Wind erſchüttert wird, und die Blätter der Bäume, die ſich bewegen, ſind das Bild unſerer Beunruhigung. Wie viele Einſiedler, die ſich von der Welt ſcheinen zu entfernen, führen die Welt bey ſich nach. Doch ſolcher zu geſchweigen, die man mit allem Recht Heuchler nennen mag, ſehen wir Menſchen, die erbaulich und abgeſondert ſind, die doch ihrer ſelbſt noch nicht genieſen. Sie ſehen die Stadt nicht mehr; doch haben ſie eine Abbildung derſelben ohne Unterlaß vor ihren Augen. Sie hören keine Saitenſpiele

mehr, an deren Stelle ſie ſich des Geſangs vieler tauſend Vögel bedienen. Sie merken keinen Pracht und Stolz mehr; den ſuchen ſie auf den Feldern, wo alle Farben ausgebreitet ſind. Sie leben nicht mehr in dem Wirbel neuer Gebräuchen, vieler Geſchäften und weltlichen Vergnügens; doch fragen ſie nach dergleichen, und ſcheinen bey Erzählungen von der Welt ſich gleichſam von neuem zu beleben, die ſie doch vor verkehrt und gefährlich hielten. Man ſiehet hingegen Weltweiſen, die in dem gröſten Getümmel der Welt nur dem Ruf ihres Gewiſſens Gehör geben; die ihr Herz allen Erzählungen, Verleumdungen, Gezänken und Eitelkeiten, ein unzudringliches Gemach ſeyn laſſen. In dieſes nehmen ſie ihre Zuflucht, und ſuchen darin göttliche Antworten, wenn man ihren Ohren ſolche Grundſätze einblaſen will, die gegen die Vernunft und Frömmigkeit ſtreiten. Dergleichen Weltweiſen wandern gleich andern Menſchen hin und her, deren man nicht gewahr wird, und die Welt iſt öfters nicht würdig ſie zu beſitzen. Jederzeit über die Himmel empor geſchwungen, und jederzeit, dem äuſern Anſehen nach zur Erden gebücket, betrachten ſie die erhabenſten Gegenſtände zu der Zeit, da ſie am einfältigſten reden. Sie ſehen das Spielen und Beluſtigen, jedoch mit Augen des Mitleidens, und wo ſie der Wohlſtand verhindert dagegen zu reden, ſo denken ſie gleichwohl darüber. Sie laſſen ſich nicht in ſchmeichleriſchen Geſprächen

chen aus. Sie ſind hoͤflich ohne Verſtellung, gefaͤllig ohne Schwachheit, ernſthaft ohne Strenge, ſtandhaft ohne Haͤrtigkeit. Sie beſitzen ihre Seele und Herz ſo gewiß, daß alle Verfuͤhrung der Welt ſie des Genuſſes derſelben nicht berauben mag. Sie uͤberlaſſen der Zeit und ihren Gebraͤuchen nur den aͤuſern Schein ihrer ſelbſt, wobey ſie ſich das ganze ihres Weſens allein vorbehalten. Wir ſtellen hiermit keine eingebildete erdichtete Menge vor: denn in Staͤdten und ſelbſt an Hoͤfen findet man ſolche, die die Eitelkeit weit mehr verachten, als manche Einſiedler, die derſelben durch ein Geluͤbde entſagt.

Die Weltmenſchen, die gegen die Abſonderung ſo heftig ſchreyen, und ſelbſt einen Greuel daran haben, wuͤrden aͤuſerſt erſtaunen, wenn man ſie an jene Zeitpunkte erinnerte, in welchen ſie ſich den Vorſchlag gemacht, ja ſogar Verlangen getragen, in der Einſamkeit zu leben. Wie wenige, die ſich nicht in ihren juͤngern Jahren, oder bey zugeſtoſener Widerwaͤrtigkeit, vorgeſetzt, eine gewiſſe Einſiedlerey zu beziehen? Wie viele haben nicht oͤfters in den dickſten Waͤldern bey ſich ſelbſt bezeugt: dieß iſt eine herrliche Stelle, an welcher wir unſern Aufenthalt veſtſetzen moͤgten. Wie oft hat man nicht bey gewiſſen Zufaͤllen diejenigen die gluͤckſeligſten genennt, die in den rauheſten Wuͤſten verborgen wohnen. Was ſind dieſe Anſchlaͤge, Verlangen und Bekenntniſſe anders, als Zeugniſſe, welche ſich auf

die Rechte der unſterblichen Seele beziehen, die erſchaffen iſt, um ſich ſelbſt zu unterſuchen, zu kennen und bey GOtt zu wohnen. Viele Staatsbedienten und Höflinge äuſern ſich täglich, daß ſie ſich zwiſchen dem Leben und Tod noch einen ruhigen Zwiſchenraum verſchaffen wollen. Wie viele, die ſich in weltlichem Vergnügen vergangen, ſinnen nach einem einſamen Ort, und beſchäftigen ſich mit ſolchen Vorſtellungen. Wie viele junge Leute ſtreben nach keiner andern Freude, als von der Welt entfernet zu leben. So findet die Einſamkeit, alles Abſcheues der ihr eigen zu ſeyn ſcheinet ohngeachtet, doch ihre Lobredner, und ſelbſt in dem ärgſten Getümmel der Welt und der Höfen, ihre Freunde.

Wenn wir nicht bey uns ſelbſt bleiben, und nicht weniger uns von uns ſelbſt abziehen können, ſo ſind wir die unglücklichſten Geſchöpfe; ungeachtet aller Zerſtreuung, wird doch die Einſamkeit nothwendigerweiſe nach dem Tod unſer Theil werden. Es wird keine unfruchtbare Einſamkeit ſeyn, weil GOtt ſelbſt dieſelbe ergänzen wird. Sollten wir aber nicht billig von nun an anfangen, uns dazu vorzubereiten? Unſre Augen und Ohren ſcheinen uns ſo koſtbar und werth zu ſeyn, dennoch müſſen wir ſie gar bald und vielleicht noch heute vermiſſen. Verwundert man ſich, wenn man einen Menſchen allein findet, im Tode müſſen wir doch alle allein bleiben; wir würden es auch öfters ſchon in dieſem Leben ſeyn,

wo

wo wir uns ſelbſt hochzuſchätzen, und die Güter, die unſre Seele eigenthümlich beſitzet, zu Nutz zu machen wüſten.

Wie mögen wir doch unglücklicherweiſe nur in andern beſtehen wollen. Sind wir in unſern Zimmern, ſo laufen wir an die Fenſter; ſind wir auf Reiſen, ſo unterſuchen wir nur äuſerliche Vorwürfe. Legen wir Beſuche ab, ſo ſehen wir nur auf andre, die um uns ſind; und ſo ſcheinet jederzeit unſer eignes Ich unterdruckt zu werden. Iſt es nicht ſeltſam, daß man in allen Städten ſo viele Menſchen antrift, die ſowohl in Kutſchen als zu Fuſe, hin und her ſchwärmen, um Mittel zu ſuchen, daß ſie ſich ſelbſt vergeſſen, und eine Seele auf die Seite raumen können, deren Geſellſchaft unerſchöpflich ſeyn würde, wenn man ſich derſelben zu Nutz machen wollte. Der Menſch iſt in Abſicht auf ihn ſelbſt, in den Augen eines Weltweiſen ein Anblick, der aller Aufmerkſamkeit würdig iſt. Die Weltmenſchen wollen hingegen nur die Oberfläche ihres Weſens ſehen, und begnügen ſich daran, daß ſie damit öffentlich prangen. Man ſuchet auf allen Seiten Freunde, und bemühet ſich doch nicht, ſein eigner Freund zu werden. Man will jederzeit reden, und niemals denken.

Könnten die Menſchen den Reiz der Einſamkeit, und die damit verknüpften Vortheile erkennen, ſo würden die Wüſten bald zu Städten werden. Der Heil. Bernhard, jener vortreffliche Mann, nennte die Eichen- und

Ulmenbäume ſeine Lehrer und Meiſter. Das ſcheusliche und ſtille der Wälder lieferte ihm Stoff zu den herrlichſten Betrachtungen. Man wird in der That unermeßlich und erhaben, wenn man mit ſich ſelbſt allein, ohne andre Zeugen als Hügel und Bäche, ſeinen Gedanken freyen Lauf läßt. Man fühlet ſich in ſeinem eignen Herzen beſtehen, und empfindet darin den Eindruck der Gottheit, die uns belebet. Man ſchätzet die Geſtalt der Welt gleichſam als ſchon zergangen, und könnte mit jenem berühmten Einſiedler, der hundert Jahre in der Wüſten gelebet, fragen: „ Bauen „ die Menſchen noch Städte; lieben ſie noch „ ein luſtiges Leben und Nichtswürdigkeiten?“

Unſre Väter deren wir mit ſo vielem Ruhm gedenken, und deren Tage wir die goldne Zeit nennen, brachten ihre lieblichſten Tage auf den Feldern zu, und hüteten ihre Heerden. Der Reiche ſowohl als der Arme, bauete ſeinen Acker ſelbſt. Man wuſte von keinen andern Paläſten, als Hütten und Zelten. Wie können wir dieſe Lebensart in den Geſchichten ſo vortrefflich finden, und doch die beklagen, die jenen nachahmen. Es iſt bekannt, mit welchem Vergnügen viele Dichter die Reizungen eines einſamen Lebens beſchrieben. „ Wie „ glücklich (rief darum Virgilius aus) ſind „ Ackerleute, wenn ſie ihre Glückſeligkeit er„ kennen.“ So ſagt nicht weniger Horatius: „ glückſelig iſt der Menſch, der von „ allen Geſchäften und Getümmel entfernet,

„ die

„ die Felder ſeiner Väter bauet.“ Man ſtelle davon nur einſt einen Verſuch an; man ſondere ſich, ſo viel möglich, von den Zuſammenkünften der Welt ab, und nähere ſich mehr zu ſich ſelbſt. In den erſten Augenblicken wird es uns hart eingehen, und wir werden eine völlige Abſonderung für ganz unthunlich halten; in der Folge aber werden wir eine unausſprechliche Freude ſchmecken: wir werden erkennen, daß man nie weniger allein ſey, als wenn man allein iſt; das niemand abgeſchloſſener und verlaſſener ſey, als der, ſo ſich ſeiner Vernunft beraubet, um Leidenſchaften und Nichtswürdigkeiten ſeiner Zeit anzuhängen.

Zwey und dreyſigſtes Hauptſtück.

Von Freunden.

Freunde ſind ohne Zweifel ein koſtbarer Schatz, wenn man ſie entdecken kann und zu benutzen weis. Beſitzen aber dieſe Schätze in ſich ſelbſt die Eigenſchaft, daß ſie unſre Glückſeligkeit befördern können? Wenn wir den beſten Freund in der Welt prüfen, ſo werden wir nie weiter gelangen, als daß wir ein äuſerliches erkennen, an deſſen Aufrichtigkeit wir noch zweifeln müßten, wenn wir nicht ein ſo gutes Zutrauen zu ihm hätten. Ein Freund iſt liebreich, dienſtfertig und grosmüthig; allein aus welchem Beweggrund? Können

wir davor ſchwören, daß er ſo rein und lauter ſey, als er ſcheinet? Wir müſſen uns daran genügen laſſen, daß wir ſchlechterdings glauben ſeine Abſichten ſeyen aufrichtig.

Man ſiehet an ſeinen Freunden nur eine ganz äuſerliche Geſtalt, die man das Geſicht nennet; der beſte, ja eigentlich der einzige Theil ihrer ſelbſt hingegen, der unſre Hochachtung und Gefliſſenheit verdienet, bleibt uns faſt unbekannt. So lieben wir an unſern Freunden nur ein Gerippe, oder höchſtens äuſerliche und einfolglich zweydeutige Thaten. Darum ſagt Malebranche in ſeinen Abhandlungen der Geiſterlehre mit vielem Grund: „Ob eine Perſon, die ich liebe, vor mir ſtehe, kann ich „durch die Antworten, die ſie mir ertheilet, „unterſcheiden, ob ſie aber die Wahrheit „hochſchätze, kann ich nicht wiſſen, ſondern „glaube es ſchlechterdings. Die Freundſchaft „kann uns alſo verführen, und wir haben „Urſach zu zweifeln, ob ſie von jener Seite „ächt ſey. Ich gebe ferner zu, daß meinem „Freund alle gute Eigenſchaften weſentlich eigen ſeyen, die an ihm äuſerlich hervorleuchten; wird er aber dieſelben morgen „noch beſitzen?“ Eine deutliche Probe, wie wenig der Grund der Freundſchaft an ſich ſelbſt zuverläßig, und wie wenig man freundſchaftlich lieben würde, wenn man nicht nach dem bekannten Ausdruck auf Treu und Glauben liebte.

Dieſe

Dieſe Betrachtungen ſollen indeſſen das unter Freunden ſo nöthige Zutrauen nicht ſtöhren, noch uns verhindern, uns der Annehmlichkeit eines ſolchen Umgangs zu überlaſſen, welcher, von der ſtets unruhigen und ungeſtümmen Liebe weit unterſchieden, unſre Seele in der lieblichſten Stille läßt. Nur mögen wir daraus ſchlieſen, daß Freunde unſer Glück nicht ausmachen; welches deſto gewiſſer, weil wir öfters, wenn wir neue Freundſchaft aufrichten, in die Geſellſchaft vieler Sorgen und Verdruſſes treten. Denn, wenn unſre Freunde leiden, ſo leiden wir mit; ſeufzen ſie, ſo ſeufzen wir auch; und da der gröſte Theil der Menſchen unglücklich iſt, ſo häufen wir vielmehr unſern Schmerz, als unſer Vergnügen. Doch dieſes iſt keine Urſach, die wir gültig ſeyn laſſen wollen: denn es iſt gewiß, daß man an Weinen Vergnügen findet, wenn unſre Thränen als Ausbrüche der Zärtlichkeit und Hochachtung flieſen. Man würde ſelbſt in ſich mehr leiden, wenn man bey dem Anblick eines Freundes, der in Unglück darnieder lieget, nicht weinen könnte, weil man ſich ſelbſt durch eine unausſprechliche anziehende Kraft die wahre Hälfte derjenigen Perſon die man liebet, zu ſeyn verſpüret.

Was würden wir hier nicht von der Freundſchaft und ihren Reizungen ſagen können, wenn wir unſerm Herzen, welches zum Lieben geſchaffen iſt, freyen Lauf lieſſen. Wir würden ſie als die köſtlichſte Luſt dieſes Lebens

abmahlen, und beweiſen, daß dieſe Tugend, bey denen die unter ihren Geſetzen leben, keiner Veränderung unterworfen, ſondern ſelbſt nach dem Tode noch beſtehe; wir würden erfahren, daß ſie ſich gleichſam Geſichte vorbilde, die ſie ſich Tag und Nacht vorſtellet, wenn ſie den Vorwurf ihrer Neigung nicht mehr vor Augen haben kann; da, nach dem Zeugnis des Virgilius, diejenigen, ſo lieben, ſich Träume erdichten. Weil wir aber den Gegenſtand unſrer itzigen Betrachtung ſchon ehemals ins beſondere verhandelt (1), ſo gehen wir hier die Lieblichkeiten der Freundſchaft nicht ſtückweiſe durch, da es überhaupt beſſer iſt, ſie zu genieſen, als nur anzuführen. Wir laſſen es bey der Verſicherung bewenden, daß der Genuß eines guten Freundes ein unausſprechliches Vergnügen ſey, und daß man deſſen Werth erſt vollkommen erkenne, wenn man ſeiner ſelbſt genieſet. Da die Freundſchaft eigentlich aus unſrer Seele entſpringet, ſo kann ſie bey denen nicht ganz und vollkommen ſeyn, die ſich ſelbſt nicht kennen, und vielweniger genieſen. Man muß gründlich kennen, um zu lieben, und andre kann man unmöglich kennen, wo man ſich nicht ſelbſten recht kennet. Da die Liebe hingegen eine vermiſchte Empfindung iſt, die gewöhnlich von der Seele und dem Leib abhanget, ſo kann ſie, nach einer ganz irdi-

(1) In der Vorrede ſeiner Caracteres de l'Amitié ſpricht derſelbe: „Wie glücklich würde ich mich nicht ſchäzzen, wann es mir gelingen ſolte, die Menſchen einander zu Freun-

irdiſchen Weiſe, beſtehen, ohne die Perſonen zu kennen, denen man nachhanget, und darum ſind Liebhaber weit gemeiner, als Freunde. Dieſe lieben ſich ganz geiſtlich, nemlich auf eine Weiſe, deren ſinnliche Menſchen nicht fähig ſind; dagegen ſich jene nur fleiſchlich lieben; welches durch die Wirkung unſrer verdorbenen Natur keinem unter uns unbekannt ſeyn kann.

Aus dieſen Anmerkungen wird nicht ſchwer zu ſchlieſen ſeyn, daß die Geiſterlehrer vorzüglich einer wahren Freundſchaft fähig ſind: denn da, in wollüſtigen und zerſtreuten Menſchen, ſo vieler Eigennutz und Leidenſchaften ſich einander die Hand bieten, ſo beſtehet die Freundſchaft der Weltmenſchen nur in Geberden oder verſtellter Liebe; es iſt überdas gewiß, daß man das leere und nichtige der menſchlichen Neigung ſtets unterfinde, da dieſelbe weder das Ziel unſrer Ruhe noch Glücks werden. Sehen wir unſre beſten Freunde nach einer langen Abweſenheit wieder, nach dem wir die Augenblicke bis an ihre Zurückkunft gezählet, und unaufhörlich davon geſprochen, ſo wiſſen wir nach Verlauf einer halben Stunde nicht mehr,

Freunde zu machen, nachdeme ich bereits in einigen dahin zielenden moraliſchen Werken, verſucht habe, ſolche mit ſich ſelbſt bekannter zu machen! Allein, was für ein Unternehmen iſt dieſes, und wie zweifelhaft iſt nicht der glückliche Erfolg deſſelben? es iſt leichter die Vernunft, als das Herz zu verbeſſern. Jedoch kann dieſes nicht hindern, wahre Freunde durch die Erzählung ihrer Tugenden zu tröſten. Hat alſo dieſes Werk den Verdienſt nicht ihre Zahl zu vergröſern, ſo wird es doch wenigſtens jenen haben den Werth derſelben vor Augen zu legen."

mehr, was wir ihnen ſagen ſollen. Die Unterredung wird kraftlos, und nur durch Hülfe einiger Wiederholungen unterhalten, und bald wird ſie gar aufhören müſſen, wenn man nicht beiderſeits von ſich ſelbſt abgehet, und ſein Geſpräch auf andre Perſonen, die man kennet, richtet. Man fraget nach deren Zuſtand, und ſetzet ſich ſelbſt auf einige Zeit bey Seite. Alles dieſes ſind deutliche Beweiſe, daß wir eingeſchränket ſind; daß unſer Herz nicht erſchaffen, um Geſchöpfe zu lieben, und daß es in der That von der Gottheit ſelbſt erfüllet werden müſſe.

So viele Zwiſtigkeiten, die täglich unter Freunden entſtehen, ſind augenſcheinliche Zeugniſſe auf Seiten der Wahrheit. Man hielte ſich für den glücklichſten Menſchen, da man eine ganz neue Freundſchaft mit einem andern anbunde, den man verehrungswürdig hielt; doch wie bald wird man deſſen müde, wie bald nimmt man einen Eckel an demſelben, und vergißt ihn gar? Nur Freunde, die man in GOtt liebet, liebet man beſtändig. Weil GOtt ewig und reich an ohnendlichen Vollkommenheiten iſt; ſo kann uns die Welt nur herrlich vorkommen, wenn wir ſie in GOtt anſehen.

Wer alſo ſchon ſo lange darnach ſtrebet, ſich Freunde zu verſchaffen, der laſſe ſeine Leidenſchaften ſchweigen; der genieſe ſeiner ſelbſt, ergründe ſein Herz, in welchem GOtt wohnet, und ſetze darin ſeine Neigung veſt. Ein jeder

Um-

Umgang, der aus andern Beweggründen erzwungen, wird uns nur Unruhe verurſachen, bald von ſich ſelbſt erkalten, unterbrochen werden, und uns den Verdruß hinterlaſſen, daß wir Vorwürfe geliebet, die nur unſre Gleichgültigkeit verdienten. Aufrichtige und tugendhafte Freunde ſind unſterbliche Freunde; dahingegen Freunde in der Ausſchweifung oder Eigennutz nur einige Tage währen. Man muß zuvor anfangen ſich ſelbſt geziementlich zu lieben, ehe man andre liebet. Wer in ſittlicher Ordnung ſein eigner Freund zu ſeyn weis, iſt wohl der glückſeligſte Menſch. Er kennet den ganzen Werth ſeiner eignen Würdigkeit, und verknüpfet ſich nur mit ſolchen Weſen, die ſeinen Geiſt und Herz reinigen und verbeſſern können.

Drey und dreyſigſtes Hauptſtück.

Von Dienern.

Die Menſchlichkeit beſchwöret uns hier zum Vortheil derer zu reden, die einem jeden ein ander Ich ſeyn ſollten; die wir verſtoſen, und mit ſolchem Hohn und Verachtung behandlen, als ob wir gebohren wären, um ihre Tirannen zu ſeyn. Wie iſt es möglich, daß ſeit Grundlegung der Welt bis hierhin noch keine Schreiber aufgeſtanden,

die mitleidig und grosmüthig genug geweſen, um die Rechte der Natur ſelbſt zu rächen, indem ſie die Sache einer ſolchen Menge von Hausgeſinde vertheidigten, die öfters nur aus der Urſache in unſerm Solde ſtehen, weil ihre Väter tugendſamer und frömmer waren als unſre. Wir finden ſo manche Bücher, die den Thieren zu Gunſt geſchrieben ſind, welche man bey den Römern, ohne den Namen eines Grauſamen zu verdienen, nicht mißhandlen durfte; wir ſehen hingegen kein einziges Werk, in welchem man die himmelſchreyende Ungerechtigkeit eines Herrn, der ſeine Knechte ängſtiget und plaget, vor Augen ſtelle. Es ſcheinet, als wären ſie von einem andern Stoff, und man denket daran nicht, daß wir alle einen GOtt zum Vater haben, daß wir alle gleiche Belohnung hoffen, und daß ohne einige, vielleicht zu unſrer Schande gereichende gewiſſe Umſtände, wir an ihrer Stelle ſtehen würden. Man redet mit ihnen als mit Hunden; man ſetzet ſie dem ungeſtümſten Wetter aus; man vergönnet ihnen weder bey Tag noch bey Nacht einige Ruhe, ja man nöthiget ſie als Sklaven zu leben.

Wie können wir aber ſolchergeſtalt mit Menſchen verfahren, die uns ſelbſt gleich ſind; die mit uns unter einem Dach wohnen; die mit uns leben, und uns öfters die Augen zudrucken ſollen? Es iſt nicht nöthig, daß man zu den Barbaren gehe, um übel verköſtigtes und behandeltes Hausgeſinde zu ſehen. Ob-

gleich

gleich Europa der geſittetſte Theil des Weltkreiſes iſt, ſo ſtellet es uns doch leider allzu viele Länder dar, in welchen ein armer Knecht ſchlimmer als das Vieh gehalten wird. Man fraget öfters nicht nach ſeinem Namen, Vaterland oder Religion. Wie viele Herren, denen ein Knecht ſchon zwanzig auch dreyſig Jahre gedienet, wiſſen nicht, wo er her ſey, noch wie er ſich nenne. Inzwiſchen iſt ſolche verächtliche Behandlung deſto ungereimter, da öfters der Diener mehrere Verdienſte beſitzet, verſtändiger, grosmüthiger und mitleidiger iſt, als ſein Herr.

JEſus Chriſtus, unſer Oberhaupt und Meiſter, erniedrigte ſich ſo weit, daß er armen Fiſchern die Füſe wuſch. Nach dem Ausdruck des Apoſtels Pauli iſt ein jeder, der ſein Hausgeſinde nicht verſorget, ärger als ein Unglaubiger. Die heidniſche Geſchichten ſind von ſolchen Lehren angefüllet, die uns die Gaſtfreyheit gegen Fremde, die Gelindigkeit gegen unſre Diener empfiehlet; und wir, die wir doch Chriſten ſeyn wollen, würden uns ſchämen, wenn wir unſre Knechte und Mägde mit Gütigkeit behandeln, ſie in Krankheit beſuchen, und unnöthiger Mühe und Verdruſſes überheben ſollten. Sind wir nicht ganz entartete Weſen, indem wir der Menſchlichkeit ſolchen Hohn erweiſen? Sind wir nicht, nach dem Beyſpiel jenes Knechts im Evangelio, diejenigen, welchen GOtt die ſchwerſte Schuldenlaſt erlaſſen will, und doch unſer

Haus-

Hausgeſinde um ein geringes Verſchulden unmenſchlich ängſtigen? Wir können uns dagegen gewiß einer noch härtern göttlichen Strafe verſehen, als wir unſere Unterthanen und Lehnleute behandelt.

Daß junge tollkühne Leute, die weder Religion noch Sitten haben, einen Knecht als den Spielball ihres Eigenſinns und unartigen Gemüthsbeſchaffenheit anſehen, ſie in der Kälte und Schlafloſigkeit umkommen laſſen, wenn ſie inzwiſchen die Nächte in abſcheuligſter Liderlichkeit zubringen; ſolches kann niemand befremden, da es leider bekannt genug, daß dergleichen Perſonen ein Gelübde gethan, die Ordnung aller göttlichen und menſchlichen Geſetze umzuſtoſen. Daß aber ordentliche, mäſige und ſelbſt leutſelige Menſchen, Tyrannen ihres Hausgeſindes werden, oder ſie wenigſtens als Weſen, die von geringerem Stoff ſind, anſehen; ſolches iſt unbegreiflich. Ein wahrer Weltweiſe handelt darin ganz anders: es iſt ihm ſelbſt nicht wohl, wenn er weis, daß ſeine Knechte Urſache haben zu murren und ungeduldig zu ſeyn; er iſt nie vergnügter, als wenn er ihr Joch erleichtern und zu ihrem Glück etwas beytragen kann. Er redet gütlich mit ihnen, und es würde ihm ein Anlaß zur Verzweiflung ſeyn, wenn er ſie die Wirkung einer üblen Gemüthsbeſchaffenheit empfinden lieſſe, welche allen Menſchen mehr oder weniger eigen iſt. Sind ſie auf Reiſen, ſo ſuchet er ihrer Geſundheit, ſo viel möglich,

zu ſchonen; ſind ſie krank, ſo läßt er ihnen an Hülfe nichts manglen, er tröſtet ſie, und ſparet keine Koſten, um ihre Geneſung zu befördern. Er ſiehet ſie, mit einem Wort, als einen Theil ſeiner Verwandſchaft an: ahmet er zwar dem Beyſpiel des Malherbe nicht nach, welcher ſeiner Magd ſeine Schriften vorlaſe; ſo findet er doch ſein Vergnügen ſich durch Fragen und andre Geſpräche mit ihnen zu unterhalten. Alle Menſchen haben einen Verſtand, der ihnen eigen iſt, und man kann daraus ihre geſunde Vernunft beurtheilen, wenn man ſie weis zu rechter Zeit reden zu laſſen.

Der Cardinal Cibo, der im Jahr 1742. zu Rom das Zeitliche geſegnet, hat uns das ſchönſte Beyſpiel der chriſtlichen Liebe hinterlaſſen, mit welcher man ſeinem Hausgeſinde begegnen müſſe. Er lebte mit den ſeinigen in der zärtlichſten Vertraulichkeit: er beſchrieb mit eigner Hand das Leben eines derſelben, der ein tugendhafter frommer Knab geweſen; er übergab es dem Druck, und man kann es mit vieler Erbauung leſen. Er wollte zwiſchen ihnen begraben werden, als denen, die an jenem groſen Tage des allgemeinen Gerichts Zeugniß ablegen würden, daß er nie den geringſten ſeiner Diener verachtet. Man ſiehet in der Carthaus zu Rom ihre ſämtliche Grabmäler mit ſolchen Schriften gezieret, die er ſelbſt ihnen zur Ehre verfaſſet; hingegen lieſt man auf ſeinem Grab nur die gemeine Worte: **hier liegt Cibo, der unreine Wurm.** Wir können hinzu-

zufügen, daß dieſes merkwürdige Beyſpiel, welches gewißlich unſer Jahrhundert zieret, in der heiligen Verſammlung viele Bewunderer gefunden habe müſſe, weil viele Cardinäle in der gütigſten Geſinnung gegen ihre Bedienten ſehr liebreich mit ihnen reden, ſie als ihr eignes Geſchlecht anſehen, und jedesmal bey dem Abſterben ihnen eine beträchtliche Summe Gelds hinterlaſſen, welche unter ſie ſämtlich vertheilet wird.

Dergleichen Züge der Menſchlichkeit werden mancher irrdiſchen Seele lächerlich ſeyn, die weder einiger Tugend noch Urtheilungskraft fähig iſt; die keine andre Hoheit kennet, als die Verachtung ihrer ſelbſt, indem ſie andre ihnen gleiche Menſchen verachtet. Da wir aber keineswegs ſolchen dummen Stolzen zu gefallen ſchreiben, ſo preiſen wir uns glücklich, daß wir der Menſchlichkeit zukommen laſſen, was ihr gebühret, und das wir die Sache derer vertheidigen, die gleich uns einen Theil derſelben ausmachen. Ein Knecht iſt in den Augen der Welt eine gemeine ſchlechte Perſon; in GOttes Augen aber iſt er eine vortreffliche Seele, ja öfters vortrefflicher, als die Seele ſeines Herrn, wenn ſie reiner und vollkommner iſt. Die Geiſterlehre iſt allein im Stande uns dergleichen Vorſtellungen auszuliefern. Wir können uns aber nicht befremden laſſen, daß die Geiſterlehre denen, die durch die Sinnen und Eitelkeit beherrſchet werden, ungereimt und lächerlich vorkomme.

Vier-

Vier und dreyſigſtes Hauptſtück.

Von den Reiſen.

Ich ſahe an alles Thun unter der Sonne, und ſiehe es war alles eitel (1), ſagte der weiſe Salomo. Eitelkeit in den Städten, da ein verſchwenderiſcher Pracht hervorleuchtet. Eitelkeit in den Kleidern, da man übertriebenen Stolz ſehen läßt. Eitelkeit in den Sitten, da man eine unerträgliche Aufgeblaſenheit annimmt. Eitelkeit an den Perſonen ſelbſt, da man von der alten Redlichkeit keine Spuren mehr findet. So wird öfters ein Menſch, der viel gereiſet, dadurch berühmt, daß er mehr Eitelkeit geſehen. Die ächte Weltweisheit ſchätzt darum einen Gelehrten nicht hoch, weil er die Welt durchſtrichen, ſondern weil er ſeine Reiſen zur Erkenntniß ſeiner ſelbſt anwendet, und weil er davon ſeinen Mitbürgern und Zeitgenoſſen nützlichen Unterricht gibt: ſonſt müßte man die Poſtreuter verehren.

Alle Reiſen, die nur Gelegenheit zur Zerſtreuung, und Mittel zur Beförderung der Leidenſchaften an die Hand geben, ſind ſchädlich. Indeſſen werden doch die meiſten jungen Herren in unſern Tagen durch dieſen Beweggrund zum Reiſen angeleitet. Entweder ſind unglücklicher weiſe ihre Hofmeiſter daran ſchuld,

(1) Eccleſ. I. v. 14.

oder ſie fallen von ſelbſt in dieſe Schwachheit. Die ausgelaſſene Jugend findet ſich aller Orten ausgebreitet, die keinen andern Verdienſt hat, als daß ſie Ducaten ausſtreuet, in ſchönen Kleidern pranget, und allen Schau- und andern Spielen beywohnet. Jedoch, ſoll dieſes den Nutzen der Reiſen ausmachen? Wie kann ein vernünftiger Vater, in welchem Jahrhundert er auch lebe, daran Gefallen haben, daß ſeine Söhne auf ſolche Art andre Länder beſuchen? Wie wenig beſtrebet man ſich nach dem Umgang mit ſolchen ſeltnen Perſonen, die ihres Weſens genieſen; ſie bleiben ganz unbekannt: man laufet vielmehr nach den Tanzſälen, um da eine Menge verſtellter Uhrwerke in ihren lächerlichen Bewegungen zu ſehen; man bringet ſeine Zeit bey jungen Buhlerinnen zu, eben als könnte man dergleichen ſchädliche Geſchöpfe nicht auch in ſeinem Vaterland finden. Man wirft ſeine Blicke nur auf ruhmräthige Gelehrten, oder auf ſolche, die öfters nur ein geringes Verdienſt und deſto ſchönere Studierſtuben haben, weil es ſehr fein läßt, wenn man in einer Geſellſchaft ſagen kann, ich habe jene Studierſtube geſehen, ſo wie man ſich rühmet der Vorſtellung dieſes oder jenes Schauſpiels beygewohnt zu haben. Mit ſolchen Weiſen, die ihre Seele erforſchen, die ſie kennen und hochſchätzen, hält man ſich nicht auf; man fraget nicht einmal nach ihren Namen, und wo man ja ihrer gedenket,

ket, ſo geſchiehet es nur obenhin oder um ihre erhabene Betrachtungen lächerlich zu machen.

Die unverſtändige Welt kann nicht glauben, daß man reiſen könne, ohne ihren Schauſpielen und Zuſammenkünften beyzuwohnen. Ein Weiſer hingegen, dem es an Urtheil nicht gebricht, erkennet, daß für einen Reiſenden nichts trauriger und verdrieslicher ſeyn könne, als wenn er ſeine Zeit in einer Geſellſchaft zubringen muß, wo man einem Fremden gewöhnlich nur aus Höflichkeit den Zutritt verſtattet; wo man ihm liſtigerweiſe ſein Geld abnimmt, unter dem Vorwand, ihm die Zeit zu verkürzen; wo er zum höchſten die wichtige Neuigkeit ob es kalt oder warm ſey, vernehmen kann. Mögte ſich nur einmal die Welt ſelbſt ihr Urtheil ſprechen, und eingeſtehen, daß an ihr nichts zu finden, welches der Aufmerkſamkeit deſſen würdig wäre, der vernünftig zu denken, der die Fähigkeit des Geiſtes allen erſinnlichen Ehrenbenennungen und Stellen weit vorzuziehen gewohnt iſt. Weil aber die Welt ſich ſelbſt nicht kennet, ſo ſiehet ſie ſich als den Mittelpunkt alles Vergnügens, ja ſelbſt des Lebens an. Sie iſt vielmehr der Sammelplatz ſich ſelbſt bewegender Geſtalten, die, ungeachtet man ſie Hoheit oder Gnaden nennet, doch in der That nichts mehr als lebende und wirkende Weſen ſind.

Junge Herren müſſen freilich auf Reiſen die Höfe beſuchen, den Adel kennen, und mit demſelben umgehen. Eine wohl eingetheilte

Zeit vergönnet aber zur Warnehmung aller nöthigen Pflichten Muſe. Konnte ein Alexander bey aller Herrlichkeit und Getümmel ſeiner Waffen Zeit finden, den Diogenes zu beſuchen; ſo könnte, unſerm Bedünken nach, ein junger Menſch, der gewöhnlich vier Stunden an ſeinen Nachttiſche zubringt, wohl eine davon abſondern, um ſich mit einigen Weiſen in Geſpräche einzulaſſen. Peter der Groſe, entriß ſich von den Annehmlichkeiten ſeines Hofes, und unterließ keinen Beſuch, der geſchickt war ſeinen Verſtand und Herz zu erweitern. Er beſuchte die Künſtler, Redner, Weltweiſen, Gottesgelehrte; er rieb ſich gleichſam an ihrem Verſtand, um deſſen Funken zu ſehen und zu beurtheilen. Er war unerſättlich in ſeinem Verlangen, und ſuchte demſelben Genüge zu thun. Die Künſte und Wiſſenſchaften waren ſeine Leidenſchaften; er ergab ſich der Uebung in denenſelben mit allem möglichen Eifer.

Die meiſten Menſchen reiſen nach einer ſo ſeltſamen Weiſe, daß man ohngeſcheut als ein Räzel aufzulöſen geben könnte: „ob das „Reiſen ihnen nützlich oder ſchädlich ſey?“ Wie viele Fremden ſind gewöhnlich bey ihrem Aufenthalt zu Rom von der erſchröcklichſten Zerſtreuung eingenommen? Anſtatt daß dieſe unvergleichliche Stadt zur Bewunderung der Religion, und zur Hochſchätzung der Wiſſenſchaften benutzet werden ſollte; ſo wird ſie vielmehr eine Schule der Lüderlichkeit und des

Müſig-

Müſiggangs. Man richtet das Auge nur auf Aergerniſſe, weil man die Laſter liebet. Man beſchuldiget lieber die Cårdinåle, welche das eingezogenſte und nachahmungswürdigſte Leben führen, der Unordnung; als daß man ſie bewundern und ſich in ihren Tugenden erbauen ſollte. Die Welt pranget lieber mit Thorheiten und Fehlern, als mit Naturgaben und Tugenden; ſo ſiehet man auf Reiſen, wenn man nur die Oberfläche der Vorwürfe betrachtet, nichts als ſeltſame und öfters ſchädliche Gebråuche. Verdienſtliche Månner verbergen ſich und befürchten die Zerſtreuung; wenn man ſie alſo nicht zu ſuchen und zu finden weis, ſo trift man nur unwiſſende oder unbåndige Geſchöpfe an. Beſuchet man demnach Paris nur nach ſeiner Oberfläche, ſo zeigen ſich den Augen eines Reiſenden lauter Nichtswürdigkeiten und ausſchweifende Gebråuche; da es inzwiſchen bey gründlicherer Unterſuchung erhellen wird, daß Paris viele geſetzte und ehrwürdige Månner enthalte, die über der Leichtfertigkeit ſo vieler unbeſonnener Menſchen ſeufzen. Da man aber gewöhnlich nur die Schaubühnen, Caffehåuſer und andre Orten, die wir uns zu nennen ſcheuen, beſuchet; ſo iſt es keineswegs zu bewundern, daß man Paris, als den Sitz aller Ruchloſigkeit und Lüderlichkeit anſiehet, und daß weit mehrere mit Thorheiten und Fehlern beladen von dannen zurück kommen, als mit Tugend und Wiſſenſchaft. Wirft man etwa auf Reiſen

einen Blick auf einen Bücherſaal oder Gelehrten, ſo geſchiehet es entweder zufällig, auch wohl weil denſelbigen Tag die Schaubühne verſchloſſen bliebe, oder man durch ſchlimmes Wetter an andern Beluſtigungen verhindert war; wenn man ſich zu Hauſe die Zeit lang währen läßt; ſich ſelbſt aus dem Geſichte zu verliehren, und auſer ſich zu gehen ſuchet. Die Modenkråmer, Tanzmeiſter und Haarkråusler nehmen gewöhnlich den ganzen Vormittag ein; man leget nachher einige Höflichkeitsbeſuche ab; man wohnet der Aufführung eines Schauſpiels bey; man pfleget ſodann Umgang mit einer darin aufgetretenen ſchlechten Weibsperſon, und ſo gehet der ganze Tag, welchen man zu ſeinem weſentlichen Nutzen und Erleuchtung anwenden ſollte, gänzlich verlohren. So lebet mancher als ein Fremder zu Paris; ſo lieget in den Augen aller andern Völker, die Laſt der Thorheiten ſo vieler jungen Leuten, an denen keine Religion noch Sitten wahrzunehmen, auf dieſer groſen Stadt.

Man kann ſich alſo dieſer Beſchreibung nach, nicht mehr befremden laſſen, daß ſo viele bey der Zurückkunft von ihren Reiſen, denen die mit ihnen umgehen ſollen, unerträglich werden. Man verſprach ſich bey der Abreiſe von ihren ſonſt löblichen Naturgaben viel Gutes; allein ſie kommen als ſtolze, übermüthige, leichtfertige Liebhaber ihrer eigenen Geſtalt, und vieler tauſend lächerlicher Gebräuche

bräuche wieder. Sie ſuchten mit lüderlichen und unbeſonnenen Geſellen, mit ſolchen, deren ganzes Lehrgebäude auf Schmarotzen bey Hof und in der Stadt beruhet, die man den ganzen Tag auf der Schaubühne antrift, umzugehen und ihnen nachzuahmen, und ihr Vorſatz iſt ihnen wohl gelungen. In groſen und volkreichen Städten findet man gewiß viele Verſchiedenheit der Leidenſchaften, und häufige Gelegenheit zum Verderben; dagegen erfordert die Pflicht eines Reiſenden, dergleichen gefährliche Fallſtricke zu meiden, und gegen die Verführung auf ſeiner Hut zu ſeyn. Es würde nicht ſchwer fallen, dieſer Vorſchrift zu folgen, wenn man nur ſeines eigenen Weſens zu genieſen wüſte. Ganze Völker würden nicht Urſach haben, das Verderben ſo vieler junger Leuten täglich zu bejammern, die ihrem Vaterland nichts als Laſter, Thorheiten und Eitelkeiten, als die Ausbeute ihrer Reiſen, mitbringen.

Ein Reiſender, der ſeiner ſelbſt genieſet, folget dem rühmlichen Beyſpiel eines Pythagoras, welcher die Griechen nicht beſuchte, um ihre Thorheiten zu lernen, ſondern um ein Muſter der Wiſſenſchaften und Tugenden zu ſuchen, welches der Nachahmung würdig wäre. Er breitet ſich in fremde Länder aus, um ſein Herz und Verſtand zu bilden, um in andern Menſchen als in Büchern zu leſen, und durch Vergleichung ſeiner mit gelehrten Männern, Betrachtungen und Nutzanwen-

dungen auf ſich ſelbſt zu ziehen. Er erweget, wie weit er von jenen entfernet ſey, und bemühet ſich ſie zu erreichen, oder wenigſtens ihnen treulich zu folgen. In dieſer Abſicht können Reiſen, die mit Ueberlegung geſchehen unwiderredlich ſehr vieles beytragen, um Vorurtheile zu erſticken, die Sitten zu verbeſſern, und den Verſtand zu erweitern. Man macht nützliche Bekandtſchaften; man erkennet den Werth ſeiner Zeitgenoſſen; man erfähret viele merkwürdige Zuſätze in Wiſſenſchaften; man findet hier und da noch Fusſtapfen der ehemaligen redlichen Einfalt unſrer Väter, deren wir mit ſo vielem Ruhm gedenken. Man erlanget in vielen Meinungen und Seltenheiten ein näheres Licht, die man vorher als Ungeheuer und Erdichtungen anſahe; man ſiehet, wie die göttliche Vorſehung, die über der Erhaltung der Menſchen wachet, ein jedes Land mit ſolchen Schätzen geſegnet, die deſſen Himmelsgegend und Erdreich eigen ſind; man entdecket die Verſchiedenheit der Sitten und Gebräuche in der Welt, die ſich unſern Augen gleich der Verſchiedenheit der Bäumen und Blumen entwirft, und eine ſtets wirkſame Gottheit deutlich merken läßt; die uns die ganze Welt als ein herrliches Blumenbett darſtellet; man lernet endlich ein Bürger dieſer Welt zu werden, alle ſeine Brüder zu lieben, und nach dem Beyſpiel jenes Dichters mit Gewißheit ſagen zu können: Nichts menſchliches kommt mir fremd vor.

Ohne

Ohne dieſe höchſtnöthige Bedachtſamkeit ſind alle Reiſen nur vergebliche Zeitverſchwendung: wenn man ganz Europa auf das umſtändlichſte in ſeinen kleinſten Theilen geſehen hätte, und bis an das Ende der Welt vorgedrungen wäre, und es iſt nicht mit Erkenntnis und Urtheil geſchehen, ſo würde es beſſer geweſen ſeyn, man wäre zu Haus geblieben. Reiſende von dieſer Art, die ſich auf ihre Vorurtheile ſtützen, verſicherten uns ohngeſcheuet, die Indianer und ihre Prieſter hätten nicht die geringſte Vorſtellung von einer Gottheit und geiſtlichen Seele. Wir leſen dagegen in den neuern vollſtändigen Berichten des Herrn Maißin, der erſt vor einiger Zeit von Pondicheri zurückgekommen und alles auf das ſorgfältigſte unterſuchet hat, daß die Indianer einen GOtt eingeſtehen, der ganz Geiſt, der alles aus nichts hervorgebracht, und eine ganz geiſtliche Seele, die nicht vergehen ſoll. Allein, viele Europäer vergnügten ſich, zur Beſtättigung ihres Unglaubens verbreiten zu können, daß man Menſchen finde, die ſich nicht einmal von ihrem Beſtehen eine Vorſtellung machen können. Die weſentlichſte und nöthigſte Reiſen, die uns obliegen, müſſen in unſre eigne Herzen gerichtet ſeyn. Deſſen Umwege ſind unendlich, und bey dem eifrigſten weiteſten Fortgang werden wir doch nie deſſen äuſerſte Grenzen erreichen. Ein jeder, der die Falten ſeines Herzens durchwandert, der kommt in den entlegenſten Gegenden doch

nie

nie aus ſeinem Vaterland. Wer im Gegentheil ſich ſelbſt nicht ergründet, iſt fremd in ſeiner eignen Geburtsſtadt. Dieſe innerliche Entdeckungen ſetzen uns in den Stand, die äuſerliche Vorwürfe mit Nutzen zu ſehen; ſie geben uns Anlaß, einſam und geſellſchaftlich, wirkſam und überlegend, ernſthaft und frölich zu ſeyn. Wenn man ſein Herz erforſchet und ſorgfältig befraget, ſo iſt man geſchickt, aus allem womit die Welt vor unſren Augen pranget, Nutzen zu ziehen. Man lernet Ungemach ertragen, ſich zu allen Gebräuchen bequemen und ihnen nöthige Ehre angedeyen zu laſſen.

Es wird leider in unſern Tagen an vielen vergeblich ſeyn, daß man ihnen eine ſolche Sittenlehre predige. Man durchwandert die Welt, und an dem äuſerſten Ende derſelben iſt man von ſich ſelbſt weiter entfernt, als von ſeinem Vaterland. Man führet in ſich den beſten Rathgeber und Wegweiſer mit; eine Seele, die GOttes Ebenbild und Athem iſt: man vergißt ſie aber gänzlich, um ſich den Sinnen und Leidenſchaften zu überlaſſen, um von dieſen nach ihrer Willkühr hin und her geleitet zu werden. Wir finden davon öfters an der heutigen Jugend die traurigſte Beyſpiele, die ſich, ſowohl zu Haus als auf Reiſen, nur durch ihren Eigenſinn und Verdorbenheit von vorigen Zeiten unterſcheiden wollen. Sie rechnen es ſich zur Schande, den Rath der Alten anzuhören und zu folgen. Wie kann man eine geſunde Vernunft, ein bedachtſames Betragen in Geſprä-

ſprächen, Sitten und Kleidung, bey ſolchem Menſchen unterſtellen, der ſeinen ganzen Verſtand nur in der Art die Haare zierlich zu krauſen, und ſich mit Geſchmack zu putzen zeiget, der allen neuen Gebräuchen nachahmet, die faſt jeden Monath, ja ſogar täglich ſich verändern. So lebet man in ſeiner Vaterſtadt und fremden Ländern, ohne ſeiner ſelbſt zu genieſen. Man erſtickt das Urtheil einer Seele, die geſchickt iſt uns zu verbeſſern und zu warnen, durch eine beſondre Lebens- und Denkungsart, die eigentlich weder menſchlich noch thieriſch zu ſeyn ſcheinet; die geſchäftige Ameiſe, die keuſche Taube, oder fleiſige Biene, würde ſich ſchämen, wenn ſie anders die Fähigkeit zu denken hätte, in ihre Geſellſchaft dergleichen Windmacher aufzunehmen, die weder reine Sitten haben, noch Geſchmack am Arbeiten finden.

Man bildet ſich gewöhnlich zu Hauſe ein, daß nichts angenehmers ſey als das Reiſen. Man erweget dabey nicht, daß ein Reiſender von ſteter Gefahr umgeben; daß, zu geſchweigen der unbeſtändigen Witterung, ihm jeder Tritt ein Hinterhalt und Abgrund des Todes werden könne. Die Geſellſchaft, die man unterwegs antrift, gereichet uns vielmehr immerwährend zu neuem Verdruß, anſtatt unſre Unruhe zu lindern uud zu ſtillen; man muß ſich dem Eigenſinn und murriſcher Gemüthsbeſchaffenheit ſeiner Reisgefährden unterziehen.

Es wäre in der That zu wünſchen, daß von der Menge verſchiedener Orden, deren einigen

die

die Sorge für die Armen, andern die Verpflegung der Kranken oblieget, eine Geſellſchaft in den Staaten ausgeſondert und geſtiftet würde, die auf allen Heerſtraſen Herbergen aufrichteten. Die Gaſtfreyheit iſt von je her bey allen Völkern hochgeprieſen worden, und man kann ſolche nicht beſſer ausüben, als wenn man den Reiſenden die nöthige Hülfe reichet. Die Landesherren, die dergleichen Herbergen nach unſerm Vorſchlag ſtifteten, und dazu den Orden der Serviten bevollmächtigten, die aller Orter angewieſen ſind, freye Gaſtgeber zu ſeyn, könnten die gewöhnliche Koſten beſtimmen, und Sorge tragen, daß eine jede Herberge mit einem Wundarzt, Capelan, und Sprachkundigen verſehen wäre. Man würde auf ſolche Weiſe in allen Gaſthäuſern eine ehrbare Geſellſchaft, und ſowohl in Geſundheit als Krankheit alle erforderliche Gemächlichkeit finden. Dergleichen Stiftungen ſind allen Oberherren wohlanſtändig, die ihres Weſens genieſen, und erwegen, daß es GOtt angenehmer ſeyn werde, wenn man auf die Verbeſſerung der Straſen und Verpflegung der armen Reiſenden ſorget, als daß man da Klöſter bauet, wo derer ſchon im Ueberfluß ſind.

Wie viele Reiſende würden ſich beſchäftigen, fremde Gegenden und Sitten zu unterſuchen, wenn dergleichen Veranſtaltungen Platz fänden. Ihr Weg würde ihnen ein angenehmer Spatziergang werden; ſie würden

ſich

ſich an nützlichem und angenehmen Leſen beluſtigen. Wie viele Schriftſteller würden dem Beyſpiel des berühmten Lamy nachahmen, der ſeine mehreſte Werke zu Fuſe reiſend, verfertiget.

Der ruhmwürdige Cardinal Quirini hat uns durch ſein eignes Beyſpiel gelehret, wie man nützlich reiſen könne. Er durchwanderte im Anfang dieſes Jahrhunderts einen Theil von Europa; er entdeckte mit ſeinen Augen, als ein Weltweiſer, die verdienſtlichen Männer, und die Vorwürfe, die eigentlich einer Aufmerkſamkeit würdig waren. Er ging nicht aus einer Stadt zur andern über, ohne ſich nach dem Lande, welchem er entgegen ſahe, genau zu erkundigen; er verſchafte ſich jedesmal zum voraus ein Verzeichniß der Namen und des Aufenthalts aller gelehrten und merkwürdigen Männer. Es wäre in der That zu wünſchen, daß man dieſem Grundſatz folgte, und vornehmlich ſich von den Werken, die ein Schriftſteller verfaſſet hat, eine deutliche Vorſtellung machte, bevor man ſie beſuchte. Man kann ſolchergeſtalt ſich mit berühmten Männern in Geſpräch einlaſſen; auch ihre Vernunftſchlüſſe und Anmerkungen über den Vorwurf ihrer Abhandlung vernehmen, nach dem Beyſpiel des oberwehnten Cardinals, dem dieſe Handlungsweiſe allerwegen, geſonders in Holland, ſehr nützlich war, wo er viele gelehrte und vorzügliche Männer angetroffen, deren er mit vielem Ruhm Erwehnung thut.

Fünf

Fünf und dreyſigſtes Hauptſtück.

Von denen Völkern.

Alle Menſchen machen nur ein Geſchlecht aus; ſie haben einerley Seele, einerley Herzen und einerley Leidenſchaften, ſo daß ihre verſchiedene Sitten nur ſchattierte Farben ſind, die die Grundfarbe des Gemähldes nicht verändern. Da wir aber gewöhnlich nur nach dem äuſerlichen urtheilen, ſo nennen wir einen Türken barbariſch, einen Indianer dumm. Dergleichen unzeitige und verwegne Urtheile haben die Hochachtung und Zutrauen, ſo unter Menſchen, die alle von einem Urſprunge ſind, herrſchen ſollte, ungemein vermindert. So wurde einfolglich Europa von den Chineſern als der Aufenthalt der Blindheit, die Chineſer hingegen von Europäern als Narren angeſehen. Doch, ohne aus unſerm Weltheil zu gehen, ſo iſt bekannt, daß wir ſonſt geglaubt und noch glauben, daß andre Völker, die etwa fünf oder ſechs hundert Meilen von uns entfernet leben, Unverſtändige und Wilde ſeyen. Es befremdet uns faſt, daß ſie Augen und Ohren haben, weil wir in dem thörigten Wahn ſtehen, daß man kein verdienſtlicher Menſch ſeyn könne, wenn man ſich nicht nach unſrer Weiſe im Eſſen, Trinken, Wohnung und Kleidung, verhält.

Es iſt wahr, daß einige Völker der Vollkommenheit andrer noch weit unterlegen ſind, die mit einem Ariſtoteles ganz langſam fortſchleichen, dahingegen andre in der Laufbahne als Rieſen fortgeſchritten; nur iſt es die Frage, ob die Erkenntniß nicht unſre Redlichkeit unterdruckt, und ob die Einfalt derer, die wir verſpotten, nicht höher zu ſchätzen ſey, als unſre ſtolze Wiſſenſchaft. Die Menſchen, deren Schwachheit jederzeit hervorbricht, verlieren öfters von ſeiten des Herzens, was ſie an Verſtand zunehmen: erlangen ſie mehr Licht, dagegen werden ſie betriegeriſcher; ſind ſie im Umgang angenehmer, ſo ſind ſie deſto weniger von geſetztem Weſen. Indeſſen kann man ſeinen Verſtand zieren, und zugleich ein reines aufrichtiges Herz behalten. Wir finden davon ein Beyſpiel an dem polniſchen und ruſſiſchen Adel, deren ſich viele durch Befleiſigung in Wiſſenſchaften und freyen Künſten trefflich hervor thun. Man glaubet in dieſer Abſicht nunmehr faſt in Italien oder Frankreich ſich aufzuhalten, wenn man in Warſchau oder Petersburg iſt.

Wie viele glauben ohne Grund, man könne in ſeiner verſchloſſenen Wohnung verſchiedene Völker kennen. Man muß vielmehr mit ihnen Umgang pflegen, ihre Sitten auflöſen, ihre Tugenden und Laſter gegen einander halten, die genaueſte Umſtänden unterſuchen, und die gemeinen, ſowohl als vornehmen Glieder eines Geſchlechts beobachten. Man muß Nach-

richt einziehen von ihren Anſtalten im ſtudieren und beluſtigen; wie ſie zu denken und zu reden pflegen: worin der herrſchende Geſchmack eines Landes beſtehe, ob es Trägheit oder Emſigkeit, Hochmuth oder Gewinnſucht ſey. Kennet man dieſe beſondere Eigenſchaften deutlich, ſo iſt es leicht zu errathen, was dieſes oder jenes Volk bey gewiſſer Gelegenheit thun, und ob es ſeine Regierungsform beibehalten würde. Aus ſolcher Unterſuchung haben ſinnreiche Staatskundige erkannt, daß die Alleinherrſchaft bey den Franzoſen, hingegen die Freyheit des gemeinen Weſens ſich ſelbſt vorzuſtehen bey den Venetianern erforderlich ſey, und daß die herrſchaftliche Gewalt eines Landes den Sitten der Einwohner gleichförmig ſeyn müſſe, ſo daß man alle verſchiedene Regierungsformen mit gleicher Hochachtung anſehen muß.

Wie wenig wird aber dieſer Meinung beygepflichtet. Es ſind nicht ſowohl dieſe Vorwürfe, welche die Völker von einander abſondern, als vielmehr die Gewohnheiten im Umgang, in Kleidung und Speiſen. Wenn man aber gleichwohl alles ſorgfältig unterſuchen wollte, ſo würde ſich zeigen, daß ſo verſchiedene Gewohnheiten gröſtentheils einerley, und daß, zum Beyſpiel einige Völker, die dem Tabakrauchen, zugethan ſind, öfters nicht mehr Dampf ausblaſen als andre, welche gerne viel ſchwätzen. Es wird von beyden Seiten auf eins auskommen, da dieſe ihr Leben mit unnützer Bewegung der Zunge zubringen, ſo wenden

es

es jene dazu an, eine Pfeiſe zwiſchen den Zähnen zu halten. Eine ſolche Betrachtung würde uns gewiß beſtürzen, wenn wir unſrer ſelbſt genöſſen. Wir würden uns darüber betrüben und zugleich ſchämen, daß man aller Orten vernünftige Menſchen findet, die in ihrem Betragen nicht mit der Vernunft zu Rath gehen; die ſich der ſchändlichſten Trägheit ergeben, welche ſie unter der Aufſchrift der Ruhe und des Reichthums am arbeiten verhindert; die ihre Zeit nicht umzubringen wiſſen, da ſie doch in ſich ſelbſt die vortrefflichſten Mittel beſitzen, ſich Genüge zu thun, in unermeßliche Zeiten auszubreiten, und die Ewigkeit zu überdenken.

Die Liebe zum Vaterland, welche eine der ſchönſten Tugenden ſeyn ſollte und in der That iſt, entartet ſich bey den meiſten in eine Leidenſchaft. Man ſchätzet gefolglich nur ſein eignes Land hoch; man verehret deſſen Mängel, und man wird gleichſam gegen ſeinen eignen Willen verleitet, alle andre Völker, deren Gebräuche mit jenen nicht übereinſtimmen, zu verwerfen. Man denket daran nicht, daß die Verſchiedenheit derer Völker ein liebliches Blumenbett abbilde, auf welchem man Tulipanen und Anemonen von mancherley Art und Farbe erblicket; daß die Natur, die durchaus in der Welt keine zwey einander vollkommen ähnliche Dinge hervorgebracht, die in einem einigen Hausgeſchlecht ſo verſchiedene Denkungsarten angerichtet, durch eine nothwendige Folge den Geſchmack nach Beſchaffenheit der Himmelsge-

gend, der Auferziehung und der Vorurtheilen verſchiedentlich eintheilen mußte. Wir aber, obſchon wir mit unſern Verwandten, ja mit uns ſelbſt nicht einig ſind, begehren, daß der ganzen Welt eine durchaus gleichförmige Handlungs- und Denkungsart eigen ſey. Wie thörigt gehen wir alſo hierin zu Werk, wir müſſen es ſelbſt geſtehen. Ein Weltweiſer hingegen iſt geſchickt, ſich in alle Gebräuche des Landes, in welchem er leben ſoll, zu bequemen und zu mäſigen. Er weis, das ein Volk, ſo am Meer gränzet, oder ſich ſelbſt ohne Oberhaupt vorſtehet, an Zierlichkeit und Munterkeit einem andern, ſo unter unumſchränkter Regierung ſtehet, nicht beykomme, und daß man ſich in einer Handelsſtadt nicht wie in dem Aufenthalt des Adels beluſtigen müſſe. Wir preiſen billig den glückſelig, der durch ſeine Willfährigkeit und Liebe zu allen Völkern, ein Burger der Welt wird. Man iſt zwar ſeinem Vaterland vorzüglich verpflichtet: allein dieſer Vorzug vermindert bey einem Weiſen niemals die Hochachtung und Freundſchaft, die wir uns insgemein wechſelsweiſe ſchuldig ſind. Wenn er bey allgemeiner Betrachtung der Menſchen wahrnimmt, daß dieſe verſchwiegener und jene geſprächiger, einige ſinnreicher andre tölpiſcher ſind; ſo machet er daraus den gewiſſen Schluß, daß man thörigt und unrecht handle, wenn man ihrer ſpottet, oder ſie nicht erdulden mag, da doch GOtt dieſelbe ſo erſchaffen, und ſie ſo unter ſeinem Schutze duldet.

Sechs

****

Sechs u. dreyſigſtes Hauptſtück.

Von dem Elend des menſchlichen Lebens.

Des Menſchen Leben auf Erden iſt wie ein Streit ſagte Hiob (1). Es iſt eine allgemeine Zuſammenverſchwörung aller Dinge, um uns mit uns ſelbſt in Streit zu verwirren, um unſre Leidenſchaften in Gährung zu bringen, unſre Gemüther zu erbittern, unſre Sinnen zu blenden, unſre Herzen zu verfälſchen, ſo daß wir unſre Tage in Unruhe und Ungeduld zubringen müſſen, wenn wir uns nicht bemühen uns ſelbſt zu kennen und zu beſitzen. Wenn ein jeder bey ſeinem Eintritt in die Welt allen Schmerz und Unglücksfälle, ſo ihm in ſeinem Leben bevorſtehen, voraus ſehen könnte, ſo würde ihm gewiß ein ſolches Grauen ankommen, daß er wünſchte, unverzüglich wieder in das Nichts, daraus er kaum hervorgekommen, verwandelt zu werden; er würde mit Hiob ausrufen: Warum haſt du mich aus Mutterleibe kommen laſſen? Ach daß ich wäre umkommen, und mich nie kein Auge geſehen hätte (2)!

(1) Hiob 7. v. 1. (2) Hiob 10. v. 18.

Welch eine immerwährende Abwechſelung, welch eine plötzliche Veränderung iſt des Menſchen Leben! Wie viele meiner Freunden oder Verwandten liegen vielleicht eben itzt, da ich dieſes niederſchreibe, unter dem ſchmerzlichſten Verdruß oder Trübſal verſunken, oder gar auf dem traurigen Todtenbette. Wir leben unglücklicherweiſe, faſt jederzeit unter ſolchen Perſonen, die wir mit Gleichgültigkeit ſehen, und deren Gemüthsbeſchaffenheit mit unſrer nicht übereinſtimmt; dahingegen wir von denen entfernet ſind, deren Gegenwart uns zum Troſt und innigſter Freude gereichen würde. Es gehet kein Tag, ja faſt keine Stunde über, in welcher wir nicht entweder durch einen Verdruß, oder durch einen Schmerz, oder Anblick eines widrigen Vorwurfs, oder Widerspruch, oder Ungedult, deutlich erinnert würden, daß unſer Leben eine Zeit der Trübſalen, und daß der Ausgang aller unſerer Anſchläge und Unternehmungen ſeyn werde, daß wir an dieſem oder jenem Grab eines Kirchhofs zerſcheitern müſſen. Wir nehmen jeden Augenblick mehr und mehr ab, und kommen dem, der uns betaſten und ergründen wollte, als ein Geſichte vor.

Doch vieler Widerwärtigkeiten des Glücks, vieler ſchmerzlichen Krankheiten, ja ſolcher harten Trübſalen, die ganze Völker und Gegenden faſt zur Verzweiflung darnieder reiſſen, zu geſchweigen, ſo haben wir in uns ſelbſt einen unerſchöpflichen Zufluß von Beunruhigungen,

gen, die uns mehr oder weniger aufreiben, und unſer ganzes Leben iſt ein Gewebe von Widerſprüchen, ſelbſt in den geringſten Dingen.

Wir haben Urſach unſer Schickſal etwas näher zu erwegen. Wollen wir, zum Beyſpiel, eine Reiſe antreten, ſo wird das ungeſtümſte Wetter einfallen; ſind wir zu Hauſe beſchäftiget, ſo wird der Himmel heiter bleiben. Suchen wir in einem Bücherſaal ein Buch, ſo können wir ſolches nicht finden; verlangen wir es nicht, ſo fällt es uns zuerſt in die Augen. Leſen wir etwas wichtiges, oder ſind wir in einer ernſthaften Ueberdenkung begriffen, ſo werden wir durch ein unerträgliches Getöſe zerſtreuet; dagegen eine gänzliche Stille herrſchet, wenn wir müßig ſind. Erwarten wir jemand mit Ungeduld, ſo wird er erſt kommen, wenn wir ausgegangen ſind. Wollen wir einen Freund auf dem Lande beſuchen, ſo werden wir eben einen Tag dazu erwählen, an welchem er nicht zu Hauſe, obſchon er gar ſelten pflegt abweſend zu ſeyn. Haben wir nöthige Geſchäfte vorzunehmen, ſo werden wir ohne Zweifel geſtöhret. Haben wir einen einzigen wohlgerathenen Sohn, ſo wird er uns durch den Tod entriſſen; iſt er ein Taugenicht, ſo erreichet er das höchſte Alter. Wir könnten ein groſes Buch mit ſolchen Widerſprüchen anfüllen, welche, ſo unanſehnlich ſie auch ſcheinen, doch alle hinlänglich ſind, uns zu überzeugen, daß die Zeit unſers

Lebens eine Zeit der Prüfung ſey, und daß wir Pilgrime ſind, die ihre Reiſe mit vielem Ungemach fortſetzen, und auf eine beſſere Wohnung hoffen.

Wollen wir darauf nicht merken, ſo iſt die Schuld an unſrer Seite; denn einmal iſt es doch gewiß, daß unſre Tage bis zu einem beſtimmten Alter wachſen und zunehmen, hernach aber wieder zurückſchreiten, ehe wir uns deſſen verſehen; daraus wir dann deutlich ſehen können, daß unſer körperliches Beſtehen gleichſam nur vielmehr ein vorübergehender Schatten, als weſentlich ſey; wir nehmen täglich ab, und vergehen allmählich, wie das Waſſer tropfenweis verfließet.

Bey ſolcher Beſchaffenheit unſers Lebens kann man nicht anders als mit Erſtaunen ſehen, wie ſo manche in daſſelbe ſo brünſtig verliebt, und ſo beſchäftiget ſind es zu verlängern. Es iſt wahr, wir ſind verpflichtet für unſre Erhaltung und Geſundheit zu ſorgen; eine Pflicht, die uns ſelbſt vorzüglich zur Wahrnehmung eingepräget iſt; dabey wir aber jederzeit erwegen müſſen, daß wir eine Erde bewohnen, die mit Diſteln und Dornen bewachſen; die von Laſtern und Greueln weit mehr angefüllet iſt, als Africa von wilden Thieren. Bey Nachleſung der Geſchichten und Erkundigung deſſen, ſo ſich bis auf dieſe Stunde noch zuträgt, wird ſich zeigen, daß faſt kein Tag abgelaufen, der nicht durch ein abſcheuliches Laſter, durch ein auſerordentliches Unglück oder bedenklichen

Zufall,

Zufall, ſein Gedächtnis nachlaſſe. Ja, wir können noch näher gehen und uns erinnern, wie in unſern Tagen unaufhörlich ſo viele durch Feuer und Schwerd umkommen, ſich ertränken, ſich in einen Abgrund ſtürzen, die unerhörteſte Verbrechen begehen, und aus Verzweifelung ſich ſelbſt den Lebensfaden abſchneiden. Die Welt iſt eine Schaubühne, wo die Auftritte ſich jeden Augenblick verändern; wo alle Leidenſchaften und Laſter, Unglücksfälle und Widerwärtigkeiten, die gröſte Unordnung anrichten. Vielleicht vernehmen wir über vierzehen Tage oder vier Wochen, daß zu der Zeit als wir dieſe Betrachtung geleſen, durch Feuersbrünſte, Ueberſchwemmungen oder Erdbeben, ganze Städte verſunken ſind.

So iſt unſer Leben unaufhörlich tauſendfältigem Unglück ausgeſetzt. Scheinen wir auch gegen alle dergleichen Trübſale ſicher und ruhig zu ſeyn, ſo reiben wir uns insbeſondere einander durch falſches Anbringen, Gezänke, Verleumdung, Feindſchaft und Eiferſucht auf; und iſt noch ein gröſeres Elend unſers Lebens zu erdenken, als wenn wir durch unſer Betragen uns den Thieren gleich machen, ja wohl noch ärger ſind? Auf dieſer Erden kann niemand vollkommen glückſelig ſeyn. Wir finden überdas, daß nach dem Geſetz einer gleichen Vergeltung, die Groſen der Welt mehr Unruhe und Bedürfniſſe haben; geiſtreiche Männer mehr Empfindlichkeit, mehr Widerſprecher und Beneider; die Reichen hingegen weniger

Seele und Beurtheilungskraft. Wer ohne Unterlaß ſich mit Vergnügen ſpeiſet, genieſet deſſen am wenigſten. Iſt es kein reines Vergnügen, und ſo nur zu Zeiten geübet wird, ſo kann es die Seele nicht befriedigen, ſondern ſie muß im Elend ſeufzen; wer demnach die ganze Woche über ſeinen Beruf treulich und fleiſig warnimmt, wird an einem Spatziergang oder andrer Vergnügung ſich mehr ergötzen, als jener, der darin ſeine ganze Beſchäftigung veſtſetzet.

Sieben u. dreyſigſtes Hauptſtück.

Von dem Tod.

Wie wollen wir dieſen Augenblick erklären, welcher der Menſchlichkeit ſo fürchterlich iſt, in welchem der Menſch, dem Augenſchein nach, aufhöret zu ſeyn, und ſich mit dem Staub der Erden wieder vereiniget? Wie wollen wir eine erſchröckliche Verwandlung auslegen, die plötzlich in uns ſelbſt vorgehet, die uns den Augen unſrer beſten Freunden abſcheulich macht, die uns als einen heßlichen Erdenklos, als die traurige Speiſe der Würme, darſtellet? Wie können wir einer Seele über das Grab hinaus nachfolgen und ſie in der Verweſung und dem Geſtank unſers verfaulenden Fleiſches entwickeln, und ſie uns

als

als von allem Körperlichen getrennet, und in GOtt, als ihrem ewigen Belohner oder Beſtrafer, gänzlich beſchäftiget vorſtellen? Wie wollen wir durch die fürchterliche Schatten des Todes, die uns alle Erkenntnis eines vom Leibe abgeſchiedenen Geiſtes berauben, hindurch dringen, und uns in den Schoos der Gottheit ſchwingen, in welchem alle Menſchen immer leben?

Eine Unternehmung, die die Einſpannung aller Kräften erfordert; die eine gänzliche Verleugnung unſrer Sinnen unterſtellet, ſo wie es zum Genuß unſres ganzen Weſens nöthig, wenn uns anders eine ſolche Vorſtellung gelingen ſoll. Es iſt vergeblich, wenn jene, die ſich durch das Körperliche beherrſchen, und durch die Sinnen bemeiſtern laſſen, einen ſolchen Verſuch wagen wollen: nur derjenige iſt hierzu geſchickt, der gewohnt iſt in ſich ſelbſt zu leben, und in Ausforſchung ſeiner Seelen aufmerkſam zu ſeyn; ein ſolcher kann deutliche Blicke auf jene Seite des Grabes werfen. Ja, wo der Glaube nicht den Mangel dieſes Lichtes noch erſetzte, ſo würden die meiſten Menſchen den Tod nur als eine gänzliche Vernichtigung betrachten; ihr Ausſehen würde ſich gleichſam nur auf den Grabſtein, der die Stätte verſchlieſet, und nicht weiter erſtrecken.

Die genaue Erkenntnis unſrer ſelbſt kann uns lehren, daß die Seele ſich wieder zurück begebe, wenn ſie ſpüret, daß der Leib im Begriff ſey, ſich in Staub zu verwandeln, und ſobald ihre Sendung zu Ende gegangen, die

ver-

vergeltende oder rächende Wirkung ihres GOttes unterfinde. Wenn der Zuſammenhang der irrdiſchen Sorgen unterbrochen, und der Vorhang des Fleiſches zerriſſen iſt; ſo eröfnet ſich die Ewigkeit und die Gottheit erſcheinet. Am Tode können wir am beſten den unendlichen Unterſcheid zwiſchen dem Schöpfer und denen Geſchöpfen merken. Die unzählbare Menge von Weſen, die täglich ihr Leben beſchlieſen, die unter den Benennungen von Menſchen, fliegenden, vierfüſigen und kriechenden Thieren, Fiſchen und Ungeziefern, ſo viele verſchiedene Welten ausmachen, die auf der Erde, in der Luft und dem Waſſer beſtehen, legen durch ihren Tod ein Zeugnis der Herrlichkeit GOttes ab, der unabhänglich, ewig und ſich ſelbſt genugſam iſt. Der Tod eines jeden Geſchöpfes iſt ein neuer Zuruf GOttes, daß wir leimene Gefäſe ſeyen, die er nach Wohlgefallen zerbrechen kann. Indeſſen liebet und belebet er uns immerwährend, und wir wollen darauf nicht achten. Wir vergnügen und beſchäftigen uns in dieſem Leben am Umgang, an Schauſpielen, an Bücherſälen, an Gärten, an Mahlzeiten, an irdiſchen Schätzen und Würden. Wenn aber ſeiner Zeit ſolche Gegenſtände aus unſern Augen, und dieſe ſelbſt mit jenen zugleich verſchwinden werden: dann empfindet unſre Seele, daß ſie allein für GOtt erſchaffen ſey; ſie wird nur nach GOtt ſich ſehnen, und ihre ganze Abſicht auf ihn richten; ja ſie wird die Hand ihres Richters empfin-

den,

den, der ſie entweder unter die ewige Laſt ſeiner ſtrengen Gerechtigkeit verſenket, oder mit unausſprechlichem Troſt erquicket.

Unſre Leiber, die an jenem groſen Tage wieder belebet werden ſollen, werden die Stellen einnehmen, die ihnen GOtt in ſeiner Unermeßlichkeit anweiſen wird. Die Geiſterlehrer wollen zwar die in den ewigen Rathſchlüſſen hierzu beſtimmte Stellen gleichſam voraus ſehen. Sie urtheilen, daß die Erde viel zu klein und gering, um das Licht ſo vieler Geſtirne, die über unſern Häuptern ſchweben, zu verdienen, und da GOtt ſeine Werke nicht zerſtöre, daraus folgen müſſe, daß diese herrliche Himmelskugeln, deren Nutzen wir nicht errathen können, und die einige Weltweiſen als bewohnte Körper anſehen, dereinſt die Wohnungen der auferſtandnen Leiber werden könnten. Es ſcheinet in der That, als ob GOtt, indem er unſerm Geſicht dieſe Geſtirne in ihrem vollen Glanz darſtellet, uns vom Himmel zurufe: erhebet eure Augen und ſehet eure zukünftige Wohnungen. Dieſe Vorſtellung ſcheinet den Worten des heiligen Petri ganz gleichförmig zu ſeyn: **Wir erwarten einen neuen Himmel und eine neue Erde; die Elemente werden vor Hitze zerſchmelzen** (1); wie nicht weniger dem Ausdruck des heiligen Pauli: Wir werden hingerückt werden in den Wolken, dem HErrn entgegen in der Luft (2).

Die

(1) 2 Petri 3. v. 10. 33. (2) 1. Theſſal. 4. v. 17.

Die bis auf jenen Tag ſchlafende Leiber, da alles in ſeine vorige Zuſammenfügung gelangen wird, gleichen einem wirklichen Schlaf. So hat unſer Geiſt im Traum öfters angenehme und fürchterliche Vorſtellungen, an welchen der Leib keinen Theil nimmt. Dieß iſt der Begriff, den ein Weiſer vom Tode faſſet. Wie wenige können ſich davon eine deutliche Vorſtellung machen, weil wenige ſich zu erleuchten und zu ergründen ſuchen. Die alten Weltweiſen ſtunden in dem Wahn, daß die Seele des Menſchen in den Leib eines Thiers übergienge; und einige neuere noch unſinnigere Weltweiſen, unterſtellen bey dem Anblick eines Leibes der verweſet, daß die Seele ebenfalls verweſen und vernichtiget werde, So daß die Abſchilderung unſrer Perſonen, in Anſehung ihrer Dauer weit vortrefflicher ſeyn würde, als wir ſelbſt.

Der Tod iſt es inzwiſchen allein, ſo fürchterlich er auch vorkommt, der uns den wahren und unermeßlichen Unterſcheid zwiſchen Geiſt und Körper zeiget; der Tod iſt die Erniedrigung des einen und die Erhöhung des andern; ja wenn wir nicht ſterben würden, ſo hätten wir Urſach zu argwohnen, daß der geringe körperliche Theil der uns umgibt, unſer ganzes Weſen ausmachte. Wir ſehen hingegen durch den Tod, daß der Leib nur eine grobe Erde ſeye, die dahin zuruckkehret wovon ſie gekommen, damit man ſolche nicht mit der Seele vermenge.

Wer

Wer in ſeinem Leben nur ſeine Oberfläche gekannt, und nur mit einer guten Verdauung ſeines Magens, mit Kleiderputz und ſanftem Schlaf beſchäftiget geweſen, der kann den Tod gewiß nicht anders als die gänzliche Zerſtörung ſeines Weſens anſehen. Wie verehrungswürdig und köſtlich iſt nicht hingegen der Tod, dem der ſeine Seele liebet und kennet. Muß man ſchon den Vortheil des Genuſſes ſeiner ſelbſt entbehren, ſo empfindet man doch, daß dieſer Genuß öfters von den Leidenſchaften und andern Mängeln kann geſtöret werden, mithin eine ſehr unvollkommene Glückſeligkeit ſey. Man ſpüret, daß die Seele, die vielfältig durch zeitliche Bedürfniſſe beſchweret, und durch irdiſche Begierden dahin geriſſen wird, nunmehro in der That ihren freyen Ausflug nehme und ganz göttlich werde, wenn ihre ganze Beſchäftigung nur in der Anſchauung GOttes beſtehen kann. Man empfindet, daß dieſe leimene Hütte, die man umher trägt, eine unerträgliche Laſt wird, wenn man die wahre Glückſeligkeit von dem Elend zu unterſcheiden weis. Man empfindet, daß das zeitliche Leben, welches ſo angenehm ſcheinet, nur eine finſtre Wolke ſey, die uns erſticket, und unſre Ruhe verzögert; ja daß GOtt ſelbſt, wenn er im Tod unſre Seelen verkläret, den Leib verſchwinden läßt, ſo wie von einem hellen Licht unſer Schatten verſchwindet.

Der

Der Tod iſt alſo in den Augen eines Weiſen ein groſer Gewinn, das Ziel aller ſeiner Begierden, ja der Anblick ſeiner Entbindung. Er trotzet dem Tode nicht, er wünſchet ihn nur. Fleiſchliche Seelen ſehen hingegen den Tod als das Grab der Verweſung und der Würmer an. Kleinmüthige Seelen ſtellen ſich ihn als von Geſpenſtern und finſterm fürchterlichen Schein begleitet vor. Ein Baum, der abſtirbt und verweſet, kann uns ſolchen erſchröcklichen Anblick nicht ausliefern; wie iſt dann der Leib, der doch ein Körper gleich jenem Baum iſt, dazu vermögend? Ein Gebäude wird in Aſche verkehret, ohne unſre Einbildung zu entſetzen; wir fallen hingegen in Ohnmacht bey dem Anblick eines verſtorbenen Körpers, der einem Holze, Stein oder Erde gleich ſiehet.

Wir müſſen uns hierin nicht blenden laſſen. Es iſt der Leib nicht der uns in Schröcken bringt. Da unſre Gedanken ſelbſt gewohnt ſind etwas körperliches anzunehmen, ſo ſtellen wir uns die Seele, deren Geſellſchaft uns entriſſen iſt, unter ſolchen Bildern vor, die in die Sinnen fallen. In dieſem Wahn glauben wir, daß vermeinte Geſpenſter, die doch nur lauter Geiſt ſeyn, und zu dem Geiſt reden können, Vorhänge aufziehen, Thüren erſchüttern, und nur Augen und Ohren rühren können. Man wird durch keine Eingebungen, ſondern nur durch körperliche Erſcheinungen, oder niederträchtige Thaten gewar-

warnet, gleich als hätte GOtt unſre Unſterblichkeit nur dazu vorbehalten, damit wir uns in ſolchen Zeitvertreib beſchäftigen könnten, der allen denkenden Menſchen ungeziemend wäre. Man gehe doch in die Schule ſeiner Vernunft, ſo wird man lernen, daß dergleichen Nichtswürdigkeiten ihren Urſprung nirgend anders nehmen, als in der Unordnung unſerer Sinnen, in der unglücklichen Gewohnheit, daß wir ſie als einen Theil unſers Geiſtes anſehen.

Wie glückſelig iſt der Menſch, der dieſe Welt gebrauchet, als gebrauchte er ſie nicht; der durch Abſagung ſeines Willens der allgemeinen Abſagung, welcher er im Tod ſich unterziehen muß, zuvor kommt. Wenn man ſich in Zeiten mit dem Tod bekannt macht, ſo lernet man nach demſelben verlangen. Wenn man ſich nicht von den Sinnen beherrſchen lieſe, ſo würde man das Bild des Todes mit vieler Zufriedenheit aufnehmen. Man würde bey ſeinem Abdruck auf dem Körper, deſſen Bewegungen er unterbrochen, ſich an das Siegel unſrer wahrhaften Unſterblichkeit erinnern. Man würde wiſſen, daß der Tod allein uns vollkommen uns ſelbſt und GOtt übergibt, von dem wir uns in unſerm Leben ſo oft entfernet; ja daß der Tod uns von allen Beunruhigungen, Getümmel und Leidenſchaften entreiſet.

Wer ſtirbet, dem widerfähret in den Augen der Welt ein groſes Uebel, gleich als

wenn das Sterben allein unſre ganze Unglückſeligkeit ausmachte. Wird nicht der, ſo ſtirbet, gegen alle nichtswürdige Ehren und elende Reichthümer, die uns hier quälen, unempfindlich; wird er nicht von ſo manchen vergänglichen und jederzeit gefährlichen Geſellſchaften geſchieden; wird er nicht hingegen in eine Gegend verſetzet, wo keine Abwechſelungen von Tagen und Jahren, und ſonſt keine Veränderung Platz findet? Er ſiehet ſich vor dem Angeſicht GOttes ohnunterbrochen, und ohne finſtre Wolken dargeſtellet. Er verläßt eine Erde, die ihre Einwohner verzehret, um in dem wahren Aufenthalt des Lebens zu leben. Wir ſterben nur einem ſehr kleinen Theil der Erden ab, da wir nur in einem engen Winkel dieſer Welt beſtehen können, und mithin nur ſolchen geringen Raum verlieren. Sind wir nicht itzt, in Abſicht auf andre Orte, wo wir nicht wohnen noch wohnen können, ſchon wirklich geſtorben, ſo daß wir nach dieſem Leben, unſerm itzigen Aufenthalt nur das werden, was wir in Anſehung aller andern, ja des gröſten Bezirks unſers Welttheiles, ſchon wirklich ſind; ſie ſind alle für uns vergebliche Länder. Man betrübet ſich darüber nicht, daß man nicht in allen Städten, ſo man geſehen hat, wohnen kann; warum ſollten wir uns dann betrüben, wenn wir der Stadt die wir itzt bewohnen, abſterben ſollen? Unſer Tod hat vollkommne Aenlichkeit mit unſerm Abzug von einem Ort, durch welchen

wir

wir auf einer Reiſe kommen, und welchen wir nie wieder ſehen werden.

Der enge Raum, den wir einnehmen, und die daraus folgende kleine Geſtalt unſers Körpers, iſt uns nunmehr ſo deutlich erwieſen, daß es unſerm Hochmuth unmöglich ſeyn wird, ſich dagegen aufzulehnen. Die Heil. Schrift druckt uns ſolches überdas ſehr vernehmlich aus, wenn ſie uns lehret: daß die, welche in leimenen Hütten wohnen, und einen irdiſchen Grund haben, gleich wie von Schaben verzehret werden. Das Nichtige umgiebet uns von allen Seiten. Durch das Vergangene ſind wir nicht mehr, durch das Zukünftige ſind wir noch nicht, und durch das Gegenwärtige ſind wir nur zum Theil. Ein jedes Alter bringet uns neue Schwachheit zuwege, und iſt ein Vorbote unſers Grabes. Die Kindheit iſt nur eine Vergeſſenheit, die Jugend ein lieblicher Traum, und das Alter ein kraftloſer Tod.

Die meiſten Dinge, die uns umgeben, verkündigen unſer Ende. Wir ſpüren es in der Luft die wir athmen, in den Speiſen die wir zu uns nehmen, ja in der Quelle unſers Lebens, die allmählig abnimmt. Die Kleider, die uns bedecken, ſind von ſolchen Thieren, die nicht mehr beſtehen; die Häuſer, die wir bewohnen, ſind von ſolchen gebaut, die ſchon vermodert; wir werden ſelbſt gar bald verſchwinden, nemlich den engen Raum, den wir itzt einnehmen, verlaſſen. Wann wir

nicht in uns ſelbſt leben, ſo ſind wir in Anſehung des Weltkreiſes als ein Nichts zu rechnen, und unſre Eitelkeit kann nur ihre Ausdehnung unſre Wohnung nennen. Die Ueberlegungen ſelbſt, die das Leben unſrer Seele ausmachen, ſind vergänglich, und ſtellen durch ihre Zerſtörung eine Art des Todes vor, der in uns ſelbſt beſtehet, und ſich unaufhörlich erneuert.

Sind wir anitzt ſchon faſt der ganzen Welt geſtorben, ob wir gleich leben, unſern eignen Gedanken, ob wir ſchon ſtets denken; ſo iſt es gewiß eine ſeltſame Thorheit, wenn wir glauben, daß unſer Namen die Welt nach unſerm Tod erfülle. Wie viele ſind indeſſen ſo unvernünftig, daß ſie ſich mit ſolchem thörigten Wahn ſchmeicheln, und ihre ganze Unſterblichkeit auf die nichtswürdige Hofnung veſtſetzen, daß ihr Gedächtnis in Marmor eingegraben werde? Ein königlicher Prinz von Marocco, der zu Zeiten Clemens des XII. zu Rom ſturbe, nachdem er vorher die catholiſche Religion angenommen, ſprach zu ſeinem Beichtvater: Zieren ſie doch mein Grab mit einem Stein, darauf mein Stand verzeichnet iſt; ſollte er nur einer Handbreit gros ſeyn, ſo ſterbe ich vergnügt. So lächerlich uns dieſes Begehren vorkommen kann, ſo iſt es doch dem Verlangen der meiſten Groſen der Welt gemäs, ja man führet dergleichen, als Züge einer heldenmüthigen Seele an. Jedoch ein ſolcher Heldenmuth, der in den Staub gegra-

graben iſt, welchen der Wind zerſtreuet, kann nur bey Dichtern einiges Lob verdienen. Dieſemnach ſind manche, die den Tod nicht fürchten, viel kleinmüthiger als die, welche ihm mit Schröcken entgegen ſehen. Sie nehmen eine Hoheit der Seele an, die ſich nur auf die Vorſtellung beziehet, daß ihre Namen auf ein kleines Theilgen des Weltgebäudes eingegraben werden, das ſelbſt nur Staub iſt, und heut oder morgen vernichtiget wird.

„ Da die Menſchen dem Tod nicht entgehen können, ſagt Fontenelle, ſo ſuchen ſie „ ihm wenigſtens vier oder fünf Sylben, die „ ihnen eigen ſind, zu entwenden. “ Es wäre beſſer, wenn ſie gutwillig dazu ſich verſtünden ſelbſt ſamt ihrem Namen zu ſterben. Da die Thorheiten der Menſchen von gleicher Beſchaffenheit als ſie ſelbſten ſind, ſo konnten ſie ſich deſto leichter zuſammen vereinbaren, damit ſie zu den Verknüpfungen der menſchlichen Geſellſchaft gemeinſchaftlich dieneten. Ihr Verlangen nach der Unſterblichkeit und falſchen Nachruhm ihrer Namens, darauf faſt alles, ſo in der Welt vorgehet, abzielet, iſt ein deutlicher Zeuge davon: man leget nur denenjenigen den Namen der Thoren bey, deren Betragen mit der Thorheit des gröſten Haufens nicht übereinkommt. Wie öfters findet man den Zuſammenhang unſers Lebens, bey genauer Einſicht, weit ungereimter als die Thaten derer, die man als Narren verſchloſſen hält.

Unterſtellen wir einmal, ohne an uns ſelbſt zu gedenken, es würde uns hinterbracht, daß in der Welt eine Art von Menſchen beſtehe, die nach dem Tode die Erwartung haben, GOtt zu ſehen und einer unendlichen Glückſeligkeit zu genieſen, wenn ſie anders die wenigen Jahre ihres Lebens geziemend anwenden, daß eben dieſelbige Menſchen, anſtatt nach dieſem Zeitpunkt ſehnlich zu verlangen, und ſich dazu zu bereiten, vielmehr alle Kräfte anwendeten, damit ihnen das Gegentheil widerfahren möge, daß ſie die Würden, die einige Tage währen, einer glückſeligen Unſterblichkeit vorzögen; daß ſie ihre Seelen um das Vergnügen eines Augenblicks aufopferten; ja daß ſie mit groſen Schritten in ihr ewiges Verderben rennten; würden wir nicht ausrufen müſſen: O groſer GOtt, welche Art von Menſchen! Würden wir über ſolchem Betragen nicht weit mehr erſtaunen, als über die Sitten der wilden Heiden. Könnten wir aber nicht wohl eine Abſchilderung unſrer ſelbſt in jener Beſchreibung finden? Iſt es uns ſchon bey genauer Ueberlegung bekannt, daß die Zeit alles aufreibet und zerſtöret, was nur beſtehet; daß ſie den Stolzen vertilget und ſeine Stätte; untergrabet ſie uns gleich nach gerade, und läſſet uns jeden Tag ſchon einigermaſen ſterben, ſo ſchmeicheln wir uns doch, daß dieſe Begebenheit nur unſern Nachbar betreffen werde; daß wir hingegen unſern Lauf über die hundert Jahre hinaus fortſetzen werden,

den, eine Hofnung, die deſto ſeltſamer, da man in ſolchem Alter leicht wieder den Kindern gleich wird.

Einige Jahre des Lebens mehr oder weniger ſind überdas, bey Erwegung der Ewigkeit, in welche wir, wer weis wie bald, verſetzet, und die wir nie wieder verlaſſen werden, als nichts zu rechnen. Alles wird in dieſem unermeßlichen Schlund verſchlungen, da ſich alle Folge der Zeiten, alle Vorſtellung eingebildeter Hoheit, alles ausſchweifende Vergnügen verlieret. Die Wolken ſind ſodann verſchwunden, die Wahrheit erſcheinet, der Menſch wird aus der Finſterniß, die ihn umgibt, hervorgezogen, und ſiehet ſich durch ein helles Licht erleuchtet, welches das ganze Weſen ſeiner Seele durchdringet. Itzt ſehen wir die Kinderſpiele mitleidig an, im Tode werden wir die wichtigſten Unterhandlungen, die erhabenſten Ehrenſtellen mit noch weit gröſerm Mitleiden anſehen. An allen Reichen der Welt werden wir nur ein falſches Flittergold warnehmen, welches unſre matte Augen blendet; ja die ganze Erde wird uns als ein zuſammenhangender Haufen Koth vorkommen, der in Reiche und Staaten eingetheilet iſt.

Ein Menſch, der ſeiner ſelbſt genieſet, erwartet den Tod nicht erſt, um ſich dergleichen Vorſtellungen zu machen; er macht es ſich zur glücklichen Gewohnheit, alle dieſe Vorwürfe gründlich zu überdenken. Er ſtirbet alle Tage den verweslichen Gegenſtänden und lebet zwie-

fach in ſich ſelbſt. Er gewinnet an Seiten der Seele reichlich, was er an den Sinnen zu verlieren ſcheinet. So kann der Tod dem Weiſen nichts benehmen; er behält vielmehr die Freyheit mit Vertrauen auszurufen: **O Tod, wo iſt dein Sieg** (1), da du mir nichts raubeſt, als was ich verachte, was ich mit vielem Verdruß ſehe, und deſſen ich längſtens überhoben zu ſeyn gewünſchet!

Alles, ſo wir im Tode verlaſſen, iſt in der That unſrer Aufmerkſamkeit und unſres Bedauerns wenig würdig, da wir nach der erhabenen und richtigen Geiſterlehre des Malebranche, im Tod nicht einmal unſern Leib verlieren. Scheinet dieſer Gedanke zwar vielen ſehr fremd und unglaublich, ſo iſt er gleichwohl in der Wahrheit gegründet. Man unterſtelle, es würden uns beyde Aerme abgeſchnitten, und dieſe Aerme wären verfault oder verbrent, ſo iſt es aus der Erfahrung derer, denen dergleichen Zufälle begegnet, ungezweifelt, daß wir in beyden Aermen Schmerzen empfinden würden. Es würden alſo nicht die beyde abgeſchnittene und verbrennte Aerme ſeyn, die uns noch Schmerzen verurſachen. Unſre Seele iſt demnach mit zwey andern Aermen vereiniget, und dieſe beyde Aerme ſind in der That unſer, wenn es anders erlaubet iſt zu ſchlieſen, daß ein Arm uns angehöre, ſo bald er uns wehe thut. Der Körper hat durch ſich ſelbſt keine Empfindung; er

(1) 1. Cor. 15. v. 55.

er kann auf den Geiſt nicht wirken, noch durch verſchiedenes Vernehmen rühren: er kann den Geiſt weder glücklich noch unglücklich machen; GOtt wirket allein zufolge den natürlichen Geſetzen in unſrer Seele durch die Vorſtellung der Ausbreitung, die er hineinleget, und dadurch vereiniget Er uns mit dem Leib. Da es aber der verſtändliche und vorbildliche Leib iſt, der uns wehe thut, wenn wir leiden; ſo folget daraus, daß der unempfindliche Leib, der ſich im Tode verlieret, eigentlich zu reden nicht unſer wahrer Leib ſey, ſondern nur die Gelegenheit des Leibes, den wir empfinden. Da dieſer Vernunftſchluß hinlänglich iſt, den Geiſterlehrer zu überzeugen, und zugleich einen Theil unſrer Leſer abſchröcken und verwirrt machen kann, ſo gehen wir darin nicht weiter: unſre Abſicht iſt, daß man uns begreife und folge.

Der Schluß den wir aus dieſem allem ziehen können, muß uns überzeugen, daß nach der Art eines Weiſen ſterben, warhaftig leben heiſe, und daß das Leben nach der Art dieſer Welt, in der That ein ſterben ſey. Stirbt man nicht in Wahrheit in allen den Geſellſchaften, in welchen man von nichts als Spielen und Gähnen weis; in dem Reichthum, der uns unaufhörlich beunruhiget; in allem Vergnügen, ſo nur einen abſcheulichen leeren Raum in uns läßt; an den Höfen, da eine immerwährende Sklaverey herrſchet; in den Geſchäften, die das Herz zernagen und den

Verſtand verwirren? Faſt alle Stellungen in dieſem Leben ſind Stände des Todes, oder wenigſtens der Schwachheit. Es iſt darum höchſt befremdlich, daß der gröſte Theil unſerer Wünſche auf ein langes Leben zielet. Man wünſchet alſo einem andern die Verlängerung ſeines Elends, und die Verzögerung ſeines Glücks. Wir wiſſen, daß der Tod uns eine ewige Glückſeligkeit verſchaffen ſoll, und wir ſcheuen uns vor demſelben; wir befürchten den Tod und wünſchen uns längres Leben. Wir finden das Leben kurz und die Tage lang; das Grab iſt uns ein Greuel, und wir wünſchen ſo ſehr zu ſchlafen; wie ungereimte Folgen ſind daraus auf uns zu ſchlieſen.

Ein Menſch, der ſeines ganzen Weſens genieſet, handelt darin nach ordentlichen Folgen; er wünſchet den Tod nur in ſo weit er ſich dazu bereitet. Er ſiehet die That eines Unſinnigen, der ſich ſelbſt umbringet, eines Soldaten der ſtirbet, ohne an ſeine Seele zu gedenken, keineswegs als eine Tapferkeit, ſondern vielmehr als die gröſte Thorheit an; er zittert vor Schrecken, wenn er daran gedenket, wie eine ſo groſe Menge unſinniger Menſchen, ſolchergeſtalt ſtirbt, daß ſie ſich ihres GOttes auf ewig verluſtig machen. Der Weiſe tröſtet ſich endlich damit, daß der Allmächtige, der ſeine Seele zur Prüfung in einen elenden Körper verſetzet, die Zeit dieſer Prüfung verkürzet, und auf ſiebenzig bis achtzig Jahre herunter gebracht habe. Ein ſolcher

Zwiſchenraum iſt hinlänglich, um die Geſtalt der Welt in Anſehung der Menſchen zu erneuern, und an der Stelle der jtzt lebenden ein ganz neues Geſchlecht hervorzubringen. Es ſcheinet, die Erde bemühe ſich unſre Leiber, als den Leimen der ihr zukommt, zurück zu fordern; allein wir vergeſſen auf ſolches zu merken: heute ſind wir Zuſchauer des Todes, morgen ſtellen wir das Schauſpiel ſelbſt vor; itzt ſind wir im Begriff, um andern Gelegenheit zu geben, unſern Tod zu beweinen, ſo wie wir geſtern über das Abſterben andrer Trähnen vergoſſen. Die ganze Arzneykunſt bezeuget, das der Bau unſres Leibes ſo zerbrechlich ſey als das Glas, und nur gleichſam durch ein Wunder beſtehe. Wer wohl überleget, wird ſich verwundern, daß er ſich jeden Morgen auf Erden wieder findet, in Erwegung ſo vieler Säfte, die in unſerm Leibe umlaufen, und geſchickt ſind, uns plötzlich zu erſticken. Gewiſſe Thiere leben, nach Anmerkung einiger Naturkündiger, ganze Jahrhunderte, und wir als die Könige der Thieren gehen vorüber als ein Schatten, weil dieſes Leben unſre Glückſeligkeit nicht ausmacht. Da die Vorſehung die Thiere nur für die Welt geſchaffen, und ihnen gefolglich keine Seele gegeben, ſo ſcheinen ſie durch ein längres Leben, und durch zärtere und zierlichere Geſtalt, ſchadlos geſtellet zu ſeyn. Ihr Tod hebet alles verwesliche und körperliche Weſen auf; durch un-

unſern Tod hingegen werden wir ganz geiſtlich ja den Engeln gleich.

Wir beſchlieſen dieſe Betrachtung mit den Worten eines vortrefflichen Mannes, wenn er ſagt: „ Erinnert euch, daß wenn wir beyſammen lebten, ſo würdet ihr meinen Geiſt „ nicht ſehen, und dennoch glauben, daß ein „ Geiſt mit meinem Leibe vereiniget wäre. „ Zweifelt alſo daran nicht, daß dieſer Geiſt „ noch beſtehe, wenn er von dem Leibe geſchieden iſt, obſchon er ſich nicht mehr durch „ einige That vernehmlich macht. “

Acht und dreyſigſtes Hauptſtück.

Von den Mitteln ſein ſelbſt zu genieſen.

Die Perſonen, die an nichts kleben, verdienen in den Augen der Welt eine allgemeine Verachtung; da hingegen ſind ſie in den Augen der richtigen Weltweisheit warhaftig glückſelig. Es kommt nur darauf an, daß man wiſſe, wie man an nichts kleben kann, nemlich ſich von der Welt und ſich ſelbſt losmachen, ohne jedoch aufzuhören ſich ſelbſt und die menſchliche Geſellſchaft in ziemender Ordnung zu lieben. Wir haben drey groſe Pflichten zu erfüllen, aus welchen alle andre entſpringen, und aus welchen alle Folgen, die uns Freyheit und Frieden zuwege bringen, abſtammen. Wir ſind uns GOtt, uns ſelbſt und

und unſerm Nächſten ſchuldig; ſo daß unſer Weſen ſich nicht kennet und beſitzet, noch in ſeiner behörigen Stellung iſt, wenn man dieſen Verpflichtungen nicht Genüge leiſtet. Der Menſch, der erſchaffen iſt um glücklich zu ſeyn, muß ſein Glück ſuchen; da aber dieſes Glück nicht weſentlich ſeyn kann, wenn es nicht in unſerm Herzen beſtehet, ſo müſſen wir uns bemühen, unſre Begierden in Ordnung zu bringen, unſre Gedanken zu reinigen, unſre Vorſtellungen zu verbeſſern, unſre Leidenſchaften zu bezwingen. Ein ſolches Vorhaben kann uns indeſſen nicht anders gelingen, als durch treue und ſorgfältige Ausübung der chriſtlichen Religion, die allein jene Folgen nach ſich ziehen kann; die mit der Vernunft übereinſtimmt; die uns mit einem Mittler, der GOtt und Menſch zugleich war, vereiniget und erhöhet; ja die uns in dem richtigſten Gleichgewicht erhält.

Man kennet ſich ſelbſt nicht recht, wenn man nicht JEſum Chriſtum erkennet, durch den alles gemacht iſt, und in dem alles lebet und beſtehet. Nichts iſt GOtt geziemender, als GOtt ſelbſt. Daraus man dann ſchlieſen kann, daß die ganze Welt, die aus Menſchen beſtehet, die gelebt haben, die nun leben, und ferner leben werden, nothwendig nur JEſum Chriſtum zum Vorwurf haben ſollten. Sonſt müßte der unendliche GOtt, dem endlichen zu gefallen ſeyn, welches unmöglich iſt. GOtt, der jederzeit als GOtt handelt, bezeugte, da

er

er die Sünde Adams zulieſz, daß keine Vergleichung zwiſchen ihm und den Geſchöpfen ſeye; daß ſeine hohe Abſicht bey Erſchaffung der Welt, nicht der irdiſche Menſch, ſondern der GOttmenſch ſey, an dem er ſeine Luſt habe; daß der erſte Adam nur als ein Schatten gegen den zweyten Adam anzuſehen ſey. Da die Sünde uns in einen Stand verſetzet, der ärger als das erſte Nichts ſelbſt iſt, ſo würket JEſus Chriſtus an dieſem Nichts, indem er durch ſeine Gnade eine neue Welt bildet, ſo wie GOtt die irdiſche Welt aus nichts hervorgezogen. Wir ſind anbey in JEſu Chriſto, der uns erneuert, andre Geſchöpfe, ſo wie wir in GOtt, der uns erſchaffen hat, die erſte Geſchöpfe ſind.

Aus dieſen Wahrheiten erhellet nun ganz deutlich, daß, um ſein ſelbſt recht zu genieſen, man der chriſtlichen Religion zugethan ſeyn müſſe, durch welche wir ſowohl unſer Unvermögen als unſre Würdigkeit erkennen lernen. Es erhellet daraus, daß alle Seckten, die von der Geſellſchaft JEſu Chriſti abgeſondert ſind, nur ein Gerippe ohne Seele und Leben, gefolglich nicht geſchickt ſeyen, die Seele in erforderlichem Maas hochzuſchätzen, und aus derſelben das Licht zu ziehen, welches die göttliche Offenbarung uns verſchaffet. Es erhellet daraus, daß die Mittel, um unſrer ſelbſt zu genieſen, nur ihre Wirkung haben können, in ſo weit wir der Güter der Religion theilhaftig werden, und nach der unendlichen

Glück-

Glückſeligkeit ſeufzen, die ſie uns verſpricht, nemlich nach einer ganz geiſtlichen Glückſeligkeit.

Wir beſtimmen alſo als das erſte Mittel, daß man das Chriſtenthum erkennen, und nach deſſen Vorſchrift wandeln müſſe, wenn es uns gelingen ſoll, uns zu beſitzen. Wir müſſen unter den Geſetzen, denen ſtets ein heiliges und ſichtbares Anſehen und Macht eigen iſt, unbeweglich ſtehen bleiben, und der Gefahr entgehen, daß wir uns von ſo manchen verſchiedenen Lehrgebäuden, die von ungelehrten und neugierigen Geiſtern erdichtet werden, und nur auf ungewiſſen Schrauben ſtehen, nicht hin und her bewegen laſſen.

Die Religion entdecket uns ein himmliſches Leben, und ſtellet uns das Irrdiſche nur als eine Zeit der Trübſal, und Prüfung vor, wir müſſen uns alſo über die Sinnen und alle vergängliche Schönheiten, welche die Erde zieren, erheben, und mit einem Wort, der Welt genieſen als genöſſen wir ihrer nicht. Welches wir als das zweyte Mittel angeben.

Da die Leidenſchaften in richtiger Ordnung ſtehen müſſen, wenn die Seele ruhig und zufrieden ſeyn ſoll, ſo iſt es nöthig, daß wir unſrer Einbildung und Schwachheit nicht zu viel trauen; alle Gelegenheiten, die zu Lüſten reitzen können, vermeiden; uns ſelbſt als ein Heiligthum anſehen, als die Stiftshütte in welcher der Geiſt GOttes wohnet, von

welcher

welcher alle Verwirrung und Verdorbenheit entfernet ſeyn muß. Wir ſind verpflichtet, die Lauterkeit unſrer Sitten zu unterhalten, welches nicht ſchwer fallen wird, wenn man nur erweget, daß eine Wolluſt, die uns nicht eigen, ſondern von dem Eigenſinn und Vergnügen einer nichtswürdigen und mehrentheils ausſchweifenden Welt abhanget, keine reine Wolluſt genennt werden mag. Welches das dritte Mittel ausmacht.

Da in der Unermeßlichkeit des Weſens aller Weſen aus unſern Augen, die ganze Welt, alle Menſchen, alle ihre Reden, Urtheile und Schriften verſchwinden und zernichtiget werden können, ſo müſſen wir dieſe göttliche Vollkommenheit nie aus den Augen laſſen, ſo werden alle zeitliche Lobeserhebungen, Schmähung und Verachtung plötzlich und von ſelbſt zu nichte, und es ſcheinet als wären wir allein in der Welt, und nur von GOtt und uns ſelbſt erkannt: dieß iſt das vierte Mittel.

Die göttliche Vorſehung hat in ihren unerforſchlichen Rathſchlüſſen, jedoch nach ihrer unumſchränkten Freyheit, unſer Vergnügen und unſre Widerwärtigkeit, unſren Stand und unſer Vaterland beſtimmet. Wir müſſen alſo mit unſerm Schickſal zufrieden ſeyn, und dabey bedenken, daß auf Erden kein glücklicher Zuſtand zu erwarten ſey, und ſo unglücklich wir auch ſind, ſich doch andre weit unglücklicher finden. Dieß ſey das fünfte Mittel.

Da

Da unſer Geiſt auf das Vergangene zurück ſehen, und in das Zukünftige ſich einlaſſen kann; ſo finden wir ein gedoppeltes Hülfsmittel in dem Gegenwärtigen, wenn es uns nicht günſtig iſt. Ueberfällt uns ein Unglück, ſo können wir dem Begriff nachher, ſo uns davon bleiben wird, durch Ueberdenkung der Folgen zuvorkommen, folglich unſren Verdruß, wo nicht gar verlachen, doch wenigſtens als ſehr gering anſehen. Man kann ſich durch Hülfe der Ueberlegung dahin gewöhnen, daß uns ein ankommender Schmerz, nicht mehr rühre als das Stechen einer Mücke, die augenblicklich wieder weg flieget. Solchemnach haben wir das ſechſte Mittel, unſerer ſelbſt zu genieſen.

Durch Ungeduld und Unruhe können wir durchaus nichts verbeſſern; ſie ſind vielmehr ein neues Uebel, welches wir dem, ſo wir ſchon unterfinden, noch beyfügen; wir müſſen ſolche alſo zu vermeiden ſuchen, als einen Anſtos von Fieber, welcher die Säften verſäuret, die Geſundheit verletzet; die uns mit uns ſelbſt in Mißhelligkeit bringen, ja die uns entweder zur Saumſeligkeit oder Uebereilung verleiten. Wir rathen dieſes als das ſiebende Mittel.

Wir müſſen ſuchen in eine mittelmäſige Verfaſſung zu gelangen, welche von den Dichtern beſungen, von den Weltweiſen geprieſen und von den wahren Weiſen angenommen wird. Wir denken nie mehr an

Geld als wenn es uns mangelt; um alſo daran nicht zu denken, iſt es ein Reichthum, wenn man ſein Auskommen findet. Welches das achte Mittel iſt.

Die Traurigkeit iſt nach dem Ausſpruch der heiligen Schrift nichts nütze: je zufriedener man alſo in der ſüſſen und ruhigen Freude ſeyn kann, welche ein gutes Gewiſſen und Gelaſſenheit in Trübſal unterſtellet, je glücklicher wird man ſeyn. Die ſicherſte Arzney gegen die Schwermuth iſt eine fleiſige Warnehmung ſeines Berufs und eine gute Geſellſchaft. Man muß ſich ſelbſt und andre beſuchen; die Zeit ſo eintheilen, daß man ſowohl mit ſich ſelbſt als ſeinem Nächſten umgehen könne, doch jederzeit die Geſellſchaft mit ſich ſelbſt allen andern auſer ſich vorziehen. Dieß iſt das neunte Mittel.

Wenn wir glücklich ſeyn ſollen, ſo muß das Herz frey ſeyn, nemlich ohne Zwang wirken, und keineswegs von dieſem oder jenem Gegenſtand abhänglich ſeyn. Wir müſſen alſo trachten ſo zu leben, daß wir einer Sache begehren und nicht begehren; eine Verbindung unterbrechen oder fortſetzen; einen andern beſuchen und wegbleiben können, denn wo wir gegen unſern Willen verleitet werden, ein Vergnügen zu verfolgen, ſo iſt es kein wahres Vergnügen mehr. Die reine Wolluſt des Geiſtes, die allein geſchickt iſt, uns zu befriedigen, ſchlieſet allen Zwang und Widerwillen aus. Darin beſtehet das zehnte Mittel.

Der

Der Ueberdruß iſt der gröſte Feind des Genuſſes unſrer ſelbſt, man muß ſich gewöhnen zu allen Zeiten und an allen Orten ſich wohl zu befinden, eine Beſchäftigung erwählen, die mit ſeinem Geſchmack übereinkommt; ſich von finſtern Gedanken durch angenehme Vorſtellungen abziehen; allen äuſerlich ſcheinbaren Fleis in Wiſſenſchaften meiden, und nicht ohne Ueberlegung reden. Dieß iſt das eilfte Mittel.

Da wir gewiſſermaſen von dem Leib abhangen, und die Seele gefolglich nicht ruhig ſeyn kann, wo der Leib ſich übel befindet, ſo müſſen wir dahin ſorgen, daß wir eine geſunde Luft genieſen, eine bequeme Wohnung haben; durch ein angenehmes Ausſehen oder wenigſtens durch das Sonnenlicht vergnüget werden; unſrer Geſundheit ſchonen; die Zufriedenheit; der Beluſtigung vorziehen; ja wir müſſen uns eine gemeſſene Lebensregel vorſchreiben, ohne jedoch dabey der Sklave eines Augenblicks zu ſeyn. Man muß früh oder ſpat ſchlafen gehen, eſſen und faſten, ſich mit andern unterreden und mit ſtillen Betrachtungen ſich beſchäftigen können, je nach dem es unſer Geſchmack und die Gelegenheit der Zeit und des Orts mit ſich bringt. Dieß iſt das zwölfte Mittel.

Beſchluß.

Da alles was wir auf Erden bewundern, unſrer Liebe nicht würdig iſt; und die Erde ſelbſt nicht mehr Aufmerkſamkeit verdienet, als ein Blätgen Papier, welches jeden Augenblick zerriſſen werden kann, ungeachtet der herrlichen Geſtalten und verſchiedenen Farben, womit ſolches gezieret iſt, ſo können wir eigentlich keine Ehre an uns hoch ſchätzen, als daß wir Menſchen ſind, und unſre Menſchlichkeit als das Werk eines allmächtigen, unermeßlichen, unendlichen, heiligen GOttes anſehen, durch den wir geworden, in dem wir ſind, und in Ewigkeit bleiben werden.

Aus den Zergliederungen der zeitlichen Güter, Beluſtigungen, Würden, Wiſſenſchaften und Geſprächen, ja aller unſrer Zeitvertreiben und Beſchäftigungen, werden wir nunmehro deutlich wahrnehmen können, daß wir der immerwährende Spott vieler tauſend falſcher Vorſtellungen ſind, ſo daß wir nur eines Schattens genieſen, wenn wir glauben, einen Körper zu ſehen und zu berühren. Die Welt iſt nur ein Gerippe, wenn wir den darüber gezogenen Firnis und Schaale abziehen, und ihre Hoheit, ihre Ruhm- und Siegeszeichen ſind nur ſchöne Trauergerüſte. Nur die Seele iſt es hauptſächlich und alleinig, die

uns

uns die Wahrheit zeiget, die der weſentliche Abdruck derſelben iſt, die unſre Treue verdienet, welche wir bis hierhin den Leidenſchaften und Eitelkeiten erwieſen. Durch ſie ſehen wir den Menſchen, als das Ebenbild GOttes, als den König der Thieren, mithin in einer weit höheren Würde, als in allen zeitlichen Ehrenſtellen und Namen, die wir erdenken können. Umſonſt bemühet ſich der falſche Hochmuth unter dem Schein der Demuth bey dem Anblick ſo vieler verſchiedener Weſen, die ſich in der Luft, in dem Waſſer, auf Erden und vielleicht auch in dem Himmel aufhalten, an dem Vorzug des Menſchen zu zweifeln, und ihn in Anſehung tauſend andrer Geſchöpfen die beſtehen können, als ein Ungeziefer oder kriechendes Thier vorzuſtellen. Der Genuß unſrer ſelbſt begnüget ſich an keinen Unterſtellungen; und ſo lang ihm keine untrügliche und unwiderſprechliche Gründe dargethan werden, ſo überzeuget er uns vielmehr, daß wir vortrefliche, von GOtt geliebte, durch ſeinen eignen Sohn erkaufte, und zu ewigen Wohnung bey Ihm, beſtimmte Weſen ſind: **Denn wir werden ihn ſehen, wie er iſt** (1).

Wir ſehen dadurch deutlich den Betrug ſo vieler Weltweiſen, ſo die Wahrheiten der Religion verwerfen, weil ſie ihrer Meinung nach, nicht klar und deutlich genug ſind, und hingegen an ungewiſſen Schlüſſen arbeiten, um

(1) 1 Joh. 3. v. 2.

um uns den Thieren einzuverleiben. Glauben ſie nun dieſen eiteln Träumen; warum widerrufen ſie nicht öffentlich den feyerlichen Vertrag, den ſie vor dem Angeſicht GOttes und der Welt eingegangen, daß ſie als Chriſten leben und ſterben wollten; warum ſtreichen ſie nicht unverzüglich ihre Namen und Taufbeſcheinigungen aus unſern öffentlichen Verzeichniſſen aus? Heiſet dieſes nicht allen Ordnungen der Aufrichtigkeit widerſtreben, daß man ſich in den glaubwürdigen Kirchenbüchern einen Chriſten nennen läßt, und nachher keinen Scheu trägt öffentlich auszubreiten, das Chriſtenthum ſeye eine Lüge und Thorheit! In dem bürgerlichen Leben dürfte man ſich dergleichen nicht unterfangen, ohne ſich im höchſten Grad verhaßt zu machen, und als ein unwürdiges Nebengeſchöpfe aller Menſchen angeſehen zu werden.

Die Urſache dieſes Uebels entſpringet lediglich aus der Unwiſſenheit, in welcher wir in Anſehung unſrer ſelbſt liegen, und welcher wir ſo wenig achten. Wir verlaſſen unſre eigne weſentliche Hoheit, und ſtreben nach fremder eingebildeter; die Vorſtellung eines Menſchen, der das Meiſterſtück ſeines GOttes iſt, welche uns unaufhörlich vor Augen ſchweben ſollte, iſt völlig verſchwunden, und zeiget uns vielmehr nur einen Staatsbedienten, einen Völkerbezwinger, einen Abgeſandten oder einen Höfling. Wer indeſſen auf die Sittenlehre, die in dieſem Werk enthal-

ten, und von welcher dieſe ſchließliche Betrachtungen nur ein kurzer Auszug ſind, einige Aufmerkſamkeit verwendet hat, wird gnugſam erkannt haben, daß man wahrhaftig gros und vornehm ſey, wenn man ein Menſch zu ſeyn weis, und wahrhaftig glücklich, wenn man der rechten Freyheit fähig iſt. Man wird überzeugt ſeyn, daß dieſe Hoheit und Freyheit von dem Hochmuth und Ausſchweifung weit entfernet ſey, da jene nur in unſrer Beziehung auf die Gottheit, dieſe hingegen in einer Denkungsart, nach der wir uns frey und angenehm in allen unſern zeitlichen Unterredungen beſchäftigen, beſtehen.

Man muß einſam ſeyn können, um ſeiner ſelbſt völlig zu genieſen; man iſt aber nie weniger allein, als wenn man auf ſolche Weiſe einſam iſt. Man findet ſich in Geſellſchaft aller Fähigkeiten ſeiner Seele, die ſich unendlich ausbreiten und vermehren; man ſchmecket das Vergnügen, als ein ohnumſchränkter Herr in der Welt zu leben, daß man nemlich von allem Reichthum, Beluſtigung, Würde und Lobeserhebungen unabhänglich ſey. Die Groſen der Welt ſind vieler Unruhe unterworfen, ſo mit den zeitlichen Gütern verpaaret gehet; die göttliche Vorſehung erlaubet öfters zur Strafe ihres Hochmuths, daß ſie Sklaven ihrer Höflinge, ja öfters ihrer Diener werden, die ſie nach eignem Gefallen leiten, und nach deren Geheiß ſie handeln müſſen. Wer ſeines Weſens genieſet, findet ſich

weit freyer; er hångt weder von ſeinen Bedienten, noch von ſeinem Geld, noch von ſeinen Leibesſåften ab.

Aus dem, ſo wir bis hierhin angeführet, wird ohne Zweifel deutlich ſeyn, daß man in einem mittelmåſigen Stande weit beſſer ſein ſelbſt genieſen könne, als in dem Schoos des Reichthums und der Würden, und daß man einfolglich keine Urſache habe, ſich zu betrüben, wenn man nicht reich oder vornehm iſt, ſondern vielmehr ſich darüber erfreuen müſſe; ja wir dürfen überdas behaupten, daß der Menſch nie vortreflicher ſeyn könne, als wenn er mit ſich ſelbſt ohne andre Hoheit lebet, als die welche ihm von GOtt beygelegt, deſſen Athem und Ebenbild er iſt, da man jederzeit an ſich ſelbſt abnimmt, nach gerade man an Würden und Gütern zunimmt. Ein Menſch zu ſeyn, iſt ein unauslöſchlicher Ehrennamen, und alle Würden dauren nicht långer als dieſes Leben, nemlich einige Augenblicke. Wie ſchmerzlich ſollte es uns alſo nicht rühren, wenn wir ſehen, daß ein Menſch ſich mit groben und irdiſchen Vorwürfen gemein macht; daß er ein Raub der ſchåndlichſten Leidenſchaften werde, ohne das geringſte Merkmal ſeiner Geiſtlichkeit und Unſterblichkeit von ſich zu geben; wenn wir ihn ſehen, ſein eignes ſelbſtſtåndiges Weſen vergeſſen, um andre ganz zufållige Geſtalten zu betrachten.

Die Ordnung der menſchlichen Geſellſchaft erfordert, daß hohe und niedrige Staatsbedien-

dienten und Handwerksleute, Reiche und Arme in der Welt ſeyen; doch dieſes kann einen Weltweiſen, der entweder aus freyer Wahl oder aus Nothwendigkeit keine andre Beſchäftigung hat, als nach ſeiner Gewohnheit zu leben, nicht hindern, die Glückſeligkeit einer ſolchen Unabhänglichkeit zu ſchmecken. Iſt es nicht gewiſſermaſen eine vorzügliche Herrſchaft, indem man zu Bette gehen und aufſtehen kann wenn man will, wenn man dahin gehen kann, wohin man will; wenn man leſen und reden darf, wie man will; wenn man andrer Aufſehen nicht ausgeſetzet iſt, ſich weder Neid noch Mitleiden zuziehet; wenn man ſich ſelbſt nur Rechenſchaft ſeines Betragens zu geben hat. Dieß ſind die Eigenſchaften jenes köſtlichen Lebens, welches von den Weiſen an allen Orten ſo hoch gerühmet wird, und dieſes Leben kann darum nur ſo beſchaffen ſeyn, weil man mäſig, und ſeiner ſelbſt genieſet.

Zuletzt ermahnen wir noch einen jeden, der ſich die Zeit genommen dieſes Werk bis zu Ende durchzuleſen, daß er dieſe Grundſätze annehme, und ſich gegen alle Feinde, ſo ihn an dem Beſitz ſeiner ſelbſt hindern wollen, ſorgfältig verſchanze; man ſtrebe nicht nach ſolcher Vollkommenheit, aus Verlangen ein ſonderbarer Menſch zu werden, denn alle Seltſamkeit ſcheinet verdächtig. Man genieſe vielmehr ſeines Weſens, weil man zu deſſen Genuß erſchaffen iſt; weil man nicht warhaftig glücklich ſeyn kann, ohne ſich ſelbſt zu be-

ſitzen. Die Lehren, die wir vorgeſchrieben, ſind unwiderſprechlich; ſie können aber von keinem Nutzen ſeyn, wenn unſer Leben nicht eine Folge dererſelben iſt. Anton Caraccioli (der Sohn eines Marſchals von Frankreich), der Biſchoff in Troyes war, führet unter andern in ſeinem Werk unter der Aufſchrift: **Spiegel der wahren Religion**, an, daß alle Bücher den Spiegeln gleich, in welchen man ſich einen Augenblick beſiehet, und deſſen bald wieder vergißt. Wird dieſes Werk, welches die Seele nach ihrer Beſchaffenheit vorſtellet, nicht auch ein gleiches Schickſal haben, ja werden nicht viele unſrer Leſer, wie der Apoſtel ſagt: Hörer des Worts und nicht Thäter ſeyn, die gleich einem Mann, der ſein natürliches Angeſicht im Spiegel beſchauet, und, nachdem er ſich beſchauet hat, hinweg gehet, und vergißt alsbald wie er geſtaltet war (1).

(1) Jac. 1. v. 23. 24.

Ver-

Verzeichnis der Hauptſtücken des Erſten Theils.

Einleitung. pag. 25
I. Hauptſtück. Von dem Verſtand. 47
II. Von der Einbildung. 53
III. Von dem Gedächtnis. 63
IV. Von dem Herzen. 70
V. Von der Liebe. 79
VI. Von den Leidenſchaften. 91
VII. Von den Sinnen. 95
VIII. Von der Freyheit. 101
IX. Von GOtt. 109
X. Von der Wahrheit. 121
XI. Von der Religion. 126
XII. Von der Glückſeligkeit. 139
XIII. Von der Andacht. 144
XIV. Von den Geſetzen. 154

XV.

XV. Von den Sitten. pag. 159
XVI. Von der Auferziehung. 164
XVII. Von den Vorurtheilen. 172
XVIII. Von den Wiſſenſchaften. 176
XIX. Von der Gottesgelehrtheit. 182
XX. Von der Geiſterlehre. 187
XXI. Von der Mathematick. 194
XXII. Von der Naturkündigung. 197
XXIII. Von der Arzneykunſt. 201
XXIV. Von der Geſchichte. 204
XXV. Von der Dichtkunſt. 206
XXVI. Von dem Studieren. 209
XXVII. Von dem Leſen. 212
XXVIII. Von den Weltweiſen. 217
XXIX. Von den Schriftſtellern. 223
XXX. Von verſchiedenen Geſellſchaften. 233
XXXI. Von gutem Gerüchte. 240
XXXII. Von dem Verdienſt. 244
XXXIII. Von der Gütigkeit. 250
XXXIV. Von Heldenthaten. 254
XXXV. Von der Ehrenrettung. 260

Des

Des Zweyten Theils.

I. Hauptſtück. Von dem Selbſtbetrug. (1)
II. Von der Zeit. (4)
III. Von dem Jahrhundert. (10)
IV. Von den Neuigkeiten. (18)
V. Von Geſchäften. (21)
VI. Von der Staatsklugheit. (25)
VII. Von dem Glück. (31)
VIII. Von dem Geſchlechtsherkommen. (34)
IX. Von den Höfen. (39)
X. Von der Welt. (45)
XI. Von Unterredungen. (53)
XII. Von Würden. (61)
XIII. Von dem Reichthum. (71)
XIV. Von Mahlzeiten. (82)
XV. Von dem Schlaf. (89)
XVI. Von der Kleidung. (92)
XVII. Von neuen Gebräuchen. (97)
XVIII. Von Gemählden. (104)
XIX. Von Gebäuden. (108)
XX. Von Ergötzungen. (114)
XXI. Von der Muſik. (121)
XXII. Von der Schönheit. (124)
XXIII. Von dem Pracht. (128)

XXIV. Von Schauſpielen. pag. (139)
XXV. Vom Tanzen. (151)
XXVI. Von dem Spielen. (154)
XXVII. Von Beſuchen. (160)
XXVIII. Von Spazierengehen. (168)
XXIX. Von der Jagd. (173)
XXX. Von der menſchlichen Geſellſchaft. (177)
XXXI. Von der Einſamkeit. (187)
XXXII. Von Freunden. (199)
XXXIII. Von Dienern. (205)
XXXIV. Von den Reiſen. (211)
XXXV. Von den Völkern. (224)
XXXVI. Von dem Elend des menſchlichen Lebens. (229)
XXXVII. Von dem Tod. (234)
XXXVIII. Von denen Mitteln ſein ſelbſt zu genieſen. (252)
Beſchluß. (260)

Auszug eines Schreibens des R. P. Burchard à St. Manſueto Scholarum Piarum Profeſſor.

Es iſt kein übertriebenes Lob der neuen Sammlung der merkwürdigſten Reiſegeſchichten, ſondern man läſſet eine reine und ächte Gerechtigkeit denenſelben widerfahren, wann man davon ſaget: daß die gelehrte Leute, ſo dieſes Hauptwerk auszuführen unternommen, nicht nur die Beſchaffenheit aller und jeder Länder, wie ſolche von den älteſten bis auf unſern Zeiten, ausgeſehen, darzuſtellen vorhaben, ſondern auch zugleich willens ſind, die unzählige Menge von Religionsarten, von Staatseinrichtungen, und demnächſt von allen Sonderheiten, welche die Geſchichte der Natur und der Menſchen enthalten, in dem Werk anzuwenden. Ja die gründliche Erfahrung überzeuget ſchon, daß dieſes Werk mit Recht für ein ſo vollſtändige Bibliotheck von allen wiſſenswürdigen Sachen in der Welt angeſehen und geprieſen zu werden verdiene, als nur jemals das edle Teutſchland erblicket hat; denn darin findet zum Genügen der Gelehrte, der Unſtudirte, der Staatsmann, der Handelsmann, der Geiſtliche und Weltliche, was immer zur Aufklärung der Wahrheit in den Geſchichten, zur Richtigkeit in der Erkänntnis aller Dinge, zur Anleitung in der Weisheit und Klugheit, und mit einem Wort, zum Unterricht in Verbeſſerung des Verſtandes und Willens aller Stände unter den Menſchen, dienlich kan ſeyn; und dieſes alles in einer flieſſenden, reitzenden und aufgeweckten teutſchen Schreibart vorgetragen. Bis auf die höchſt merkwürdige Begebenheiten des römiſchen Reichs und der Chriſtenheit, beſtehet es in vier und zwanzig Bänden in gros Medianquarto, mit allen nöthigen Kupfern und Landcharten, ſehr ſauber bey den Kayſerl Buchhändlern und Drucker, die Hrn. Gebrüder van Düren, zu Frankfurt am Mayn 1747 - 1767. gedruckt, d. i. durch 20jährigen Fleiß verfertiget.

In

In Anſehung dieſes, habe ich mich entſchloſſen, für mich und etliche gute Freunden, einen ganz kurzen, jedoch ordentlichen Auszug, zu mehrerer Erkänntnis und Gebrauch dieſes gründlichen Werks, zu machen. Ich werde Tritt für Tritt, Schritt für Schritt die gelehrte Verfaſſer folgen, d. i. alle Theile, Hauptſtücke, Abſchnitte und Abhandlungen in ihrer Ordnung, wie alles in dem Hauptwerk zum Genugen gefunden wird, genau durchgehen, und eine Abſchrift denen belobten Hrn. van Düren überlaſſen, damit ihre Hrn. Pränumeranten auch damit gedienet werden können, denen ein ſolcher Prodomus zum Gebrauch des groſſen Werks ſehr nützlich ſeyn wird.

Denn, wann man einen Auszug aus einem ſo berühmten Werk zu machen die Hand angelegt, ſo iſt ſolches ſoviel als nur eine eingeſchränkte Charte von einen weit ausſehenden Felde vor die Augen legen wollen. Es wird ſich der Mühe vielmehr verlohnen, wenn man durch jenes Hauptwerk ſelbſten zu mehrerer Känntnis alles deſſen zu gelangen ſuchet, welches die unendliche Weisheit des Schöpfers bey Hervorbringung ſo vieler unterſchiedlich und vortreflichen Vorwürfe zu bewundern und zu verehren darſtellet, welches die unwiderruflich Gewißheit des wahren und heiligen Glaubens (aus der Gegeneinanderhaltung der gereinigten Begriffe mit den unzähligen abgeſchmackten Meynungen, welche der Aberglaube, und die verderbte Vorſtellung der Völker, von GOtt und göttlichen Dingen hervorgebracht haben) gründlich belehret, auch den ſchönſten Stoff zur Vergröſſerung aller ächten Staatsklugheit und Wiſſenſchaften ſowohl, als zur Verbeſſerung eines jeden eigenes Zuſtandes, und zum Beſten des Nebenmenſchen ein vollkommenes Muſter vorleget, wie dieſes alles dieſe teutſche Geſellſchaft gelehrter Männer mit ſonderbahrer Sorgfalt und gröſten Koſten, zum allgemeinen Genüge und Vortheil, auch zum groſſen Ruhm Teutſchlandes, im nie genug geprieſenen vollſtändigen Werk zuſammen getragen hat.

Caraccioli, Louis-Antoine, / Walle, Abraham von/der / P. I. H. E. C.

Der Genuß seiner selbst, oder gründliche Anweisung, wie man seine Glü
ckseligkeit am sichersten befördern könne und müsse

Augspurg ; Leipzig 1767

Ph.pr. 208 d
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10040077-3
VD18 12031429